



A decorative border with floral and scrollwork patterns surrounds the text. The border is composed of a repeating floral motif along the sides and corners, with a small star-like pattern along the top and bottom edges.

Pesth und Ofen

in i f

i h r e n E i n w o h n e r n ,

d a r g e s t e l l t

v o n

Dr. Anton Jankovich.

Contabil

Demellay Gusztav

10 Szeptember 1891

Ex

Bibliotheca Hungarica

Philippi Korn,

Librarii posoniensis.

Pest und Ofen

mit

ihren Einwohnern,

besonders

in

medizinischer und anthropologischer

Hinsicht;

dargestellt

von

Dr. Anton Jankovich,

Hofarzte Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Joseph, Palatinus von
Ungarn, und Mitgliede der Pesther Medicin. Fakultät.

O f e n,

gedruckt mit königl. ung. Universitäts-Schriften 1838.



11,943

Placere — — bonis
Quam plurimis et miuime multos laedere.

Terent.

Seiner
Kaiserlichen Hoheit
dem
Durchlauchtigsten Prinzen
und
Herrn
Stephan (Franz Victor),

Kaiserlichen Prinzen und Erzherzog von Oesterreich,
Königlichen Prinzen von Ungarn und Böhmen etc.

Ritter des Goldenen Vliesses,

K. K. Obersten und Inhaber des Infanterie-
Regiments Nro 58. etc.

in tiefester Ehrfurcht und Verehrung gewidmet

von dem
Verfasser.

V o r w o r t.

Medicinische Ortsbeschreibungen haben einen grossen Werth, ihr Nutzen ist unverkennbar; und wahrhaft, wer medicinische Topographien nicht höher achtet als statistische, der ist noch in der Erkenntniss seiner Pflichten und seiner selbst nicht weit gekommen. Die Kenntniss des allgemeinen Gesundheitszustandes eines Ortes, wo man wohnt, ist nicht nur für den daselbst praktizirenden Arzt, sondern auch für die Regierung und für jeden einzelnen Einwohner von der grössten Wichtigkeit. Schon Hippokrates (de Aëre, locis et aquis) ermahnt die Aerzte, sich die Kenntniss der Luft, des Bodens und Alles dessen, was auf die Bewohner der Gegend, in welcher sie ihre Kunst ausüben,

einigen Einfluss hat, eigen zu machen. Für den praktischen Arzt, besonders in den ersten Jahren seiner praktischen Laufbahn, ist eine medicinische Ortsbeschreibung sehr nützlich. Er lernt daraus in kurzer Zeit Alles, was auf die Gesundheit der Einwohner, wo er praktizirt, Einfluss hat, und was er sonst aus eigener Erfahrung nur mühsam und durch eine Reihe von Jahren lernen würde. Dem ältern Praktiker wird sie insofern willkommen sein, als er darin seine Ideen und seine gemachten Erfahrungen wiederfindet. — Wichtig ist eine medicinische Topographie für die Regierung, weil die Vorsorge für die öffentliche Gesundheit zu den wichtigsten Pflichten einer Regierung gehört. Denn nur gesunde Bürger sind thätig; Thätigkeit bringt Wohlstand und Glück, sowohl dem Einzelnen, als dem Staate. Es ist also nicht genug, wenn der Staat nur ein schon vorhandenes Uebel zu entfernen sucht; er muss ihm vorbeugen. — Endlich nützt eine medicinische Topographie auch den einzelnen Bewohnern, sie werden über Verhältnisse belehrt, von welchen die Gesundheit Aller abhängt. Sie werden belehrt, was sie thun sollen, um selbst gesund zu bleiben,

und um die Gesundheit Anderer nicht zu stören. Sie werden daraus manches entnehmen können, was ihrem sowohl nächsten, als auch entferntern Lebenskreise neu und nützlich sein dürfte. Und überhaupt jeder gebildete Einwohner wird mit Interesse die Schilderung seines Wohnortes und seines Selbst, in bisher noch nicht berührten Beziehungen, lesen.

Eine medicinische Beschreibung irgend eines Ortes zu liefern, ist selbst unter den günstigsten Verhältnissen sehr schwierig. Es ist unstreitig die schwierigste Aufgabe des literarischen Faches. Wer mit der Geschichte der Heilkunde und ihrer Literatur vertraut ist, wird wohl wissen, dass wohlgerathene und hinlänglich ausgezeichnete medicinische Topographien, ungeachtet ihres grossen Nutzens, bisher unter die Seltenheiten gehörten. Die Ursachen davon sind vielfach: erstens, hängt ein solches Werk, wo so viele und so verschiedene Gegenstände vorkommen, nicht von der Kraft eines Einzelnen, sondern von der Mitwirkung Mehrerer ab. Erwäge man nun, mit welchen Hindernissen man bei der Aufsuchung von Hilfsquel-

len und der nöthigen Data *) zu kämpfen hat, besonders bei uns, wo so Manches noch in der Wiege liegt! Zweitens, werden die Topographien meist von den Einwohnern des beschriebenen Ortes gelesen, und schon aus dieser Ursache muss darin Praecision, Richtigkeit und Treue herrschen; und eine Kleinigkeit, die der Topographie unberührt lässt, oder anders giebt, als sie wirklich ist, kann ihm zum bedeutenden Vorwurfe angerechnet werden. — Drittens, muss man so viele Interessen berühren, dass es, wenn man der Wahrheit getreu bleiben will, bei der grössten Behutsamkeit fast unmöglich ist, gegen gewisse Menschen, besonders gegen solche nicht anzustossen, die in ihrem Wohnorte, in ihrer Vaterstadt, durch die Brillen des Patriotismus, immer nur das Beste sehen, und von keinem noch so bescheidenen Tadel des Bestehenden, wenn es noch so mangelhaft ist, etwas hören wollen. Daher ist es das Schicksal aller wahrheitsliebenden medicinischen Topographen, dass sie sich manche unverdiente Anfeindung und

*) So z. B. Die Einwohnerzahl kann man bei uns, der mangelhaften Konskription wegen, nicht genau erfahren.

manchen Tadel zuziehen. Dieses darf sie aber nicht abhalten, unparteiisch zu sein, und der Wahrheit getreu zu bleiben, insofern diess Letztere die Gränzen des Anstandes und der bestehenden Gesetze nicht überschreitet. Der medicinische Topographe muss alle Momente schildern, welche den allgemeinen Gesundheitszustand und die dahin zielenden Anstalten betreffen. Soll er denn die etwa darin bestehenden Mängel und Missbräuche in Schutz nehmen? Nein. Er muss vielmehr, ohne irgend Jemand zu nahe zu treten, auf sie aufmerksam machen, aber auch zugleich die Mittel zur Abhilfe anzeigen. Es ist nicht hinreichend nur zu wissen, wie diess oder jenes ist, sondern auch warum es so ist, und wie es sein könnte und sollte. Daher lässt sich eine Quasi-Kritik von einer solchen referirenden Darstellung nicht gänzlich trennen, und ein vernünftiges Wort, welches als ein segenreicher Keim zu betrachten ist, der doch einmal zur wohlthätigen Frucht gedeihen kann, ist hier nicht am unrechten Orte.

Die gegenwärtige ist die erste medicinische Topographie von Pesth und Ofen. Alle Vorarbei-

ten, alle Materialien fehlten dazu, ich musste mir sie selbst schaffen. Auf etwas Vollkommenes rechnete ich durchaus nicht (vor soviel Eigendünkel soll mich der liebe Gott bewahren), ich wollte bloss Materialien für ein künftiges, besseres Werk liefern. Nur Schams Beschreibungen von Pesth und Ofen lieferten mir einige brauchbare Data; obwohl seit dem Erscheinen dieser Werke in den beiden Städten Manches anders geworden ist. Aus den medicinischen Topographien von Würzburg, Rostok, Hanau, Danzig und Wien, die ich gelesen hatte, konnte ich höchstens dasjenige benützen, was der ähnlichen Verhältnisse wegen, auch bei den Bewohnern der beiden Städte stattfindet, und was sich in einer jeden Topographie nachweisen lässt.

Ich liess keinen Gegenstand unberührt, der auf die Gesundheit der Einwohner auch nur einigen Einfluss haben kann. In allen eingeholten Notizen suchte ich die grösste Zuverlässigkeit zu erlangen, und mich durch eigene Ueberzeugung sicher zu stellen. Durch sorgfältige Beobachtung, durch Vergleichung und Sichtung der Angaben,

durch Nachdenken und genaues Nachrechnen war ich nur im Stande mich aus dem Labyrinth, wenn auch nicht mit vielem Glück, herauszufinden. Eine freimüthige Parteilosigkeit suchte ich allenthalben zu behaupten; doch musste ich hie und da einige Bemerkungen unterlassen, um gewisse Interessen nicht zu compromittiren, oder um nicht indiscret zu erscheinen.

Die Beobachtungen von zehn Jahren, welche dieses Buch enthält, beginnen mit dem zweiten Jahre meiner praktischen Laufbahn. Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Menschen durch alle Klassen, sowohl im gesunden als kranken Zustande beobachten zu können. Damit aber mancher Leser dieses Buches mehr nicht fordere, als man von einem medicinischen Topographen zu fordern berechtigt ist, muss ich hier bemerken, dass nur Untersuchungen des Klima und der Witterung, welche dem Orte eigen sind; der Lage, des Baues und der Reinlichkeit sowohl des Ortes selbst, als der Wohnungen; der Beschäftigung der Einwohner und ihrer Lebensweise; der Nahrungsmittel und Gewässer; der Moralität, Kultur, Religion,

Kindererziehung, in wiefern alle diese Gegenstände Einfluss auf die Erzeugung der Krankheiten und Bildung ihrer Formen haben, und den Aerzten bei Heilung derselben nothwendige Winke geben müssen, unter die hauptsächlichen Gegenstände einer medicinischen Ortsbeschreibung gehören. Alles Uebrige, was nicht unter die erwähnten Rubriken gehört, oder nur einen unbedeutenden, oder gar keinen Einfluss in Erzeugung und Bildung von Krankheiten ausübt, z. B. das Alter einer Stadt, ihre ersten Erbauer, die Schicksale, die sie ehemals erlitten u. dgl., das Zahlenverhältniss des männlichen Geschlechts zum weiblichen, die Naturgeschichte aller Mineralien, Pflanzen, Thiere, welche in dem Umkreise eines gewissen Ortes sich befinden, und welche ohnediess in der Schilderung des Bodens und der Nahrungsmittel berührt werden müssen; die Beschreibung aller Kunstanstalten und Merkwürdigkeiten u. a. m. passen in eine medicinische Topographie durchaus nicht. — Wollte man eine allgemeine Topographie liefern, dann müsste man sich über Alles hierher Einschlagende weitläufig einlassen.

In der Beschreibung der beiden Städte befolgte ich mein eigenes System. Nur diejenigen Gegenstände, welche jeder der beiden Städte eigenthümlich sind, als: Lage, Bauart, Umgebung u. a. m., hielt ich für nothwendig, für sich abgesondert zu beschreiben; nicht aber jene, welche in beiden Städten gleich sind, als: Sitten, Kultur, Lebensweise der Einwohner u. a. m.

Der nachsichtsvolle Leser wird die (etwa vorkommenden) Unvollkommenheiten dieses Buches in Bezug auf Gegenstände, welche geradezu vor das Forum des Arztes nicht gehören, sondern auf fremde Quellen und Auktoritäten sich stützen, zu entschuldigen wissen.

Den (pl. t.) Herren Pfarrern in beiden Städten, dem astronomischen Adjuncten Herrn Dr Albert de Monte - Dego, dem Pesther Apotheker Herrn von Gömöri und dem gewesenen Alt-Ofner Kameralhofrichter Herrn von Hörchenröter zolle ich hiemit für ihre bereitwilligen und freundschaftlichen Mittheilungen öffentlich meinen wärmsten Dank.

Habe ich durch dieses Buch meinen Zweck, nützlich zu sein, erreicht; so werde ich mich für die Unannehmlichkeiten und die viele Mühe und Arbeit, die ich bei dem Zusammentragen und Ordnen der Materialien hatte, hinlänglich entschädigt fühlen.

Ofen den 24ten November 1837.

Dank.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Seite.

Allgemeine Bemerkungen über Pesth und Ofen sammt ihrer Umgebung	1
Lage und Bauart von Pesth	10
„ „ „ „ Ofen	16
Oeffentliche Gebäude in beiden Städten	26
Beleuchtung und Strassenpflaster	35
Polizei	39
Die Donau	41
Trinkwasser von Pesth und Ofen	43
Bäder „ „ „ „	51

Zweiter Abschnitt.

Klimatische Verhältnisse	80
------------------------------------	----

Dritter Abschnitt.

Verhältnisse der Bevölkerung	93
--	----

Vierter Abschnitt.

Beschreibung der Einwohner und ihrer Lebensweise	112
Physische und moralische Erziehung der Kinder	125

Kultur der Einwohner der beiden Städte	132
Speisen und Getränke	142
Kleidung	145
Vergnügungen und Unterhaltungen	160

Fünfter Abschnitt.

Krankheiten, an denen die hiesigen Einwohner zu leiden pflegen	171
--	-----

Sechster Abschnitt.

Medicinalwesen und die hierher gehörigen Anstalten und Einrichtungen	208
--	-----

Siebenter Abschnitt.

Humanitäts- und Wohlthätigkeitsanstalten	234
--	-----

ERSTER ABSCHNITT.

Allgemeine physisch-medicinische Beschreibung der zwei Nachbarstädte Pesth und Ofen.

Allgemeine Bemerkungen über Pesth und Ofen sammt ihrer Umgebung.

Die beiden Schwesterstädte Ungarns, Pesth und Ofen, bloss durch der Donau gewaltige Wellen von einander getrennt, liegen in der Pesther Gespanschaft, und bilden den Mittelpunkt des Landes; doch steht Ofen, wiewgleich die Hauptstadt und der Wohnsitz der höchsten Behörden des Landes, in Hinsicht der Grösse, der Schönheit, der Handelsindustrie und der Einwohnerzahl Pesth weit nach. Während letztere Stadt durch den mächtigen Hebel des commerziellen Verkehrs und der Industrie aller Art, seit 20 Jahren, Unglaubliches in's Leben treten liess, blieb jene, seit mehreren Jahrzehenden, beinahe unverändert. Bürgerliche Verfassung, Sitten, Gebräuche, Cultur, Lebensweise u. a. m. sind übrigens in beiden gleich.

Pesth ist von der Natur stiefmütterlich bedacht, und seine Umgebung ist eben nicht reich an pittoresker Schönheit; will man hier die reine romantische Natur genießen, so muss man sich nach dem benachbarten Ofen begeben. Was jedoch die Natur in Pesth versagt, das ersetzen Kunst und Industrie in hohem Maasse. Ganz besonders zeichnet sich hierin das Stadtwäldchen aus, in wel-

chem die Anlagen so verständig erdacht, die einzelnen Partien so sinnig, und mit passender Abwechslung gepaart, ausgeführt sind, dass sie ein Gefühl der Befriedigung zurücklassen, welches mindere Bestrebungen, auch bei günstigerer Natur, selten in dem Grade hervorbringen. Die Kettenbrücke zu der im Teich gelegenen kleinen Insel führend, ist hier besonders sehenswerth. Pesth ist in der That schöpferisch und umschaffend in seiner Ausbildung. Die vielen palastähnlichen Privatgebäude, die symmetrischen und breiten Gassen und geräumigen Plätze in den neueren Stadttheilen, die neue Strassenpflasterung und Beleuchtung, die zahllosen und eleganten Kaufläden mit ihren nicht minder eleganten Aushängschildern u. a. m. sind eben so viele sprechende Beweise davon. Und so bietet Pesth durch das in ihm herrschende, ungezwungene und freie Leben, durch seine rege Thätigkeit, durch die reichbesuchten Strassen, durch das mit Schiffen und Fahrzeugen aller Art bedeckte Donauufer und durch die mahlerische Ansicht der amphitheatralisch gegenüber liegenden Stadt Ofen, einen Aufenthalt dar, der wohl für Niemanden ohne Reiz ist, für die Meisten aber sehr anziehend sein dürfte.

Die Verschönerungs-Commission begründet sich in den Annalen der Pesther Stadt ein unvergängliches Denkmal; denn unter der klugen und zweckmässigen Leitung derselben, bekommt die Stadt ein Aussehen, das sie fähig macht, den Städten Europa's zweiten Ranges bald vollkommen würdig an die Seite gestellt werden zu können. Doch entbehrt diese Stadt, wegen des Mangels an grossartigen Kirchen und Thürmen, dann wegen ihrer Lage auf einer flachen Ebene, des imposanten Ansehens, welches ausserdem ihre Ausdehnung und ihre palastähnlichen Gebäude erwarten lassen würden. Auch ist zu bedauern, dass man innerhalb der Stadt keine Promenade, keinen entsprechenden Spazierplatz besitzt, der in einer so volkreichen Stadt, in welcher auch keine öffentliche Gär-

ten vorhanden sind, ein wahres und tiefgefühltes Bedürfniss ist.

Ofen blieb, wie gesagt, seit mehreren Jahrzehenden beinahe unverändert. In architektonischer Hinsicht trägt Ofen, einige Häuser ausgenommen, noch immer das Gepräge einer alten Bauart. Die moderne, geschmackvolle Ausstattung der Häuser, wie sie in Pesth beinahe in allen Gassen zu sehen ist, vermisst man in Ofen allgemein. Nur allein die hohe Lage der Festung, wodurch ihre Gebäude mächtig emporragen, verleiht derselben von der Pesther Seite her ein stattliches Aussehen. Ofen ist bloss durch seine politische Bedeutung ausgezeichnet, indem es innerhalb seiner Mauern die höchsten Landesbehörden beherbergt. Dieses politische Geschäftsleben und die der meisten Einwohner fast alleinige Beschäftigung mit der Cultur des Weines, der keinen rechten Absatz findet, und zum Theil vom Producenten selbst consummirt wird, dann der beschränkte Raum zwischen der Donau und den naheliegenden Bergen, den die Stadt einnimmt, sind mitunter Ursachen, dass die Ofner Stadt in mancher Hinsicht weit hinter ihrer blühenden Nachbarinn zurückblieb. Doch ist in der jüngsten Zeit nicht zu verkennen, dass der blühende Zustand der Pesther Stadt und der täglich zunehmende Wohlstand ihrer Einwohner, auch die Ofner aus ihrer behaglichen Apathie zu erwecken anfangen, was durch einige Verschönerungen und zweckmässige Verbesserungen, die wir vor einigen Jahren noch uns kaum träumen zu lassen getraut hätten, sich bereits kund gibt.

Die mindere Industrie der Einwohner Ofens ersetzt die Natur in hohem Maasse, denn Ofen hat einen fruchtbaren Boden, und ist an Naturschönheiten und Romantik überreich; eine Gebirgspartie wechselt hier mit der andern, jede geschickt, den Naturfreund in freudiges Entzücken zu versetzen. Eine Wahl zu treffen ist hier desto schwerer, da die verschwenderische Natur überall einen andern Reiz, eine andere herrliche Aussicht in die ferne

und benachbarte Gegend gewährt. Der Liebhaber von Naturschönheiten findet hier volle Befriedigung. Und in der That nicht unbenützt lassen die Einwohner der zwei Städte die herrlichen Geschenke der Natur. Gern und häufig, besonders an Sonn- und Feiertagen, versetzen sich die Pesther aus dem unruhigen Treiben der Handelsstadt nach dem Ofner Gebirge. Nicht minder häufig trachten auch die Ofner selbst, besonders die Beamten, aus ihren dumpfen Bureau's, in die frische und balsamische Gebirgsluft zu gelangen.

Einen wahrhaft überraschendangenehmen Eindruck, besonders auf den Fremden, macht der Anblick der zwei Städte und ihrer Umgebung, von der Terrasse des königlichen Schlosses oder von der Sternwarte am St. Gerhardsberge aus gesehen. Mit wahren Vergnügen schweift hier das Auge von der Reihe der palastähnlichen Häuser des Pesther Donauufers weg, bald auf die weite Ebene hinter Pesth und bald auf das romantische Ofner Gebirge, besonders aber auf den majestätischen, mit reizenden Inseln geschmückten Donaustrom, bis es in dem Blau des Waitzner Gebirgs einen willkommenen und passenden Ruhe- und Gränzpunkt für seine Aussicht findet.

Die gebirgige Lage der Stadt Ofen bringt es mit sich, dass dieselbe von keinem Punkte aus ganz übersehen werden kann. Von den nahen Ofner Bergen, oder von irgend einem höheren Punkte hinter Pesth aus, erscheinen die Städte wie verschmolzen, wobei jedoch einige Stadttheile Ofens dem Auge verdeckt bleiben.

In naturhistorischer Hinsicht bieten die zwei Städte, ihr Boden und ihre Umgebung eine grosse und interessante Verschiedenheit dar. Ofen erhebt sich amphitheatralisch von der Donau her, liegt auf Anhöhen und seine ganze Umgebung ist bergig und hügelig. Die Hügel sind theils mit Sandlagern durchzogene Lehm-Massen, die an mehreren Orten zur Bereitung der Mauer- und Dachziegel verwendet werden, theils sind es nur Sandschichten,

wie z. B. am Neustifter Friedhofe gegen die Alt-Ofner Gränze hin; dann unter der Festung gegen den Stadmaierhof und unter dem Blocksberg südwärts (als unlängbare Beweise einstmaliger neptunischen Alluvien), welche in verschiedenen Höhen vorkommen, und zum Baugebrauch verwendet werden.

Die Beschaffenheit der Berge in Ofen ist von grosser Mannigfaltigkeit, und für den Geognosten von hohem Interesse. Sie bestehen fast durchgehends aus verschiedenen Kalkformationen mit deutlichen Spuren vulkanischer Gestaltungen, denn:

1. Der Festungsberg besteht nicht nur aus Kalkstein aus der Uebergangsperiode, aus welcher in der hiesigen Umgegend die am häufigsten vorkommende Kalkspecies sich findet, sondern auch aus Thonstein (am Abhange des Georgiplatzes bis an das Donauufer nächst der Brücke sichtbar), der in Berührung mit der Atmosphaere und ihrer Feuchtigkeit sich bald blättert, und zerfällt.

2. Der Blocksberg besteht am östlichen Abhang aus röthlichem Kalkstein; dann am südlichen Abhang aus Dolomit, Feuer- oder Hornstein-Geschiebe mit wahrer Kreide gebunden (Reine Kreide kommt sonst nach bisherigen Beobachtungen in Ungarn nirgends vor.) Am westlichen und nördlichen Abhange ist, theils sehr zerfressener Kalk, tuffartig, höchst porös, theils blättriger, bandartig gezeichneter Mergel zu finden.

3. Adlersberg und der grosse Schwabenberg haben mitunter Massen von Kieselbreccie durch Kalkspath gebunden, dann letzterer auch Dolomit, weissen und gelblichen Thon, Mergel, Sandstein und obenerwähnten Uebergangskalk.

4. Der Lindenberg und seine bis an die Donau sich verlaufenden Kettenglieder, als Geissberg etc. haben, ausser obigen Dolomit und Uebergangskalk, auch einen röthlichen, ziemlich festen Sandstein, der zum Baugebrauch verwendbar ist, und gegenwärtig als Trottoir-

stein in Ofen benützt zu werden beginnt. Der Uebergangskalk, der in Ofen so häufig ist, und den man auch in den Hohlwegen des Schwabenberges und beim Kaiserbaad an der Strasse deutlich sieht, scheint durh ganz Ungarn vom Süden nach Norden zu existiren. Er scheint in bedeutenderen Tiefen eben so, wie es sich in den Anhöhen bei Sz. Endre und bei Pilis zeigt, auf dem Sandstein, als einer ältern Formation, zu lagern. Letzterer je tiefer, nähert sich desto mehr dem Kohlensandstein, der überall, wo mächtige Steinkohlenflötze vorkommen, diesen zur Decke dient. Und da die bis jetzt entdeckten ungarischen Steinkohlen aus dem Neutraer, Honther, Neogradder, Borsoder, Baranyer, Wesprimer und Graner Comitate mit wenigen Abweichungen derselben Bildungsperiode angehören, und fast gleiche Eigenschaften haben; so ist es wahrscheinlich, dass auch unter dem Ofner Gebiete ausser Kalk- und Sandstein ein mächtiges Steinkohlenflötz sich befindet, welchem, und auch dem hier in den Tiefen vorkommenden Schwefelkies unsere Mineralwässer wahrscheinlich ihre Wärme zu verdanken haben. Endlich finden sich in dem ofterwähnten Uebergangskalk auch häufige Versteinerungen von Land- und Wasserthieren. Ober dem Neustifter Friedhofe fand man in dem dort eröffneten Steinbruche deutlich versteinertes Geweih von einer Hirschgattung. Abdrücke von Conchylien als: Pectiniten, Limaciten werden, in allen Hohlwegen zwischen den Weingärten zerstreut, häufig gefunden.

Das Terrain von Pesth ist von dem Ofens ganz verschieden. Während hier im Allgemeinen der thonige Boden praevalirt, gleicht Pesth beinahe einem Sandreer. Vergleichen wir den Boden und die Lage von Pesth und Ofen mit einander, so drängt sich uns die Meinung unwillkürlich auf, dass Ofens Umgebungen einst eine Inselgruppe einer mächtigen Wassermasse, welche die Lage von Pesth bedeckte, gewesen sein mussten. Der Schlamm- boden unter der heutigen Erdoberfläche von Pesth bestä-

tigt diess. Die sprechendsten Beweise hievon lieferten uns aber in neuerer Zeit die begonnenen Bohrungen artesischer Brunnen, wo die kostspieligsten Anstrengungen (über 110 Klafter Tiefe) kein erfreuliches Resultat ergaben. Mehr als $\frac{1}{10}$ der durchgebohrten Erdschichten waren blaugrauer Mergel, der nach der Tiefe zu, immer an Festigkeit zunahm. Man sah darin Spuren von Conchylienpetrefacten, mitunter auch Schwefelkies, der hie und da sich kristallinisch angesetzt zeigte. — Offenbarer Schlammboden eines einst hier, stagnirend gewesenen Wassers. — An manchen Orten erhebt sich aus diesem Schlammboden ein ganzes Lager von eigener Kalkbildung, die man als tertiäres Gebilde ansieht, also als neueste Formation des Kalksteins. Diese Formation kommt in Ungarn zuerst in Oedenburg vor, dann diessseits des Graner Gebirges (Drégely), und die hier von Norden nach Süden streichende Trachytformation erscheint am festesten unter Ofen in Sósokút, kommt von da mit mehr Conchylienpetrefacten-Spuren (von Chamiten, Cardien, Turbiniten, Limaciten, Pectiniten etc.) in Tétény vor, zieht sich mit Abnahme der compacten Beschaffenheit gegen Promontorium, verliert sich im Ofner Gebiete ganz, zieht dann sich unter der Donau auf die Pesther Seite in die Sandflächen hin, wo er am Donauufer beim Lagerspitale deutlich sichtbar ist. Auf dem Rákosfelde bildet er eine Anhöhe von beinahe 80 Klaftern, welche aber gegen Pesth und die Donau so sanft verläuft, dass sie kaum bemerkbar ist.

Auf dem obenerwähnten Mergelschlamm sitzt entweder unmittelbar fester Lehm, oder eine dünne Schichte Kies und Kalkgerölle, oder Torflager mit moorigem Grund, als Ueberrest der erst unlängst ausgetrockneten Moräste. (Diesen Moorgrund fing der Herr Fiscal von Majer zur Feuerung als Brennziegel mit gutem Erfolg zu verwenden an). Dieser Moorgrund ist hie und da mit lehmigem und reinem Sand bedeckt, der dann auf der

Erdoberfläche von Winden hin- und hergetrieben wird. An manchen Orten ist er mit Dammerde bedeckt, meist aber auch schon durch Cultur gebunden. Mit niederem, magerem Gras, mitunter auch mit selteneren Sandpflanzen, bewachsen, bilden diese Flächen fast das ganze Jahr hindurch die Hutweiden für den Hornviehhandel in hiesiger Gegend, und für das Melkvieh der Pesther Stadt.

Ofens Boden ist tauglicher zum Anbau, als der von Pesth. Die unabsehbaren Weinrebenpflanzungen, die hier sehr gut gedeihen, und vortrefflichen Wein liefern; die üppige, kräftige Vegetation, welche sich durch die erzeugnisreichen Fruchtfelder, Wiesengründe und Gärten so mächtig kund gibt, sind sprechende Beweise davon. Die letzten Jahrzehende bewiesen aber, dass auch der Pesther Boden allen Anbaues fähig ist, besonders, wenn ihm der Dünger häufig zu Statten kommt. Der Strich, von den Ladenhändlern durch die jetzigen Gärten der Aradergasse, hinter dem Valero'schen Grunde und dem des Rochusspitals, längst des Grabens durch die Joseph- und Franzensvorstadt bis zu der Donau, ist der tiefste, aber auch der fruchtbarste.

Wie der Boden der beiden Nachbarstädte, so bietet auch die Vegetation in denselben eine wesentliche Verschiedenheit dar. Die Gewächse von Ofen stehen mit denen der niedereren Gebirgsgegenden von Europa im Einklange; dagegen kommen auf den weitausgebreiteten Sandebenen Pesths manche seltenere Arten von Pflanzen vor, welche theils dem Orient angehören, theils in den grossen Steppen von Russland anzutreffen sind. Näheren Aufschluss gibt hierüber: *Flora Comitatus Pestiensis Auctore Josepho Sadler Med. Dr. Pesth. 1825.*

Die zwei Städte liegen offen da, sie sind mit keinem tiefern Graben umschlossen. Fuhrwerke müssen wohl die Linien, welche durch Schlagbäume in der Nacht gesperrt, den Ankommenden aber unverzüglich geöffnet werden, passiren; die Fussgänger können aber, wo es ihnen be-

liebt, auf gebahnten und ungebahnten Wegen in die Städte eindringen. Daher strömt auch das geschäftslose und schlechte Gesindel vom ganzen Lande hierher.

Die zwei Städte trennt der majestätische 200 bis 240 Klafter breite Donaustrom von einander. Die Communication zwischen beiden geschieht in den Sommermonaten mittelst einer soliden Schiffbrücke, im Winter aber nach Umständen, bald mittelst Kähnen, bald mittelst des Eisstosses. Die Schiffbrücke ist in der That so gebaut, dass sie allen billigen und nicht überspannten Forderungen der Bequemlichkeit und Sicherheit entspricht. Die Mitte derselben bildet den Raum für zwei neben einander fahrende Lastwagen, und von beiden Seiten sind mit doppeltem Geländer eingefasste Pfade für Fussgänger bestimmt. Bei der Nacht ist die Brücke genügend beleuchtet. An beiden Brückenköpfen befindet sich Militär, Polizei für die Brücke, Mauthner u. s. f. in den dazu erbauten Lokalen. — Adelige, Honoratioren, Militär, Bürger, ja alle anständig gekleidete sind zollfrei; dennoch trägt der jährliche Pachtshilling beider Städte an 90,000 fl. C. M. ein.

Im Winter ist die Communication zwischen den zwei Städten bedeutend erschwert. Von dem Zeitpunkte an, wo die Brücke herausgehoben ist, bis dahin, wo der Eisstoss sich stellt, fährt man auf Kähnen und Plätten, wobei, wegen Mangel an gehöriger polizeilicher Aufsicht, man oft durch die Rohheit und Willkühr der Schiffer vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt ist, und an den Tagen, an welchen Wochenmärkte gehalten werden, nicht selten bei'm Aus- und Einsteigen ein Gedränge stattfindet, durch welches man in Lebensgefahr gerathen kann. — Kaum stellt sich aber der Eisstoss, so läuft man auch schon ganz leichtsinnig darüber. Diess sollte die Obrigkeit nicht gestatten, sie ist schuldig das Leben der Bürger auf alle Weise zu schützen. Man sollte zuerst mehrere entsprechende Wege aussuchen, selbe, durch Bestreuen mit Stroh und Begiessen mit Wasser, fest und sicher machen, und

dann erst den Uebergang gestatten. — Möge doch der allgemeine Wunsch für die Errichtung einer stabilen Brücke, die nicht nur den zwei Städten, sondern auch dem ganzen Reiche einen mächtigen Aufschwung geben würde, recht bald in Erfüllung gehen.

Lage und Bauart von Pesth.

Die k. freie Stadt Pesth, die grösste, schönste und reichste Stadt von Ungarn, liegt am linken Ufer der Donau der Hauptstadt Ofen gegenüber auf einer flachen, sandigen Ebene in Form eines unregelmässigen Polygons; an der südwestlichen Seite von der Donau; an der nordöstlichen aber von der sandigen, aus dem Innern des Reichs daherziehenden Ebene, Rákos genannt, begränzt.

Die geographische Lage der Stadt ist: 36 Gr. 43 Min. 15 Sec. östl. Länge von Ferro, und 47 Gr. 29 Min. 25 Sec. nördl. Breite. Die Höhe des Pesther Donaufers über die Meeresfläche beträgt 216 Fuss, diess liegt also um 256 tiefer als Wien.

Die Stadt wird gewöhnlich in fünf Theile eingetheilt, nämlich: in die alte oder innere Stadt, in die neue oder Leopoldstadt, und in die drei Vorstädte, nämlich: Theresien-, Joseph- und Franzensvorstadt. Die Stadt hängt mit den Vorstädten genau zusammen, welche um sie in einem Halbzirkel von Norden nach Süden gelagert sind. Pesth misst etwa drei Stunden oder anderthalb deutsche Meilen im Umfange, wenn man nämlich selbe zu Fuss abschreitet. Die an den Fluss gelehnte Linie misst über eine Stunde.

Die Grundfläche der Stadt sammt ihren Vorstädten breitet sich auf 2,481,600 □ Klafter aus. Davon kommen

auf die innere Stadt	190,800	} □ Klafter.
— — Leopoldstadt	298,800	
— — Theresienstadt	711,300	
— — Josephstadt	865,500	
— — Franzstadt	415,200	

Den Eingang in die Stadt von der Westseite gewährt die Schiffbrücke; von der Süd-, Ost- und Nordseite aber die vier Hauptstrassen nämlich: die Soroksärer, Üllöer, Hatvaner und Waitzner.

Was die Lage der Stadt und die der Vorstädte anbelangt, so findet man weder in dieser noch in jener etwas Eigenthümliches, was auf die Gesundheit der Einwohner einen besonderen Einfluss hätte. Die an der Donau gelegenen Theile, besonders die geraden Strassen der Leopoldstadt, leiden sehr von Windzügen; nicht so die krummen und winkeligen der alten Stadt. Die Theresienvorstadt ist die volkreichste aber auch die unreinlichste; sie ist zum grossen Theil von Juden bewohnt, von denen die meisten nicht gerade als Muster der Reinlichkeit bekannt sind. Sie hat enge Strassen und gar keine freien Plätze, ist folglich, im Vergleich mit den übrigen Stadttheilen, die ungesundeste zu nennen. Die Joseph- und Franzensvorstadt haben mehr ein ländliches Ansehen, und liegen dort, wo der kleine Rákosgraben sie durchschneidet, etwas tiefer, als die anderen Stadttheile. Die meisten ihrer Gassen sind noch ungepflastert, also ist auch bei anhaltend regnerischem Wetter der Koth, und bei trockenem der Staub ausserordentlich gross. Die hier noch existirenden unbedeckten Canäle, von deren übler Ausdünstung die Einwohner sehr leiden müssen, dürften bald eine heilsame Regulirung erfahren. Die breiten Strassen, die sehr geräumigen Höfe und die geringere Bevölkerung tragen jedoch viel bei, dass die Lage dieser beiden Vorstädte viel gesünder ist, als die der Theresienvorstadt.

Die Zahl der Strassen und der grösseren und kleineren Gassen beläuft sich gegenwärtig in Pesth auf 196.

Davon sind in der inneren Stadt 50.

— — Leopoldstadt 27.

— — Theresienstadt 46.

— — Josephstadt 53.

— — Franzstadt 20.

Die Namen der Gassen sind an jeder Ein- und Ausgangs- ecke ungarisch und deutsch zu lesen. Manche Strassen, besonders der neuen Stadt, zeichnen Länge, Breite und symmetrische Bauart, andere, besonders der inneren Stadt, Lebhaftigkeit und luxuriöser Glanz aller Arten von Auslagen aus. In den Vorstädten, besonders der Leopoldstadt, sind die Gassen breit und regelmässig; aber in der inneren Stadt sind sie mehrentheils schmaler und bilden krumme Linien. Die Richtung der Strassen und Gassen ist verschiedenartig. Diejenigen welche von Osten nach Westen laufen, besonders, wenn sie eng und die darin befindlichen Häuser hoch sind, bringen den Nachtheil mit sich, dass die Häuser des Sonnenscheins sehr wenig oder gar nicht geniessen, und folglich kalt, zuweilen auch feucht sind. In den an der Donau gelegenen Gassen, vorzüglich an den Stellen, wo diese sich kreuzen, ist der Luftzug auch bei nur mässigem Winde schon unerträglich; und man muss sich hüten an solchen Stellen mit erhitztem Körper zu verweilen. In den längs der Donau fortlaufenden, und in anderen engen Gassen, ist der Luftzug auch bei heftigerem Winde nicht so bedeutend, und folglich auch die Erneuerung der frischen Luft nicht so häufig, was in solchen Gassen am besten zu bemerken ist, wo Fleischbänke und Kaufläden mit Käse, Häringen, geräuchertem Fleisch u. a. m. existiren.

Die Zahl der Häuser beläuft sich in Pesth auf 4680. Wovon

in der inneren Stadt sind	695
— — Leopoldstadt	— 451
— — Theresienstadt	— 1410
— — Josephstadt	— 1405
— — Franzstadt	— 719

Der sicherste Beweis des schnellen Wachsthums dieser Stadt liefert die Zusammenstellung der Häuserzahl der vergangenen Jahre mit jener der Gegenwart.

Im Jahre 1795	zählte Pesth	2581	Häuser.
— — 1810	— —	2900	—
— — 1814	— —	3325	—
— — 1820	— —	3859	—
und — — 1836	— —	4680	—

Dieser schnelle Wachsthum und die mangelhafte Aufsicht sind Schuld, dass viele Häuser gar nicht, andere aber falsch numerirt sind, was dem Fremden und Einheimischen zu nicht geringer Ungelegenheit Anlass gibt.

Die Häuser sind grösstentheils aus Sandsteinen gebaut, welche aus dem Pesther Steinbruch, dann von Tetyény und Grossturbágy zugeführt werden. Gebrannte Ziegel welche die Gebäude trocken erhalten, und sich folglich zum Bau besser eignen als die ersteren, werden weniger gebraucht. In den Vorstädten werden die Häuser auch von ungebrannten Ziegeln gebaut. Die Dächer in der Stadt sind mit Ziegeln, die in den Vorstädten — auch zwei öffentliche Gebäude nämlich das Piaristenkloster und das Bürgerspital — mit Schindeln gedeckt; am äussersten Ende der Vorstädte sieht man auch noch mit Rohr, ja sogar mit Stroh, gedeckte Häuser, was jedoch wegen Feuersgefahr allmählig abgestellt werden sollte. Nur einige wenige Häuser haben vier Stockwerke, was man billig nicht erlauben sollte, besonders da es der Stadt an Raum nicht ermangelt. Denn kränkliche, mit Brustübeln behaftete Personen; dann Dienstboten, welche Holz und Wasser in die höheren Stockwerke zu tragen haben, endlich Alle, deren Thun oder auch Nichtsthun es mit sich bringt, viele Visiten abstaten zu müssen, leiden durch das Treppensteigen der hohen Häuser ausserordentlich. In den Vorstädten ist die Bauart der Häuser meist nur auf das Erdgeschoss beschränkt; sie werden grösstentheils nur von ein Paar Parteien bewohnt; ihre grossen Hofräume und Gärten erinnern an die Jugend der sich in freier Ebene ausdehnenden Stadt. In der inneren Stadt sind die meisten älteren Häuser ein Stockwerk hoch und viele von

ihnen unregelmässig gebaut. In der neuern Zeit hat man vielen ein zweites Stockwerk aufgesetzt, und dadurch die ohnediess schon finsternen Höfe noch enger und finsterner gemacht. In vielen dieser Häuser sind auch selbst die Treppen finster.

Die Leopoldstadt verdient in architektonischer Hinsicht vor allen Stadttheilen den ersten Platz; sie ist die Zierde der Stadt, hat geregelte, breite Gassen und geräumige Plätze; ihre Häuser haben durchgehends zwei Stockwerke und sind schön und symmetrisch gebaut. Die meisten haben Wendeltreppen, welche gewissermassen nur in der Luft schweben und grössere Lasten kaum ertragen dürften; sie machen wohl auf das Auge einen angenehmen Eindruck, sind aber weit mehr ermüdend und unsicher, als die gewöhnlichen. Die jetzt in vielen neuen Häuser eingeführten Marmortreppen haben das Unangenehme, dass sie etwas abgenützt, sehr glatt und folglich unsicher zu besteigen werden.

Die Bauart der neuen Häuser ist eleganter aber nicht so solid, als die der älteren. Sie ist zu eilfertig ausgeführt, und scheint nur für die Gegenwart berechnet zu sein. Die vielen, grossen Fenster schaden offenbar der Festigkeit der Gebäude und der Gesundheit der Menschen. Im Winter sind solche Häuser nicht zu erheizen, und ein beständiger Luftzug herrscht darin. Es ist wohl nothwendig, dass die Fenster, besonders in engen Gassen gross genug seien, damit die Zimmer durch das einfallende Licht gehörig erleuchtet werden; aber zwischen zu viel und zu wenig gibt es einen Mittelweg. Uebrigens ist die jetzt übliche Gewohnheit, die einzelnen Fensterscheiben mit Holz einzufassen, zu loben. Das früher zu diesem Zwecke verwendete Blei oxydirt und verbiegt sich mit der Zeit, und schliesst daher nicht gehörig an die Scheiben an, wodurch in der Nähe der Fenster ein feiner, aber sehr nachtheiliger Luftzug entsteht.

Wie sehr grosse Plätze und breite Strassen in den Städten zur Aufrechthaltung der Gesundheit der Einwohner nothwendig sind, scheint man in den älteren Zeiten nicht sehr beachtet zu haben: denn fast allen älteren Städten kann man diesen Vorwurf machen; alle besitzen höchstens einen grösseren Platz.

Pesth hat 19 öffentliche Plätze, wovon

in der inneren Stadt sind 9.

— — Leopoldstadt — 5.

— — Theresienstadt — 1.

— — Josephstadt — 3.

— — Franzstadt — 1.

Ausser dem Marktplatze, dem Josephsplatze, dem Heu- und Judenplatze, sind alle übrigen klein und unregelmässig. Der in der Leopoldstadt befindliche Markt- und Josephsplatz verdienen eine besondere, rühmliche Erwähnung; der Heu- und Judenplatz aber, wegen der dort herrschenden Unreinlichkeit, einen besondern Tadel.

Der schönste und grösste Platz in der Stadt ist der Marktplatz, er bildet ein 100 Klafter langes und 93 Klafter breites Viereck, welches von den schönsten, meistens zwei Stockwerke hohen Häusern umgeben ist, und 10 gegen einander stossende Zugänge hat. Auf demselben werden Militärparaden, hauptsächlich aber die Jahrmärkte abgehalten, zu welcher Zeit der schöne Platz mit Breterhütten überladen an und für sich ein armseliges hölzernes Städtchen darstellt. Ungeachtet seiner Grösse und Schönheit macht dieser Platz doch keinen Effect; weil es demselben an perspectivischem Mittelpunct fehlt. Die in der Mitte des Platzes errichtete Lampe genügt der Beleuchtung desselben nicht; und zum Mittelpuncte würde der Platz wohl eine andere, der Pesther Stadt würdigere, Zierde verdienen.

Der Josephsplatz, welcher 2,227 □ Klafter gross, ist, bildet ein längliches Viereck, und ist von zwei Stockwerke hohen, symmetrisch gebauten, Häusern umzogen. Zu

Marktzeiten wird dieser Platz von hölzernen Hütten ebenfalls, wie der vorerwähnte, verunstaltet. Das Dreissigstamtsgebäude stört sein Ansehen wesentlich; nach dessen Entfernung und Vereinigung des Platzes mit dem Theaterplatze, würde dieser Ort zur Anlegung einer schönen Promenade am besten geeignet sein.

Lage und Bauart von Ofen.

Die k. freie Stadt Ofen, die Hauptstadt Ungarns, in Hinsicht der Einwohnerzahl die vierte Stadt des Landes, liegt am rechten Ufer der Donau auf den letzten Vorsprüngen und Abdachungen der nahegelegenen Gebirge ausgebreitet; an der nordöstlichen Seite von der Donau und der Pesther Stadt, an der südwestlichen aber von mahlerischem Gebirge, begrenzt. Sie hat bis auf einige Secunden, um welche sie westlicher liegt, dieselbe geographische Lage wie Pesth.

Ofen wird gewöhnlich in 7 Theile eingetheilt, nämlich: in die Festung oder die eigentliche Stadt; dann in die Vorstädte: Wasserstadt, Taban oder Raitzenstadt, Christinastadt, Landstrasse, Neustift und den k. Marktflecken Alt-Ofen. Dieser letztere Theil, ist, als königliches Krongut, bloss politisch von den übrigen Stadttheilen getrennt, hängt in der That aber mit ihnen genau zusammen; daher wollen wir ihn auch im Zusammenhange mit den übrigen beschreiben, und es soll unter dem Namen Ofen, stets auch Alt-Ofen einbegriffen sein.

Der Flächeninhalt der Stadt Ofen innerhalb der Linien beträgt beiläufig 1,360,896 □ Klafter.

Davon enthält die Festung innerhalb			
der Mauern	circa	99,500	} □ Klafter.
der Festungsabhang	—	68,000	
die Wasserstadt	—	236,000	
— Raitzenstadt	—	188,000	
— Christinastadt	—	250,000	
— Landstrasse	—	128,000	
das Neustift	—	142,248	
Alt - Ofen	—	120,948	

Den Umfang der Stadt Ofen genau anzugeben, ist, wegen ihrer Unregelmässigkeit und ihrer bergigen Lage, nicht leicht möglich, doch kann man ihren Umfang auf $3\frac{1}{2}$ Stunden anschlagen, wenn man nämlich selbe zu Fuss abschreitet; die an die Donau gelehnte Linie beträgt $1\frac{1}{2}$ Stunden.

Den Eingang in die Stadt von der Ostseite gewährt die Schiffbrücke; von der Nord- West- und Südseite fünf Linien oder Barrieren, nämlich: durch die Christinastadt 1, Taban 1, Landstrass 1, Neustift 1, und Alt-Ofen 1.

Die Häuserzahl in Ofen, ausser den Kirchen, Klöstern und anderen öffentlichen Gebäuden, beläuft sich auf 3887.

Davon stehen in der Festung	230.
— — Wasserstadt	773.
— — Raitzenstadt	927.
— — Christinastadt	416.
Auf der Landstrasse	388.
— dem Neustift	401.
In Alt - Ofen	752.

Die Zahl der Strassen und Gassen beläuft sich auf 80. Diese Zahl scheint auf den ersten Blick zu klein zu sein; man begreift es aber leicht, wenn man bedenkt, dass manche Stadttheile, ihrer beschränkten Lage wegen, nur eine oder zwei Reihen von Gassen bilden; dass die vielen Quer- und andere unbedeutende Gäschen, welche nur wegen der Bequemlichkeit der Fussgänger existiren, keinen Namen führen, und dass die zahlreichen Häuser

auf dem Blocksberge in ihrer Stufenfolge keine eigentlichen Gassen bilden, sondern unregelmässig hie und da zerstreut liegen. Die beschränkte Lage von Ofen bringt es, wie gesagt, mit sich, dass die meisten Gassen und Strassen (die Landstrasse und den Blocksberg ausgenommen) ihre Richtung nach einer und derselben Weltgegend haben, nämlich vom Norden nach Süden und sie werden von den sie durchkreuzenden kleineren Gäschen rechtwinkelig durchschnitten. Daher liegen auch die meisten Häuser dem Osten und Westen zugekehrt, und dem gemäss geniessen sie, besonders wo die Gassen breit sind, des Sonnenscheins und eines gehörigen Lichtes, was auf die Trockenheit und Wärme der Wohnungen, und auf die Gesundheit der Einwohner, einen wohlthätigen Einfluss ausübt.

Oeffentliche Plätze gibt es in Ofen 26, von denen die merkwürdigsten sind; in der Festung: der Burgplatz, Georgiplatz, Paradeplatz und Ferdinandplatz; in der Wasserstadt: der Capuzinerplatz und der Bombenplatz; und in Alt-Ofen die zwei Hauptplätze, wo die Wochenmärkte gehalten werden. Der schönste und regelmässigste von allen ist der Georgiplatz, welcher 2980 □ Klafter gross ist, dessen schönes Ansehen aber, die zwischen den erzherzoglichen Stallungen und dem Telekischen Hause gelegenen, erbärmlichen Hütten wesentlich verunstalten.

Beschreibung der einzelnen Stadttheile.

Die einzelnen Stadttheile Ofens bieten so viel Eigenthümliches dar, dass sie, jeder für sich, beschrieben zu werden verdienen.

Die Festung liegt in ovaler Form auf einem 200 Fuss hohen *) isolirten Berge, und ist von einer soliden 30 — 40 Fuss hohen Basteimauer umgeben, mittelst wel-

*) Die Höhe vom mittleren Donauwasserstande bis zur untersten Stufe an der Eingangsthür des Theatergebäudes gerechnet.

cher sie von den übrigen Stadttheilen gänzlich getrennt ist. Zwischen der Festung und den Vorstädten auf dem Bergabhange sind Gartenanlagen und gegen das sogenannte Fischerstadtl terrassenförmige mit Bäumen besetzte Spazierwege gemacht; nur am Wasser-Thore sind die Häuser bis an die Festungswerke gebaut.

Den Zutritt in die Festung gestatten vier Doppeltore, nämlich: das Burg-Thor, das Stuhlweissenburgerdas Wiener- und das Wasser-Thor, mit eben so vielen Auffahrten, und ausserdem mehrere, theils bedeckte, theils unbedeckte Treppengänge für die Fussgänger. Die Marmortreppen, welche in die Christinastadt führen, haben das Unangenehme, dass sie, beim Regenwetter und besonders im Winter, glatt sind, und daher zum Ausgleiten und Fallen Gelegenheit geben. Die anderen in die Wasserstadt führenden, bedeckten Gänge aber sind des Nachts nicht gehörig beleuchtet, und folglich unsicher.

Von der südwestlichen Seite bildet die Bastei eine prächtige mit zwei Reihen Akazienbäumen bepflanzte, fünf Klafter breite Promenade, und eben von dieser Seite unter der Basteimauer existirt auch eine zweite Promenade, welche sowohl für Wagen, als auch für Fussgänger eingerichtet ist. Nur ist es zu bedauern, dass die Abtrittskanäle über die Basteimauer noch immer hinausgeleitet, und die Nasen der Vorübergehenden dadurch unangenehm berührt werden.

Die Festung hat mehrere, geräumige, öffentliche Plätze und breite Gassen, welche letzteren eine und dieselbe Richtung von Norden nach Süden haben. Die Häuser sind ein und zwei Stockwerke hoch, und sind alle mit der Fronte entweder dem Osten oder Westen zugekehrt; die älteren sind unregelmässig gebaut, die neueren regelmässiger, und mit mehr Eleganz ausgestattet; die Dächer sind durchaus mit Ziegeln gedeckt.

Der Mist und Unrath wurde ehemals während der ganzen Woche in den ohnedies engen Hofräumen ange-

häuft, an jedem Sonnabend (an welchem Tage die Wochenmärkte gehalten werden) dann auf die Gasse ausgeleert, und nachdem er dort einen halben Tag gelegen war, durch städtische Wagen weggeführt. Der Gestank war unerträglich; dazu kam noch der Gestank und die Luftverderbniss durch die vielen Thiere, welche auf die Wochenmärkte gebracht wurden. Unlängst jedoch hat man verfügt, dass der Unrath nicht mehr auf die Gasse ausgeleert, sondern sogleich auf einen dazu bestimmten Mistwagen, welcher an gewissen Tagen vor die Häuser fährt, aufgeladen und weggeführt werden müsse. Nur wäre es zu wünschen, dass dieses Geschäft sogleich bei Tagesanbruch geschehen möchte, damit man durch den Gestank nicht zu leiden habe. Den Unrath sollte man, nicht am Donauufer in der Stadt, noch am Graben in der Christinastadt, wie es bis jetzt der Fall war, sondern ausser der Stadt, an einem bestimmten Orte, abladen.

Die Wochenmärkte in der Festung, so wie sie jetzt bestehen, verursachen eine grosse Ungelegenheit. Erstens, häufen sich die Bauernfuhrwerke, ohne eine bestimmte Ordnung zu beobachten, zuweilen so an, dass sie jede Passage hemmen, und Unglücksfälle, wobei selbst Menschen niedergefahren werden, sind nicht so gar selten. Zweitens, kommen die Landleute im Sommer schon um drei oder vier Uhr des Morgens auf den Platz; manche übernachten sogar auf demselben, und bringen so durch den Lärm, den sie verursachen, die Stadtbewohner um ihre Ruhe. Vor der sechsten Morgenstunde sollte es den Landleuten nicht gestattet sein, mit ihren Fuhrwerken auf dem Platze sich aufzustellen. Nach jedem Wochenmarkte wird die Festung von den städtischen Gefangenen zusammengekehrt, und der Kehricht weggeführt; daher leidet auch die Festung vom Staube bei windigem Wetter nicht so sehr, als die übrigen Stadttheile. Nur sollte das Kehren der Strassen unter gehöriger Aufsicht vor sich gehen.

Der Fischplatz auf der östlichen Seite der Bastei gegen die Donau hin ist gut gelegen. Die Fleischbänke, welche, besonders im Sommer einen üblen Geruch verbreiten, und die Luft inficiren, sollte man ebenfalls auf dieselbe Seite verlegen; oder selbe wenigstens anders dislociren, damit nicht mehrere beisammen wären, wie es jetzt um das Rathhaus herum wirklich der Fall ist.

Unterirdische Kanäle, die in dem felsigen Grunde allerdings schwer auszuführen sind, besitzt die Festung nur wenige. Sie sind in jeder Hinsicht ein Bedürfniss; denn nicht nur dass man die Abtritte, deren Reinigung die Luft inficirt, und die Einwohner belästigt, hineinleiten könnte, sondern auch das Strassenpflaster würde dadurch sehr gewinnen, und der Stadt weniger Kosten verursachen. Die abschüssige Lage der Festung bringt es mit sich, dass bei'm Regenwetter das Wasser schneller und heftiger über die Strassen läuft, bei stärkeren Regengüssen halbe Strassen bedeckt, das Verbindungsmittel des Steinpflasters wegwäscht, und so die Steine locker macht, was keineswegs geschehen würde, wenn die Festung unterirdische, mit hinreichenden Oeffnungen versehene, Kanäle hätte.

Die Wasserstadt ist theils an der Donau von der Brücke aufwärts, theils auf dem Abhange des Festungsberges gelegen, und erstreckt sich bis an das Garnisonspital, wo sie von der Landstrasse durch eine alte Mauer getrennt ist. Der Theil von der Brücke bis zum Kapuzinerkloster wird gewöhnlich das Fischerstadtl genannt; doch die städtische Eintheilung zählt ihn zur Wasserstadt. Die Hauptgasse, welche an dem hier sehr unreinen Donauufer gelegen ist, besitzt im Verhältniss zu den übrigen Vorstädten Ofens die schönsten Häuser; der ganze übrige Theil dieser Vorstadt ist unregelmässig. Die Häuser ausser der Hauptgasse haben mehr ein ländliches Aussehen, sind aber trocken und die Wohnungen haben Licht und Sonne in hinreichendem Grade. Die Reinlich-

keit der Strassen ist nicht besonders zu rühmen; wiewohl schon die abschüssige Lage mancher Gassen viel dazu beiträgt. Die in diesem Stadtheile befindlichen Lederfabriken und Gerbereien sind hier übel angebracht. Denn nicht nur, dass die ganze Umgegend durch den üblen Geruch, den sie verbreiten, leidet; sondern, es werfen dieselben auch den Unrath und die Abfälle an das Ufer, und reinigen die eckelhaften Felle in demjenigen Wasser, von dem fast alle Einwohner der Vorstädte trinken. Diese Handwerker gehören an das untere Ende der Stadt, wie es in Pesth der Fall ist.

Taban. Von der Brücke abwärts bis zur äussersten Gränze ist die Raitzenstadt gelegen. Die Hauptgasse bis an das Brückbad; dann die der Festungsauffahrt gegenüber stehende Gasse, welche nach dem grossen Brande 1810 regulirt wurde, sind symmetrisch, dem übrigen Theile der Vorstadt ermangelt alle Symmetrie und Regel. Die Häuser, deren Anzahl, diejenige aller übrigen Stadtheile, im Einzelnen genommen, übertrifft, liegen auf dem nördlichen Abhange des Blocksberges *) so zerstreut, und in ungeredelten Richtungen so übereinander geschichtet, dass es nicht möglich ist, sie in Gassen einzutheilen. Dieser Stadtheil bietet für den Fremden einen nicht uninteressanten Anblick dar. Die einfachen, kleinen, ärmlichen Hütten sehen wie Vogelnester aus, und der ganze Berg gleicht in der That der Stadt Betlehem, wie man selbe zur Zeit der Weihnachtsfeiertage bildlich darzustellen pflegt. Es ist unbegreiflich, welche Vortheile die ersten Bewohner vermochten, sich hier anzusiedeln. Der Mangel an Raum und an Wasser, das beschwerliche Bergsteigen, besonders im Winter, und das verhältnissmässig

*) Die Höhe des Blocksberges (auch Gerhardsberg genannt), auf welchem die Universitätssternwarte steht, beträgt, von mittlerem Wasserstande der Donau bis zum Fussboden der Sternwarte, 410 Fuss.

kostspielige Bauen, sind gewiss keine Momente, um die Ansiedelung anziehend zu machen. Ganz unansehnlich, ja dorfähnlich, ist die Donauzeile vom Brückbade bis zum Schlagbaume hin, wo die ländlichen Häuschen ganz an die nackten, überhängenden Felsen des Blocksberges hingedrängt, einen schauerlichen Anblick gewähren.

Die Häuser in der Hauptgasse sind von gutem Material erbaut und mit Ziegeln gedeckt; aber die auf dem Bergabhänge befindlichen sind es grösstentheils nur aus Kothziegeln, und mit Schindeln gedeckt. Die Hofräume sind durchaus sehr beschränkt, und da die Bewohner dieses Stadttheils vom Weinbau und dem Ertrage ihrer Melkkühe leben, so halten die Meisten Kühe, und anderes Zugvieh, und der von diesen gewonnene Mist wird in den kleinen Höfen in grossen Haufen gesammelt, um selben dann in den Weingärten und auf den Ackerfeldern als Dünger zu verwenden. Diess inficirt die Luft und verbreitet an warmen und windstillen Sommertagen einen widrigen Geruch, und nur die hier häufig herrschenden Winde, indem sie die Luft reinigen, bewirken es insbesondere, dass die Einwohner von dessen nachtheiligem Einflusse nicht noch mehr leiden.

Diese Vorstadt hat mehrere öffentliche Plätze und drei warme Mineralbäder, welche letzteren weiter unten beschrieben werden. In der Hauptgasse gibt es viele Garköchinnen, hier Wurstbraterinnen genannt, deren Waaren zuweilen, besonders im Sommer, einen widrigen Geruch ausdampfen, und eben keinen Appetit zu erregen geeignet sind. Auffallend und für Fremde nicht sehr auferbaulich sind hier die vielen Wein- und Bierschenken, besonders die auf der Donauseite befindlichen, wo die schamlosen Lustdirnen zu manchem Skandal Veranlassung geben.

Die Christina stadt ist mit der Raitzenstadt genau verbunden, und liegt wie in einem Kessel von Anhöhen und Bergen umgeben. Die Wagenfabrik des Herrn Müller macht die Gränze zwischen ihr und der Raitzen-

stadt; sie hat durchaus ein reizendes, ländliches Aussehen; ihre Häuser, grösstentheils ebenerdig gebaut, sind nett und regelmässig, und ihre Gärten machen sie zu einer mahlerischen Landschaft. Fast ein jedes Haus besitzt sein eigenes Gärtchen, und selbst der Abhang des Festungsberges ist mit hübschen Gartenanlagen und Weinrebenpflanzungen bedeckt. Die Ausdehnung dieser Vorstadt ist gross; sie ist unter allen Stadttheilen die einzige, welche noch Raumes genug zu ferneren Vergrösserungen darbietet; ihre Strassen sind nicht gepflastert, und werden starkbefahren; daher ist hier bei trockenem Wetter der Staub, und bei'm regnerischen der Koth unermesslich. Der Staub verbittert den Einwohnern im Sommer jeden Genuss, der sonst dem Auge, besonders an Sonn- und Feiertagen durch den Anblick der vielen in die Lustpartien ausserhalb der Stadt hinausgehenden Wanderer und Kutschen, erwachsen würde.

In der Mitte der Christinastadt befindet sich der grosse und schattenreiche Horváth'sche Garten, welcher von der Festung aus betrachtet einen freundlichen Anblick darbietet; nur Schade, dass derselbe so unbenutzt da steht. Weiter westlich liegt die 54,725 □ Klafter grosse, sogenannte Generalwiese, welche hauptsächlich zu militairischen Uebungen und Feierlichkeiten bestimmt ist. Das Festungs-Commando liess dieselbe unlängst reguliren, rings umher mit Alleen besetzen und trug hiemit zur Verschönerung der ganzen Gegend ungemein viel bei. Noch weiter westlich liegt der wahrhaft romantische Stadtmaierhof, der, besonders an Sonn- und Feiertagen des Monats Mai, die Bewohner aller Klassen und beider Städte in sich vereinigt.

Die ganze Christinastadt durchschneidet ein Graben, der im Gebirge seinen Ursprung hat, und im Taban in die Donau ausmündet. Dieser Graben ist gewöhnlich trocken, und nur bei heftigeren Regengüssen schwillt er, und zwar zuweilen so plötzlich und stark an, dass er be-

deutende Stein- und Erdmassen mit fortreisst und die Vorstadt zum Theil überschwemmt. Dieser Wildgraben ist ein wahres Uebel für die Vorstadt; denn das darin stehen bleibende Wasser fault, stinkt und verdirbt die Luft. Oft sieht man todtte Hunde, Katzen und andere Thiere darin liegen, welche sowohl, als auch die hineingeleiteten Abtrittskanäle und der an dessen Ufern angehäufte Kehrrieth und Unrath, einen wahrhaft eckelhaften Anblick gewähren, und einen schon von Weitem wahrnehmbaren Gestank verbreiten. Diejenigen Häuser des Tabans und der Christinastadt, welche an diesem Graben gelegen sind, haben, unter allen in der ganzen Stadt, die ungesundeste Lage.

Die Landstrasse ist mittelst einer Anhöhe von der Christinastadt und mittelst einer alten Mauer von der Wasserstadt getrennt. Zwischen der Landstrasse und dem Neustifte macht das Kaiserbad die Gränze. Diese ganze Vorstadt hat einen einfachländlichen Charakter. Die Wienerstrasse zeichnet sich durch gut gebaute ein Stockwerk hohe Häuser aus, welche mit Ziegeln gedeckt sind. Der westliche Theil der Vorstadt sieht etwas ärmlich aus, und hat viele mit Schindeln gedeckte Häuser, welche klein aber nett und mit geräumigen Höfen und Gärten versehen sind. Unter den Gärten verdient der Gr. Battyáni'sche und der Dr Christen'sche eine lobenswerthe Erwähnung, welche beide durch ihre anmuthige Lage und schön ausgeführten Anlagen die ganze Landschaft beherrschen, und ihr ein pittoreskes Ansehen verleihen. Auch in dieser Vorstadt sind die Strassen nicht gepflastert, Koth und Staub wechseln hier daher beständig mit einander ab. Die vielen stinkenden Gräben die diesen Stadttheil durchschneiden, und sehr nachlässig oder gar nicht gereinigt werden, füllen die Atmosphäre stets mit mephitischen Dünsten, die auf die Gesundheit der Einwohner nachtheilig einwirken.

Neustift und Alt-Ofen liegen zwischen der Donau und dem Weingebirge, bilden das nördliche Ende der Ofner Stadt, und sind bloss durch eine Barrière von einander getrennt, weil Alt-Ofen, als k. Krongut, nicht unter die Botmässigkeit des Ofner Stadtmagistrats gehört, sondern seine eigene Administration hat. Neustift hat einen mehr ländlichen Charakter als Alt-Ofen. Die Beschäftigung der Einwohner des Neustifts und der Landstrasse ist meistentheils Wein- und Ackerbau. Die Einwohner Alt-Ofens sind grösstentheils Handwerker und Handelsleute, sind auch wohlhabender, als die des Neustifts und der Landstrasse. Alt-Ofen hat gepflasterte Strassen, und es herrscht mehr Reinlichkeit darinnen, als in den zwei vorhergenannten Stadttheilen. Besonders der schöne Platz am Praefectoratsgebäude, kann wahrhaft, welcher Gegend der zwei Städte man immer will, würdig an die Seite gestellt werden. Die Häuser sowohl im Neustift als auch in Alt-Ofen sind von solidem Material erbaut, haben geräumige Hausfluren, und sind besonders an der Donau hin mit Obst- und Küchengärten versehen.

Oeffentliche Gebäude in beiden Städten.

Oeffentliche Gebäude, welche auf die Gesundheit der Einwohner Einfluss haben, und folglich unsere Aufmerksamkeit verdienen, sind: Kirchen, Schauspielhäuser, Redoutengebäude, Schulen, Kasernen, Spitäler und Fabriken.

Die Zahl der Kirchen in Pesth beläuft sich auf 15, zwei Synagogen und zwei Kapellen; in Ofen auf 13 Kirchen, drei Synagogen und zwei Kapellen. Jede Religionspartei: die katholische, protestantische, evangelische, illyrische, griechische und jüdische, hat ihre Gotteshäuser. Diese zeichnen sich weder durch ihre Grösse, noch durch ihre architektonische Schönheit besonders aus; die Thür-

me sind bei keinem ansehnlich, und die Klostergebäude sind es noch weniger. Nur wenige von den Kirchen stehen auf geräumigen freien Plätzen, welche den Eingang in dieselben gestatten, was auch zugleich zur Erneuerung der Luft, wo so viele Menschen zusammenkommen höchst nothwendig ist. Ausser der Leopold- und Franzstädter Kirche zu Pesth, sind alle anderen ziemlich hoch und geräumig, so, dass sie auch bei der grössten Versammlung eine hinreichende Menge perspirabler Luft zulassen. Nur sollte man mehr darauf sehen, dass sie nach jeder Versammlung gehörig gelüftet und gekehrt würden; so würde man in ihnen den dumpfen Geruch nicht wahrnehmen, den man jetzt gewöhnlich bemerkt, und der bei nervenschwachen Personen zu Uebelkeiten und Ohnmächten Anlass gibt. Die illyrischen Kirchen sowohl in Pesth als in Ofen sind mit einer Ringmauer eingefasst, und können folglich noch weniger gelüftet werden. Eine schädliche Gewohnheit in den Kirchen ist das Läuten der Glocken, so wie sich ein Donnerwetter ankündigt. Ungeachtet der traurigsten Beispiele, welche uns die Zeitungen verkünden, ertönt dieses Geläute in jeglichem Falle bei Tag und Nacht.

Schauspielhäuser. Das herrliche Pesther Theatergebäude bildet ein längliches Viereck, ist von allen vier Seiten frei, vier Stockwerke hoch, und fasst bequem 4000 Menschen. Es ist im Aeussern pracht- und geschmackvoller als im Innern. In acustischer Hinsicht ist es aber so schlecht berechnet, dass es den Schauspielern, um recht gehört und verstanden zu werden, grosse Anstrengungen kostet. Zum Heitzen ist es nicht eingerichtet, daher wird es auch im Winter viel weniger besucht, als sonst; weil die Kälte und der Luftzug, wenn die Cortine aufgezogen wird, ganz besonders fühlbar sind, wobei sowohl die Zuschauer, als auch und besonders die Schauspieler verschiedenen, rheumatisch-cattarrhalischen Affektionen ausgesetzt sind. Das Parterre hat nur zwei enge Ausgänge, die bei einer Feuersgefahr

zum schnellen Entleeren des Publikums nicht hinreichend wären. Die oberen Stockwerke sind nicht beleuchtet, was Viele, die die Dunkelheit aus gewissen Gründen nicht lieben, anstössig finden dürften. — Das neue ungarische Theatergebäude in Pesth soll allen billigen Forderungen vollkommen entsprechen.

Das Ofner Theatergebäude ist aus einer ehemaligen Karmeliterkirche zu dem jetzigen Zwecke nett und geschmackvoll eingerichtet. Die beim Pesther Theater bezeichneten Mängel, besitzt das Ofner nicht.

Die Redoutengebäude, wo öffentliche Bälle abgehalten werden, sind in beiden Städten dem Zwecke entsprechend, nur sollte es ihnen an hinreichenden Ventilatoren, zur Erneuerung der Luft, nicht mangeln; denn auf unseren öffentlichen Bällen, wenn selbe stark besucht sind, ist nach Mitternacht die Luft gewöhnlich so verdorben, dass die Lichter zu verlöschen drohen, und die meisten Ballgäste mit Kopfweh nach Hause kommen.

Ueber die Schulen habe ich nur die Bemerkung zu machen, dass die meisten für die Anzahl der Schüler zu klein sind, und dass sie nicht gehörig gelüftet und gereinigt werden.

Kasernen, Spitäler, Fabriken und andere Gebäude, wo viele Menschen beisammen wohnen, und wo folglich freier Luftzug sehr nothwendig ist, sollten immer, entweder auf einer Anhöhe, oder aber auf einem freien Platze, stehen. Die beste Lage haben, das neuerbaute Ludoviceum und das Lagerspital; dann die Artilleriekaserne und das Rochusspital. Weniger gut ist das Invalidenpalais gelegen, und am schlechtesten das für medicinische Collegien bestimmte Gebäude, dessen ein Theil zugleich die Symmetrie der schönen Hatvanergasse in hohem Grade stört.

Die Wohnungen in beiden Städten sind von verschiedener Beschaffenheit. Die Zimmer der grösseren Häuser, welche die Aussicht auf die Gasse haben, sind

geräumig, regelmässig und hell genug; die rückwärtigen aber, welche in den Hof hinaus sehen, sind kleiner und dunkler, sie haben im Vergleich mit den ersteren eine weit schlechtere Luft, und hie und da auch feuchte Wände. Diese Hofzimmer werden gewöhnlich an ärmere Parteien vermietet, zuweilen aber auch den Kindern oder den Dienstboten angewiesen. Viele Wohnungen im Erdgeschoße sind feucht, besonders in engeren Gassen, wo sie der freien Einwirkung der Luft und der Sonne nicht gehörig ausgesetzt sind; dann die an der Donau gelegenen, besonders in Ofen, wo die Keller bei hohem Wasserstande mit Wasser sich füllen, und die Feuchtigkeit den Wänden mittheilen. Sie werden grösstentheils zu Gewölben und Magazinen, wozu sie sich eigentlich am besten eignen, verwendet. Das Schlechteste ist, wenn sie von Handwerkern, deren Handwerk einen üblen Geruch verbreitet und noch ausserdem eine sitzende Lebensart erfordert, bewohnt werden. Viele Wohnungen, besonders in den Vorstädten, wo grösstentheils die ärmere Klasse wohnt, sind in der That so beschaffen, dass sie die Gesundheit der Einwohner eher zu untergraben, als zu befördern geeignet sind. Hier hausen oft ganze Familien in einem einzigen Stübchen, was in moralischer und physischer Hinsicht nachtheilig ist. Denn ausserdem, dass die Jugend in demselben Zimmer sich aufhält, wo verheirathete Leute schlafen, leidet auch ihre Gesundheit darunter. Es ist nämlich nicht genug, dass in diesen Zimmern durch das Athmen vieler Menschen, und allenfalls auch noch einiger Hunde, Katzen, Vögel, Hühner u. a. m., so wie durch ihre Ausdünstungen und Entleerungen die Luft stinkend und ungeniessbar wird: so erneuert man selbe oft auch durch mehrere Monate nicht, vorzüglich zur Winterzeit, wo der Holzersparniss wegen, Fenster und Thüren auf's beste verwahrt werden. In demselben Zimmer wird auch die Wäsche gewaschen, und die Kinderwindeln getrocknet. Rechnet man überdiess hinzu die grobe und

schlechte Kost, und die Nahrungssorgen dieser Leute; so muss natürlich ein ganzes Register von Krankheiten, besonders Skropheln mit allen ihren Formen, Rheumatismen, Gicht, Auszehrungen, Wassersuchten u. a. m. bei ihnen sich entwickeln. Und nur, wenn das Geschäft dieser Leute es mit sich bringt, dass sie sich in der freien Luft viel bewegen müssen; üben die obenerwähnten Schädlichkeiten keinen so verderblichen Einfluss auf sie aus.

Man findet in vielen, besonders älteren Häusern, Alkoven, welche zum Schlafen bestimmt sind; und überhaupt pflegt man kleine, finstere Gemächer, die wenig frische Luft haben, zu Schlafzimmern zu wählen. Diess ist sehr unzuweckmässig. Denn, da wir einen grossen Theil unsers Lebens dem Schlafe widmen, so muss der Ort, wo wir diess schuldige Opfer bringen, auch wohl einen grossen Einfluss auf die Integrität unserer Gesundheit haben. Nun ist es aber bekannt, dass man frische und reine Luft nur in freien und geräumigen Zimmern, nicht aber in kleineren Gemächern, durch längere Zeit erhalten kann. Aus eben dieser Ursache ist es wohlthätig, wenn die Schlafzimmer bei Tage durch Sonnenstrahlen erleuchtet werden können. Hieraus kann man schliessen, dass weder die Alkoven, noch die kleinen, finsternen Gemächer, zu denen weder Luft noch Licht hinreichenden Zutritt hat, zu Schlafzimmern geeignet sind.

Wegen der eben angeführten Ursachen ist es tadelnswerth, wenn man die schönsten Zimmer des Quartiers zu Prunk- und Gesellschaftszimmern einräumt, und die schlechtesten und finstersten, im Hofraume befindlichen, zu Kinderstuben macht, damit die armen Kleinen, den Augen der Aeltern entrückt, wie die exotischen Pflanzen auf einem fremden Boden völlig verkrüppeln, und vor der Zeit zu Grunde gehen; während man die schönsten Zimmer mit den sogenannten guten Freunden füllt.

Der Boden der Zimmer ist fast in allen Häusern ge-
dielt; nur in den äussersten Vorstädten bei den armen

Leuten ist diess nicht der Fall. In den eleganteren Wohnungen ist der Boden parquetirt und mit Wachs eingelassen. In den andern besteht eine allgemeine, aber gewiss nachtheilige Gewohnheit, den Stubenboden mit weissem Sande reiben und putzen zu lassen. Dieser Sand wird aus der Umgegend Ofens und aus dem Pesther Steinbruch in Menge verkauft, seine Bestandtheile sind Thon- und Kalkerde. Nach dem Ausreiben sollte man ihn, solange er noch feucht ist, sorgfältigst entfernen; denn so bald er trocken wird, so zerstäubt er bei jeder Bewegung, belästigt die Athmungsorgane und befördert die Ausbildung von Brustkrankheiten.

Zur Erwärmung der Wohnungen bei der kalten Witterung bedient man sich bei uns der geschlossenen Oefen, theils von Eisen, theils von verschiedener Töpferarbeit, deren Kamine sich ausserhalb der Zimmer befinden, und die Rauchfänge durch die Höhe des Hauses den Rauch über das Dach hinausleiten. Die in einigen Häusern eingeführte Meissner'sche Heizung entspricht, der Erfahrung zufolge, ihrem Zwecke nicht, und wird daher ganz beseitigt. Zur Feuerung bedient man sich des Holzes, welches uns grösstentheils auf der Donau mittelst der Schiffe und auch zu Wagen von den Landleuten zugeführt wird. Die Steinkohlen sind bei uns nicht im Gebrauche. Die Konsumption der Holzkohlen, welche durch die Landleute zugeführt werden, ist ziemlich gross. Handwerker, die zu ihren Arbeiten den ganzen Tag über des Feuers bedürfen, gebrauchen sie am meisten.

Die Stubenwärme, so grosse Wohlthat auch ihr Schutz gegen die Kälte gewährt, gehört unter die ersten Schädlichkeiten des Winters. In der Heizung wird von den Dienstleuten kein Verhältniss zwischen der äusseren Kälte und der Einheizung beobachtet. Bei gelinder Witterung wird oft sehr stark und bei strenger Kälte nicht selten wenig geheizt. Dieser Wechsel der verschiedenen Wärmegrade ist Ursache vieler catarrhalisch - rheumati-

schen Affektionen. Die Extremen der Kälte und Hitze afficiren nicht so unangenehm, als die schnelle Veränderung der Temperatur. Die übergrosse Hitze macht Congestionen des Blutes gegen den Kopf; erzeugt Erschlaffung und Schwäche vorzüglich der Haut und der Brustorgane; ist man hernach der Geschäfte wegen genöthigt in die Kälte zu gehen, so sind die genannten Krankheiten an der Tagesordnung. Eine der schlechtesten Gewohnheiten der gemeinen Leute, ganz besonders der auf offener Strasse feilbietenden Weiber, ist das Erwärmen der Hände, der Füsse und des Unterleibs durch das Untersetzen von Töpfen mit glühenden Kohlen. So erzeugt man am schnellsten Frostbeulen, verschiedene rheumatische Uebel, und vorzüglich den so häufig vorkommenden weissen Fluss bei dem weiblichen Geschlechte.

Es ist eine rühmliche Gewohnheit die Aussenwände der Häuser blassgrün anzustreichen. Weiss, gelb und roth, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, eignen sich in Hinsicht ihres nachtheiligen Einflusses auf die Augen, weniger dazu. Dasselbe ist auch von den inneren Wänden zu halten. Die gemahlten Zimmer sind den weissen in obiger Hinsicht vorzuziehen. Ueberdiess, wenn man sie mit Kalk übertüncht, sollte man ja einige Tage darin nicht wohnen, besonders nicht schlafen, was aber bei armen Leuten, die oft auf ein einziges Stübchen, beschränkt sind, wohl nicht thunlich ist.

Die meisten unserer K ü c h e n rauchen; Vielen, besonders in älteren Häusern mangelt es auch an nöthigem Licht. Daher haben unsere Frauen eine schwere Tugend auszuüben, wenn sie nämlich diese Angelegenheit des Haushaltes, nicht ganz dem Dienstpersonale, wie es meistens der Fall ist, überlassen wollen. Die unzuweckmässige Bauart der Rauchfänge ist Ursache, dass die Küchen und mitunter auch die Wohnungen mit Rauch erfüllt sind, was zu verschiedenen Augenkrankheiten Anlass gibt. Die Herren Baumeister sollten diess wohl in Erwägung ziehen,

beim Bau der Rauchfänge die Richtung der am meisten herrschenden Winde berücksichtigen, und von den recht zweckmässigen zweierlei Luftlöchern mittelst der Hohlziegel, wie es in der Pesther Artilleriekaserne der Fall ist, wohl öfters Gebrauch machen.

Die Abtritte, besonders in den grösseren Häusern sind meistentheils so ungeschickt angelegt, dass sie das Auge und die Nase der Vorübergehenden beleidigen. Hiezu trägt auch noch der Umstand bei, dass in Ermangelung hinreichender und passender, unterirdischen Kanäle, eigene Gruben zur Aufbewahrung des Unraths in den Häusern vorhanden sind, wodurch, besonders an heissen Sommertagen, bei regnerischem Wetter, im ganzen Hause ein unangenehmer Geruch entsteht. Die Reinigung und Ausleerung geschieht wohl von Zeit zu Zeit und zwar während der Nacht, wo dann die ganze Atmosphaere mit pestilentialischem Gestank erfüllt wird. Diese Reinigung sollte man bloss bei windigem Wetter, und nie bei gänzlicher Windstille, gestatten. Doch werden schon die Abtritte, besonders die der neueren Häuser in Pesth, in unterirdische Kanäle geleitet, aber die Ausmündungen dieser Kanäle sind nur für einen hohen Wasserstand berechnet, und bei niederem bleibt der Koth an denselben liegen, und inficirt die Luft. In Ofen in den Stadttheilen, welche eine abschüssige Lage haben, leitet man das Regenwasser in die Abtritte, welches dann durch die unbedeckten Kanäle in die Donau läuft, und die Atmosphaere inficirt. Man gehe nur bei einem Regenwetter durch die Wasserstadt oder die Raitzenstadt, um sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen.

Fast ein jedes Haus hat seinen Keller. In den an der Donau gelegenen Häusern werden sie zuweilen bei hohem Wasserstande der Donau mit Wasser angefüllt, wodurch der Grund erweicht, die Gebäude feucht und vor der Zeit baufällig, die Keller selbst dumpfig und

zur Aufbewahrung der Weine und anderer Artikel untauglich gemacht werden. In mehreren solchen unterirdischen Höhlen bestehen förmliche Wein- und Bierschenken. Die hier an und für sich schon schlechte Luft, wird durch das Beisammensein vieler Menschen, und durch die den geistigen Getränken eigene Gährung und Verdunstung ihrer flüchtigen Theile, noch mehr verdorben, was auf die Gesundheit der Bewohner dergleichen Orte einen nachtheiligen Einfluss ausübt.

Die **Pferdeställe** in den älteren Häusern befinden sich im Hofe ober der Erde; in den neueren aber unter der Erde. Die zur Aufbewahrung des Unrathes bestimmten Mistgruben sind in den Höfen angebracht und werden gewöhnlich am hellen Tage — anstatt in der Nacht — ausgeleert, wobei eine stinkende Rauchwolke die Zimmer und die Nasen vieler armen Hofbewohner erfüllt.

Der **Fisch- und Grünwaarenplatz** in Pesth sind an der Donau, wo freier Luftzug herrscht, gut gelegen. So sollten billiger Weise auch einige Gewerbe als: Seifensiedereien, Bierbräuereien, Gerbereien; dann die Fleischbänke und vorzüglich Schlachthäuser, wegen Erzeugung übler Gerüche und fauler Ausdünstung, welche auf die ganze Nachbarschaft nachtheilig einwirken, ebenfalls entweder an der Donau oder am Ende der Stadt sich befinden. Die Schlachthäuser sind zwar jetzt in den Vorstädten, doch leiden die Bewohner der benachbarten Gebäude, besonders in der wärmeren Jahreszeit, häufig genug durch die verdorbene Luft, die der Mangel an Reinlichkeit der Schlachthäuser erzeugt. Um diesem Uebel abzuhelpen, wäre es zweckmässig, ein allgemeines Schlachthaus für alle Fleischer am Donauufer ausser der Stadt zu errichten.

Gärten. Oeffentliche Gärten, welche zur Erholung der Einwohner dienen, gibt es in den zwei Städten keine. In den äussersten Vorstädten in Pesth hat man wohl einige recht artige Blumen- Wein- und Küchengärten, an denen aber weder etwas Grossartiges noch Poetisches wahr-

zunehmen ist; und man muss in der That gestehen, dass, obwohl man in dieser Hinsicht hie und da erfreuliche Fortschritte wahrnimmt, man doch in der Gartenkultur und Gartenliebhaberei hier noch weit zurück ist. Der einzige, früher dem Baron Orczy, nunmehr dem Ludoviceum gehörige, Garten, macht hievon eine ehrenvolle Ausnahme. In Ofen ist der königliche Schlossgarten der bemerkenswertheste. Für den beschränkten Raum, den er einnimmt, und ohngeachtet der schwierigen Bewässerung, bietet derselbe mit seinen schattenreichen Bäumen und seiner freundlichen Blumenflur, im Gebiete des Schönen sehr viel Varietät, und von der Brücke aus einen sehr gefälligen Anblick dar, wo aber die Schönheiten, mit einem Ueberblick keineswegs wahrzunehmen sind; sondern vielmehr wie verschleiert erscheinen, und einzeln desto angenehmer überraschen.

Beleuchtung. Die Beleuchtung der Strassen geschieht durch Laternen, welche jedoch, besonders in den Vorstädten, zu weit von einander entfernt sind. Vor ein Paar Jahren hat man in den Hauptstrassen der beiden Städte Reverbères eingeführt, und seitdem lässt die Beleuchtung in diesen Stadttheilen nichts anderes zu wünschen übrig, als dass die Reverbères, so, wie auch die einfachen Laternen, in den übrigen Stadttheilen die ganze Nacht hindurch leuchten möchten. Denn schon um elf Uhr Abends sieht man gewöhnlich wenige Laternen mehr brennen, und in den Vorstädten, wohin das Auge der Obrigkeit weniger eindringt, werden sie oft gar nicht angezündet.

Strassenpflaster. In der neuern Zeit hat man in Pesth angefangen Trottoirs zu legen, und die Hauptstrassen mit behauenen Granitsteinen regelmässig zu pflastern. Diess war jedoch bis jetzt nur in den Hauptstrassen der Fall, in den übrigen ist das Strassenpflaster nicht das beste, und die Joseph- und Franzensvorstadt sind nur zum Theil gepflastert. In Ofen, in der Festung, fängt man

auch an Trottoirs und hie und da ein besseres Strassenpflaster zu legen. Uebrigens können die Ofner eher ein gutes Strassenpflaster zu Stande bringen, als die Pesther, da sie recht gute Steine in ihrem Gebiete haben, die sie aber bis jetzt nicht recht zu benutzen wussten; während die Pesther die Steine zur Strassenpflasterung von Weitem her kaufen müssen. Im Allgemeinen lässt das Strassenpflaster in beiden Städten manches zu wünschen übrig, was jedoch in dem Grunde einige Entschuldigung finden dürfte, dass, den bestehenden Landesgesetzen gemäss, der Adel, das Militair und die Honoratioren, wenn selbe keine Hauseigenthümer sind, zur Strassenpflasterung nichts beizutragen haben, und die städtischen Revenüen allein dazu nicht hinreichen. Indessen könnte einige Verbesserung in dieser Hinsicht mit weniger Kosten und Mühe geschehen, wenn die Pflasterung unter gehöriger Leitung und Aufsicht vor sich ginge, und die Ausbesserung des Strassenpflasters vorgenommen würde, sobald die Steine locker geworden sind, und nicht erst dann, wenn sie zerstreut auf der Strasse liegen und bedeutende Gruben veranlassen, durch welche Menschen, Thiere und Fuhrwerke beschädigt werden können.

Durch die allmähliche Abschaffung der Stangenschilder der Wirthshäuser, der Handwerker und Kaufleute, welche bei heftigen Winden gar gefährlich über den Köpfen der Vorübergehenden baumeln; gewinnen die Strassen an Verschönerung und die Vorübergehenden an Sicherheit. Diese Schilder werden jetzt auf flach an die Wand befestigte Tafeln gemacht, und da diese um vieles grösser werden können; so wird dadurch eine eigene Art Luxus in grossen und schönen Aufschriften, und in nicht minder schönen Mahlereien veranlasst, welche letzteren, hie und da nur zu natürlich der Schau ausgestellt, auf die Jugend einen nachtheiligen Eindruck machen.

Koth und Staub wechseln in den zwei Städten beständig mit einander ab, und sind den Einwohnern sehr

lästig und ihrer Gesundheit nachtheilig. Die Ursache des ungewöhnlichen Staubes, der die beiden Städte bei dem mindesten Wind gleichsam in Wolken einhüllt, ist der sandige Boden und die Unreinlichkeit mehrerer Strassen, welche selten gekehrt werden. Hiezu kommt noch der Schotter, mit welchem man das Strassenpflaster belegt, und so die Wege auszubessern sucht; denn kaum ist dieses geschehen, als derselbe auch schon durch die vielen, leichten und schweren Fuhrwerke auf's feinste zermalmt, durch den Wind in dichte Staubwolken und durch den Regen in Kothmassen verwandelt wird. Der unerträgliche Staub gibt zu vielen Augen- und Lungenkrankheiten Veranlassung; derselbe verdirbt unsere Kleider, und verbittert uns das Vergnügen auf unseren Spaziergängen. Den Koth auf den Strassen vermehrt, unter andern, auch der Umstand, dass in vielen Strassen noch keine unterirdische Kanäle zum Abfluss des Regenwassers vorhanden sind. Im Sommer bleibt das Regenwasser in den Strassenrinnen längere Zeit stehen, wo es fault und eine üble Ausdünstung und Gestank veranlasst. In den nichtgepflasterten Strassen ist nach einem Regenwetter der Koth so gross, dass man über die Knöchel in demselben waten muss, um von einem Hause zum andern zu gelangen. Aber auch in den gepflasterten Strassen ist es, jedoch in geringerem Grade, der Fall; denn Koth und Mist werden von den Strassen seltener, als es nothwendig wäre, weggeschafft. Zuweilen werden sie wohl auf Haufen zusammengekehrt, aber nicht sogleich entfernt, wobei es oft geschieht, dass der Koth, besonders, wenn er flüssig ist, schon von dem ersten Wagen aus einander gefahren wird, wo man dann im Dunkel nicht über die Gasse gehen kann, ohne Gefahr zu laufen, bis an die Knie hineinzukommen; der Staub und der Mist aber, wenn sie nicht sogleich entfernt werden, vom Winde auseinander geblasen werden. Die zwei Städte haben ja so viele Arrestanten, Müssiggänger und Va-

gabunden, welche alle, sowohl die männlichen als die weiblichen, unter gehöriger Aufsicht zur Strassenreinigung öfter verwendet werden könnten, damit sie sich das Brot verdienen und zugleich nützlich seien. Ein Trabant ist immer im Stande vier solcher Individuen zu beaufsichtigen. Sie sollten eine eigene Tracht, von sogenanntem Halinatuch haben, damit sie ihre Blösse bedecken und die Augen der Vorübergehenden nicht beleidigen, und damit man sie, im Falle sie entweichen sollten, sogleich erkenne. Wird diese Maassregel streng ausgeführt, so werden wir bald, entweder reinere Strassen, oder wenigere Taugenichtse, in den zwei Städten haben.

Polizei. Das Polizeigeschäft ist allerdings, selbst in gut organisirten Städten, ein in seinem Umfange beschwerliches Amt. Es soll Ruhe und Ordnung, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und Erfüllung der Gesetze bewirken. Diejenigen Personen also, die das Polizeigeschäft mit gutem Erfolg ausüben sollen, müssen mit einem wohlberechnenden, thätigen Geist, mit Ordnungs-, Gerechtigkeits- und Menschenliebe begabt sein. Es wird bei diesem Geschäfte eine genaue Kenntniss des Ortes und aller seiner Individuen, und ein eigener Scharfblick erfordert, um beurtheilen zu können, wann und wie z. B. einem Angeklagten die unverschämte Larve eines heuchlerischen Betrugs, ohne das edle Menschengefühl im Geringsten zu beleidigen, abzureissen sei. u. a. m.

Jeder, der mit der bestehenden Landesverfassung bekannt ist, wird leicht einsehen, dass eine gute Polizeiordnung bei uns nicht leicht möglich sei. Schon die verschiedenen Jurisdictionen machen in dieser Hinsicht ein mächtiges Hinderniss aus. An der executiven Gewalt fehlt es überall. Denn wenn auch gute und zweckmässige polizeiliche Verordnungen höheren Orts ergehen, so wird auf ihre Befolgung zu wenig gesehen, was ebenfalls in der Verschiedenheit der Jurisdictionen einigen Grund haben mag. So nehme man z. B. nur das

schnelle Fahren und Vorfahren auf der Brücke u. a. m. Man kann nicht immer jene Strenge, welche mit dem Polizeigeschäfte nothwendig verbunden sein muss, anwenden. Und wenn auch von Zeit zu Zeit Einzelne sich finden, die auf die bestehenden Mängel aufmerksam machen, sie zu verbessern und eine zweckmässige Ordnung einzuführen sich bemühen: so haben sie mehrentheils mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, so viele Hindernisse zu besiegen, so manchen Widerspruch aus dem Wege zu räumen, und so manchen Ungläubigen zu überzeugen, dass sie bald müde werden, und die beste Sache aufgeben; weil sie sehen, dass sie die Macht der Vorurtheile und Gebräuche, das kalte Phlegma und die sorglose Gemächlichkeit ihrer Mitbürger nicht vernichten können. Beharren sie aber auch wirklich in ihrem durch Ueberzeugung geleiteten Eifer, und sind sie so glücklich das kräftigste Entgegenstreben durch Muth und Beharrlichkeit zu besiegen: so müssen sie am Ende doch zufrieden sein, wenn sie ihre Absichten auch nur zum Theil erreichen.

Das Polizeigeschäft versieht hier der Stadthauptmann, dem zur Erleichterung der Geschäfte ein Actuar, ein Kanzellist, ein Stadtlieutenant, ein Wachtmeister, mehrere Bezirkscommissaire, Viertelmeister und Trabanten beigegeben sind, welche Zahl von Individuen, für das ausgedehnte und wichtige Geschäft, offenbar zu gering ist. Der Wirkungskreis des Stadthauptmanns erstreckt sich auf alle, die öffentliche Sicherheit und Ordnung betreffende Gegenstände. Um Privatangelegenheiten und Familiengeheimnisse hat er sich nicht zu bekümmern. Gewaltthätigkeiten, Misshandlungen und andere, kleinere, polizeiwidrige Gegenstände gehören zu seinem Forum; grössere werden dem Stadtmagistrate übergeben. Ferner liegt es dem Stadthauptmanne ob, darüber zu wachen, ob die Lebensmittel als: Mehl, Brot und Fleisch (in Ofen auch Was-

ser), in gehöriger Qualität und Quantität vorhanden sind. Derselbe muss endlich von allen Einwohnern, besonders von den Fremden, die sich in der Stadt aufhalten, von ihrer Beschäftigung und ihrem Lebensunterhalte, eine genaue Kenntniss haben. Doch die Macht des Stadthauptmannes erstreckt sich bloss auf die Bürgerlichen. Die Adeligen und Honoratioren gehören zu dem Forum des Komitats, und das Militair zu dem ihrer respectiven Behörde.

Die Vorstädte verdienen in jeder polizeilichen Hinsicht mehr Berücksichtigung als die Stadt selbst; weil diese, als der Sitz aller obrigkeitlicher Collegien und Magistratualien, dem Auge dieser näher gerückt ist. Dann macht auch der Stand der Gebildeten und Wohlhabenden die vorzüglichste Klasse der Stadtbewohner aus, die den übrigen Klassen Richtung und Gehalt gibt. Hier theilt oft ein einziger Einsichtiger die gute Anregung seiner selbst dem ganzen bewusstlosen Haufen um sich mit. Aber in den Vorstädten gibt sich die bewusstlose Menge en masse und unbekümmert dem feindlichen Einflusse hin, so lange er dauern mag. Hier bedarf es des Auges der Obrigkeit, welche wacht, sorgt und ordnet.

In das Gebiet der Polizei gehören auch die Hunde. Die zwei Städte besitzen eine Menge nützlicher und unnützer Thiere. Zu den ersteren gehören: Pferde, Kühe und Geflügel; zu den letzteren: die Singvögel, die Katzen und vorzüglich die Hunde. Diese Thiere verunreinigen mittelst ihres Unraths die Häuser und Strassen und verderben die Luft; verzehren eine Menge Victualien, die sonst, besonders in manchen Missjahren, den Menschen gut zu Statten kommen würden; die Hunde beunruhigen überdiess durch ihr Bellen bei Tag und Nacht die Menschen, sie erschrecken durch ihr Bellen und Aufspringen zerstreute, furchtsame und kränkliche Personen, dann Kinder und schwangere Weiber. Ferner macht ihre, auf freien Plätzen sich ereignende, Begattung, besonders auf

die Jugend, einen nachtheiligen Eindruck, und erregt in ihnen Gedanken, die von sich selbst nur viel später erfolgt wären. Ueberdiess vergeht kein Jahr, wo nicht Unglücksfälle in den zwei Städten durch den Biss wüthender Hunde sich ereigneten. Bei der nun erwiesenen Nützlosigkeit und dem positiven Nachtheil der Hunde, ist es unbegreiflich, wie man ihrer eine so grosse Anzahl dulden kann. Es gibt gewiss in den zwei Städten kein Haus, wo nicht wenigstens ein Hund wäre; es gibt aber Häuser, wo man ihrer auch 10 — 20 findet. Mit den Katzen ist es derselbe Fall. Nun denke man sich diese Unzahl von vierfüssiger Bevölkerung! Man sieht oft 6 — 10 Hunde auf der Strasse beisamen, die unaufhörlich bellen und raufen. Die Katzen gewähren doch einigen Vortheil, indem sie zur Verminderung der Ratten und Mäuse beitragen; aber die Hunde durchaus keinen. Zum Schutze und zur Bewahrung unsers Eigenthums bedürfen wir ihrer in der Stadt nicht; und das Vergnügen, welches sie manchem Herrn als Begleiter, und mancher Dame als Schosshündchen, gewähren, ist in der That gar nicht in Anschlag zu bringen. Daher sollte die Polizei trachten ihre Anzahl, so viel als möglich, zu vermindern, und den Eigenthümer eines erkrankten Hundes, wenn er versäumt, diess dem Abdecker anzuzeigen, streng zu bestrafen. Und weil es erwiesen ist, dass der Biss, selbst nicht wüthend gewordener, sondern nur gereizter, Hunde schon im Stande ist, die Wuthkrankheit hervorzubringen; so sollte man Alle, die als böse bekannt sind, und die, welche ohne Halsband herumirren, erschlagen lassen.

Die Donau. Die zwei Nachbarstädte trennt der majestätische Donaustrom von einander. Dieser Strom, welcher zu Donaueschingen im Baden'schen entspringt, durch Baiern, Oesterreich und Ungarn bis in's schwarze Meer läuft, nimmt während seines Laufes mehrere grössere und kleinere Flüsse in sich auf, erreicht bei Alt-Ofen

eine Uferausdehnung von beinahe 400 Klaftern, ist jedoch zwischen den zwei Städten auf eine Breite von 240 Klaftern beschränkt, dehnt sich aber unterhalb der Städte wieder stark aus. Ober- und unterhalb der Städte bildet die Donau mehrere kleinere und grössere Inseln, von denen die reizende und anmuthige Margaretheninsel vorzüglich genannt zu werden verdient; besonders, da sie aus huldreicher Munifizienz Sr k. k. Hoheit des Durchlachtigsten Erzherzogs Joseph auch für das Publikum offen steht. Obwohl die Donau die Gegenden, welche sie durchschneidet, stets mit feuchter Luft und Windzügen erfüllt, so leistet sie uns doch auch einen sehr angenehmen und nützlichen Ersatz dafür. Denn nicht nur ist sie die schönste Zierde der beiden Städte, sondern die letzteren verdanken auch diesem unschätzbaren Naturgeschenke ihren blühenden Handel und ihren nunmehrigen Wohlstand. Auf ihrem Rücken werden uns Holz-, Ess- und andere Waaren zugeführt; durch sie ist die Kommunikation mit andern Gegenden, besonders seit dem Einführen der Dampfschiffahrt, bedeutend erleichtert; ihr Eingeweide bietet uns eine Menge der köstlichsten Fische dar, und ihr Wasser wird zum Kochen, Waschen, Gärben, Färben und Trinken gebraucht.

Bei anhaltenden Regengüssen wird die Normalhöhe des Stromes mannigfaltig verändert. Aber Ueberschwemmungen haben wir selten, und diese meist nur im Frühjahre, wenn nämlich bei Thauwetter das Eis plötzlich schmilzt, oder der Eisgang in seinem Laufe gehindert wird. Die grössten Ueberschwemmungen fanden in den Jahren 1775, 1809 und 1811 statt *), wo die Bewohner der umliegenden Stadttheile in beiden Städten nur mittelst

*) In den ersten Tagen des Monats Januar 1838 fand ebenfalls, nach plötzlich eingetretenem Thauwetter, eine bedeutende Ueberschwemmung statt.

Fischerkähnen von einem Haus zum andern gelangen konnten.

Das Pesther Donauufer, von der Börse bis unter die Brücke, ist bedeutend erhöht, mit grossen Quadersteinen ausgekleidet, somit die Stadt gegen die Ueberschwemmung von dieser Seite geschützt, und für Landungs- und Ladungsplätze ist besonders gesorgt. Von der Börse aufwärts verliert sich das Ufer allmählig in die Fluthen und eignet sich daher bei dem höchsten, wie bei dem niedrigsten Wasserstande zur steten Beschäftigung. Von der Brücke abwärts, so wie auf der ganzen Ofnerseite, ist das Donauufer sehr unregelmässig. Es besteht aus zusammengehäuften Mist und Unrath, welcher ohne eine verständige Anleitung hingeschüttet, dem Ufer die vermeinte Festigkeit nicht verleiht, und durch seine üble Ausdünstung und Staub die am Ufer liegenden Häuser, besonders im Sommer, so viel leiden macht. Von Bädern und Schwimmanstalten auf der Donau wird weiter unten gehandelt werden.

Unglücksfälle die auf der Donau durch den Gebrauch beschädigter Schiffe, durch Ueberladung derselben, durch unkundige Schiffsleute, durch Zufall oder auch freiwillig, sich zu ereignen pflegen, sind nicht sogar selten, und es ist in der That zu bedauern, dass die zwei Städte heut zu Tage, für die im Wasser Verunglückten, noch keine Rettungsanstalten besitzen. Beinahe alle, an grösseren Flüssen gelegenen, Städte des Auslandes, erfreuen sich bereits solcher Anstalten.

Trinkwasser.

Das Trinkwasser hat auf das physische Wohl der Einwohner einen eben so mächtigen Einfluss, als die Luft, in der sie leben. Dieser Punkt wird aber noch viel zu wenig berücksichtigt. Es ist bekannt, dass das Trinkwasser seiner Beschaffenheit gemäss, bald Durchfälle,

bald Verstopfungen, bald Kröpfe und Scropheln und andere Uebel erzeugen kann. Es ist bekannt, dass gutes Trinkwasser erquickend und ernährend wirkt. Nicht eben so ein schlechtes. Wer einmal eine Fussreise in grosser Sonnenhitze bis zu bedeutender Anstrengung seiner Kräfte gemacht, und so glücklich war, mit einem Trunk frischen Quellwassers sich zu laben, der wird die obige Behauptung sehr wahr finden. Wie neu belebt und gestärkt man sich da fühlt, wie das schon matte Auge seinen Glanz wieder erhält, und wie der schon sinkende Muth wieder aufgerichtet wird? Schlechtes Trinkwasser würde bei Weitem nicht diese Wirkung hervorbringen. Es ist also sehr wichtig, sowohl im gesunden als kranken Zustande auf das Trinkwasser ein vorzügliches Augenmerk zu richten.

Das beste Trinkwasser ist dasjenige, welches völlig klar und geruchlos ist, und den geringsten Gehalt an Erden und Salzen, aber einen grössern Antheil an Kohlensäure hat. Uebrigens die Güte eines Wassers nach dem Geschmack und einzelnen Kennzeichen bestimmen zu wollen, ist trügerisch; indem die Gewohnheit, die individuelle Beschaffenheit des Geschmackorgans, die relativen Verhältnisse des trinkenden Subjekts und andere Bedingungen, eine grosse Verschiedenheit der Urtheile veranlassen. Man kann also weder dem harten noch dem weichen, weder dem Brunnen- noch dem Flusswasser unbedingt den Vorzug geben; sondern unter gewissen Umständen, die der Arzt kennen muss, kann bald dieses bald jenes mit Vortheil gebraucht werden. Die häufigen Beschuldigungen, die man gegen manches Wasser vorbringt, dass es Durchfälle, Magendrücken, Hartleibigkeit und dgl. Beschwerden verursacht, gründen sich meist auf die unrechte Wahl und auf den unrechten Gebrauch desselben. Uebrigens mag es einem gesunden Menschen wohl gleichgiltig sein, ob er hartes oder weiches Wasser trinke, wenn er nur daran gewöhnt ist; aber bei schwächli-

chen, mit einer Opportunität zu gewissen Krankheiten begabten, oder gar kranken Subjekten, ist es wohl rathsamer in der Wahl des Trinkwassers mit eigener Vorsicht zu Werke zu gehen, besonders, da die Brunnen der zwei Städte viele erdig-salinische Bestandtheile enthalten. In den Krankheiten aus Schwäche dürfte das härtliche Wasser, als mehr reizend, vorzuziehen sein. Im entgegengesetzten Falle aber das weiche, indem dieses mehr erschläfft und auch Durchfälle zu erregen im Stande ist. Im hohen Grade der Schwäche kann das harte Wasser Magendrücken verursachen; ja diejenigen Brunnen, welche viele erdige Theile in sich enthalten, wie der am Franziskanerplatze in Pesth, und die meisten in den Vorstädten Ofen's, verursachen wirklich Magendrücken, sogar bei Gesunden, die daran nicht gewöhnt sind. Also muss der Arzt auf die weiche oder harte Beschaffenheit des Trinkwassers vorzüglich Rücksicht nehmen.

Die Pesther Gegend ist wasserreich, fast jedes Haus besitzt seinen eigenen Pumpbrunnen. Das Wasser ist nach Verschiedenheit der Brunnentiefe verschieden, und je nachdem es verschiedene Erdschichten: lehmigen Grund, Kies- und Torflager durchläuft, und in seinem Laufe einige Bestandtheile absetzt oder aufnimmt; ist es auch zum Trinken mehr oder weniger geeignet. Die Nähe der Kloaken trägt zur Verschlechterung der Brunnen ebenfalls viel bei. Daher rührt es, dass ein Haus süßes, kaum trinkbares Wasser besitzt, während das benachbarte wohlschmeckendes Wasser hat. Man hört, besonders in der alten Stadt, allgemein über schlechtes, süßes (salitriges) Wasser klagen, und die üble Eigenschaft desselben der Nähe der Donau zuschreiben. Diess ist aber irrig. Denn das Donauwasser, wie unten die Analyse zeigt, ist von allen in den zwei Städten existirenden Wassern das weichste, und enthält die wenigsten fixen Bestandtheile. Die Leopoldstadt, wo das Wasser zum Theil aus der Donau sich durchzufiltriren scheint (die kieslager, die man hier bei Ausgrabungen

findet, sprechen dafür), hat das beste Trinkwasser. Allerdings ist in diesem neuen Stadttheile manches anders gebaut, als in der alten Stadt, wo verschiedener Unrath, Abtritte, übelangebrachte Kanäle und der Boden, der meist aus Lehm- und Mergellagern besteht, zur Verschlechterung des Wassers gewiss nicht wenig beitragen. Daher haben auch die äussersten Stadttheile, welche von den erwähnten schädlichen Momenten mehr verschont sind, viel besseres Trinkwasser, als die innere Stadt. Ausser der tiefsten Gegend der Stadt, in der Richtung von den Ladenhändlern durch die Theresien- Joseph- und Franzvorstadt bis an die Donau, wo sich auch das meiste Regenwasser sammelt, erhebt sich das übrige Gebiet der Stadt gleichsam amphitheatralisch von der Donau aufwärts. Desshalb sieht man auch bei recht kleinem Wasserstande der Donau, etwa 2 — 3 Schuh ober Null, an den blos liegenden Donauufnern, das Wasser aus den unterirdischen Quellen sich in diesen Strom ergiessen. Offenbar kommen diese Quellen aus den höheren Rákosfeldern, und eilen durch die Stadt der Donau zu.

Man hat die letzte Zeit in der Theresienstadt, Versuche gemacht, artesische Brunnen zu graben, um sich an dem nie versiegenden Urwasser zu laben. Aber eine Tiefe von 110 Klaftern lieferte noch nicht das gewünschte Resultat. Es wäre sehr interessant zu wissen, wie tief man bohren müsste, um ein günstiges Resultat zu erlangen. Denn, dass es am Ende doch gelingen müsste, daran zweifle ich gar nicht.

Das beste Trinkwasser in Pesth liefert unstreitig der Eliasbrunnen bei'm Ludoviceum. Das filtrirte und im Sommer gehörig abgekühlte Donauwasser kommt dem Eliasbrunnen gleich; nur ist das erstere noch weicher. Dann kommt das Wasser der übrigen äusseren Stadttheile, und dann erst jenes der innern Stadt.

Die Ofner Gegend ist hingegen wasserarm, was sich, aus der S. 5. angegebenen Beschaffenheit seiner Gebirge

und seines Bodens, leicht erklären lässt. Die meisten Brunnen, selbst die Quellen in den Gebirgen, sind nichts anderes als Seigwasser, die ohne häufigere Regen und Schnee bald versiegen. Die trockenen Sommer in den Jahren 1834 und 1836 entzogen vielen Brunnen in den Vorstädten, ja sogar dem Saukopf im Auwinkel, und der Amorsquelle unter dem Johannisberg, ihr Wasser. Nur die Quellen auf dem Schwabenberge, welche selbst bei der grössten Trockenheit nicht versiegen, scheinen aus der Tiefe zu kommen; diese liefern auch das beste und köstlichste Wasser, welches auf dem Schwabenberge von drei Quellen gesammelt, mittelst Röhren aus Gusseisen durch die Christinastadt in die Festung geleitet, und in eine gedeckte Cisterne beim Rathhaus entleert wird. Freilich ist dieses Wasser an der Quelle selbst viel angenehmer und erquickender als in der Stadt, wo es durch den langen Weg, den es durchlaufen muss, und dann in der Cisterne selbst, besonders im Sommer, einen Theil seiner Kohlensäure verliert, und folglich nicht mehr so erquickend sein kann. Dieses Wasser wird hier, besonders von den Bewohnern der Festung, am häufigsten getrunken. Es ist nach dem Donauwasser das weichste. In die Cisterne beim Rathhaus, kann auch das Donauwasser mittelst Röhren aus der städtischen Wassermaschine hineingeleitet und bei Mangel an hinreichendem Gebirgswasser mit diesem vermenget werden. Die Quellen am Schwabenberge sollten indessen sorgfältiger gepflegt werden, damit sie bei Regenwetter kein so trübes Wasser liefern, wie es gewöhnlich der Fall ist. Auch sollte man für sorgfältigere Reinigung der Wasser-Cisterne beim Rathhause Sorge tragen. Wir mussten es in den letzten drei Wintern schmerzlich empfinden, dass wir in einer Festung wohnten. Bald waren die neugelegten Röhren verdorben, bald froh das Wasser in der Cisterne ein, und wir litten Mangel an selben. Man soll sich in Betreff der Witterung nicht nach dem Kalender rich-

ten, sondern die Brunnen, bevor die Kälte eintritt, zu decken.

Ausser den Wasserleitungen vom Schwabenberge her, hat man auch noch andere, welche das Wasser aus der Donau in die Festung befördern. Die eine, die königliche, versieht das Schloss und die dazu gehörigen Gebäude und Gärten, die andere, die städtische, sammelt ihr Wasser in der Wasserstube am Theaterplatze und versieht mittelst Röhren mehrere in der Festung befindliche gedeckte Cisternen und einige Privathäuser.

Nach dem Gebirgswasser liefern noch einige Brunnen, die dem Gebirge nahe sind, als: im Stadtmaierhof, in Klein-Zell, einige Brunnen in Alt-Ofen, und in der Christinastadt ein sehr hartes, aber doch gutes Wasser. Die meisten Brunnen enthalten so viele erdige Theile, dass sie weder zum Trinken, noch zu andern ökonomischen und technischen Zwecken verwendet werden können. Die Seife schäumt nur sehr schwer und die Hülsenfrüchte kochen sich nicht weich darin; die Gefässe aber incrustirt es mit Kalksinter. Daher wird auch gewöhnlich in den Vorstädten nur Donauwasser getrunken.

Die Festung besitzt auch einige Pumpbrunnen, von welchem manche, wie z. B. der vor dem Eszterházischen Hause, an Salpeter so reich sind, dass sie fast verdienten, darauf benutzt zu werden. Ausserdem besitzen mehrere Keller in der Festung grosse Wassermassen, welche ab- und zunehmen, ohne dass man im Stande wäre, den Ursachen solcher Wirkung auf die Spur zu kommen.

Die Untersuchung eines Trinkbrunnens hat desto grössere Schwierigkeiten, je reiner das Wasser und je weiter es von demjenigen entfernt ist, was man Mineralwasser nennt. Die Menge der fremden Stoffe ist zuweilen so gering, dass ihre Gegenwart kaum erkannt wird, und es ist äusserst schwer, diese kleinen Quantitäten zu sammeln, und nur einigermaßen abzuwägen. Damit ich aber meinen Lesern reines Wasser einschenke, und sie

Chemische Analyse des Trinkwassers von Pesth.

Der Eliasbrunnen beim Ludoviceum.	Der Brunnen im Rochus- spitale nächst der Kapelle.	Der Brunnen im Hand- lungshause in der Leopoldstadt.	Der Brunnen auf dem Franciskanerplatze.	Der Brunnen in der Theresienstadt nächst der Kirche.
Temperatur + 6° R. bei ei- ner Lufttemperatur von + 4° R.	Temperatur + 8° R. bei ei- ner Lufttemperatur von + 4° R.	Temperatur + 8° R.	Temperatur + 7° R.	Temperatur + 7° R.
Fixe Bestandtheile in ei- nem Pfunde zu 32 Loth: 3 ⁸ / ₁₀ Grane; diese beste- hen aus:	Fixe Bestandtheile in ei- nem Pfunde: 9 ³ / ₁₀ Grane; diese bestehen aus:	Fixe Bestandtheile in ei- nem Pfunde: 10 ³ / ₁₀ Gra- ne; diese bestehen aus:	Fixe Bestandtheile in ei- nem Pfunde: 18 Grane; diese bestehen aus:	Fixe Bestandtheile in ei- nem Pfunde: 9 Grane; diese bestehen aus:
½ Gr. salzsaurer Magne- sie.	1 ¹ / ₁₀ Gr. salpetersaurer und salzsaurer Magne- sie.	4 ¹ / ₃ Gr. salzsaurer Magnesie, „ Natron u. salpetersaur. Magnes.	6 Gr. salzsaurer Magnesie, „ Natron u. salpetersaur. Magnes.	1 ⁸ / ₁₀ Gr. salpetersaurer und salzsaurer Magne- sie.
⅓ „ schwefelsaurer Ma- gnesie und Thon- erde.	2 ² / ₁₀ „ schwefelsaurer Ma- gnesie u. schwefel- sauren Natron.	2 „ schwefelsaurer Ma- gnesie.	5 ¹ / ₂ „ schwefelsaurer Ma- gnesie und schwefel- sauren Natron. ½ „ Gyps.	2 ¹ / ₂ „ schwefelsaurer Ma- gnesie u. schwefel- sauren Natron.
2 ²⁸ / ₃₀ „ kohlsaure Kalk- erde, kohlsaure Ma- gnesie u. etwas Kiesel- erde.	4 ⁸ / ₁₀ „ kohlsaure Kalk- erde, kohlsaure Ma- gnesie u. etwas Kiesel- erde.	4 „ kohlsaure Kalk- erde, kohlsaure Ma- gnesie u. etwas Kiesel- erde.	6 „ kohlsaure Kalk- erde, kohlsaure Bit- tererde und etwas Kie- selerde.	4 ⁷ / ₁₀ „ kohlsaure Kalk- erde, kohlsaure Bit- tererde und etwas Kie- selerde.
1000 Volum-Theile Was- ser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Was- ser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Was- ser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Was- ser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Was- ser entwickeln durch's Erhitzen:
29 ¹⁶ / ₁₀₀ V.T. Kohlensäure u. 8 ³³ / ₁₀₀ „ atmosphärische Luft.	113 V.T. Kohlensäure und 22 „ atmosphärische Luft.	66 ¹⁰ / ₁₀₀ V.T. Kohlensäure und 8 ³ / ₁₀₀ „ atmosphärische Luft.	75 V.T. Kohlensäure und 22 „ atmosphärische Luft.	75 V.T. Kohlensäure und 14 „ atmosphärische Luft.

Chemische Analyse des Trinkwassers von Ofen.

Gebirgswasser aus dem Brunnen auf dem Rathhausplatze in der Festung.	Der Brunnen in der Christinastadt nächst der Kirche.	Der Brunnen im Franciskanerkloster auf der Landstrasse.	Der Brunnen bei'm Hofrichter in Alt-Ofen.	Donauwasser.
Temperatur + 5° R. bei einer Lufttemperatur von + 4° R.	Temperatur + 7° R.	Temperatur + 7° R.	Temperatur + 7° R.	Unbestimmt.
Fixe Bestandtheile in einem Pfunde zu 32 Loth gerechnet: $2\frac{1}{10}$ Gran; diese bestehen aus:	Fixe Bestandtheile in einem Pfunde: $15\frac{1}{2}$ Gran; diese bestehen aus:	Fixe Bestandtheile in einem Pfunde: $9\frac{1}{2}$ Gran; diese bestehen aus:	Fixe Bestandtheile in einem Pfunde: $12\frac{1}{10}$ Gran; diese bestehen aus:	Fixe Bestandtheile in einem Pfunde: $\frac{7}{8}$ Gran; diese bestehen aus:
$\frac{8}{32}$ Gr. salzsaurer Magnesia.	$5\frac{1}{2}$ Gr. salzsaurer u. salpetersaurer Magnesia und Kochsalz.	2 Gr. salzsaurer und salpetersaurer Magnesia.	4 Gr. salzsaurer und salpetersaurer Magnesia u. etwas Kochsalz.	$\frac{1}{30}$ Gr. salzsaurer Magnesia und salzsauren Kalk.
$\frac{9}{32}$ „ schwefelsaurer Magnesia.	$2\frac{1}{4}$ „ schwefelsaurer Magnesia.	$1\frac{2}{3}$ „ schwefelsaurer Magnesia.	$3\frac{1}{2}$ „ schwefelsaurer Magnesia u. schwefelsauren Natron.	$\frac{3}{30}$ „ schwefelsaurer Magnesia.
$\frac{4}{32}$ „ schwefelsaur. Kalkerde.	1 „ schwefelsaur. Kalkerde.			$\frac{2}{30}$ „ organischen Stoffen.
$2\frac{1}{32}$ „ kohlenaurer Kalkerde und kohlenaurer Magnesia.	$6\frac{3}{4}$ „ kohlenaurer Kalkerde u. kohlenaur. Bittererde mit etwas Kieselerde.	$5\frac{2}{3}$ „ kohlenaurer Kalkerde, kohlenaurer Bittererde, schwefelsauren Kalk u. etwas Kieselerde.	$6\frac{3}{10}$ „ kohlenaurer Kalkerde, kohlenaurer Bittererde und etwas Kieselerde.	$20\frac{1}{30}$ „ kohlenaurer Kalkerde und kohlenaurer Bittererde.
1000 Volum-Theile Wasser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Wasser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Wasser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Wasser entwickeln durch's Erhitzen:	1000 Volum-Theile Wasser entwickeln durch's Erhitzen:
$22\frac{2}{10}$ V.T. Kohlensäure u. 26 „ atmosphärische Luft.	116 V.T. Kohlensäure und 25 „ atmosphärische Luft.	75 V.T. Kohlensäure und 14 „ atmosphärische Luft.	80 V.T. Kohlensäure und 12 „ atmosphärische Luft.	4 V.T. Kohlensäure und 20 „ atmosphärische Luft.

zur bessern Beurtheilung unserer Trinkwässer und ihres Einflusses auf die Gesundheit der Einwohner führe; so begnügte ich mich nicht damit, selbst mehrere Brunnen in verschiedenen Theilen der beiden Städte mit Reagentien zu prüfen, wobei mir mehrere der Herren Apotheker an die Hand gingen, sondern ich scheute auch keine Kosten, um mir von einigen Brunnen eine vollständige chemische Analyse zu verschaffen. Unser ausgezeichnete Chemiker und Apotheker in Pesth, Dr Daniel Wagner, unterzog sich diesem mühsamen Geschäfte, welches er auf das Genaueste vollführte. Ich wählte hiezu Brunnen aus verschiedenen Theilen der beiden Städte, damit man beiläufig alle, mehr oder weniger, beurtheilen könne.

Anhang zur Analyse der Trinkwässer.

1. In jedem der untersuchten Wässer ist freie Kohlensäure zugegen, doch nicht in dem Verhältnisse, als sie in den Analysen angeführt ist, denn,

2. Der grösste Theil der Kohlensäure kommt auf Rechnung der, in den Wässern enthaltenen, doppelt kohlensauren Kalk- und Bittererde-Salze, welche durch die höhere Temperatur zersetzt, und als einfach kohlensaure Erden ausgeschieden werden.

3. Die Salpetersäure ist in den Wässern durchgehends an Bittererde gebunden, denn Alkohol nimmt die salpetersauren Salze auf, und die in Alkohol löslichen Salze enthalten, ausser Salpetersäure und Salzsäure, als Basen die Bittererde und Natron. Die grösste Menge salpetersaure Magnesia enthält das Wasser von der Christina-stadt in Ofen; dann das von Alt-Ofen; dann vom Franziskanerplatz in Pesth, sodann vom Rochusspital. Im Handlungsgebäude, so wie in der Theresienstadt nächst der Kirche, enthalten die Wässer die wenigste salpetersaure Magnesia.

4. An organischen Substanzen ist das Donauwasser am reichsten; diesem folgt das Wasser von der Festung, und dann erst die Uebrigen. Ueberdiess hat das Donauwasser die wenigsten fixen Bestandtheile.

5. In jedem der Wässer ist, von den beiden kohlensauern Erden, die kohlensaure Kalkerde vorherrschend, nur im Donauwasser macht die Magnesie, um ein Bedeutendes, mehr aus.

6. Kieselerde ist in jedem der Wässer vorhanden; am meisten enthält davon das Wasser auf dem Franziskanerplatze in Pesth; dann das Theresienstädter, dann das von der Festung, sodann folgen von Alt - Ofen, Rochusspital, Handlungsgebäude, Christinastadt und vom Eliasbrunnen.

7. Eisen enthalten die Wässer nicht.



B ä d e r.

Die beiden Städte besitzen verschiedene, kalte und warme, einfache; dann natürliche und künstliche Mineralbäder, welche, bald als Reinigungs-, bald als Gesundheitsbäder gebraucht werden. Ueber den Nutzen und die wohlthätige Wirkung der Bäder etwas zu sagen, halte ich für überflüssig; denn jeder, der diesem Gegenstande auch nur eine geringe Aufmerksamkeit gewidmet hat, muss von der wohlthätigen Wirkung derselben überzeugt sein. Nur ist es dazu unumgänglich erforderlich, sowohl die Art und Weise des Badens, als auch die Wahl der Bäder, dem Krankheitszustande genau anzupassen. Und in dieser Beziehung fehlen viele hiesige Einwohner, indem sie die Bäder in Krankheiten sehr oft, ohne ärztlichen Rath, nach eigenem Gutdünken gebrauchen, wobei es nicht fehlen kann, dass sie darauf noch elender werden, als sie vorhin waren.

Pesth besitzt fünf Badeanstalten, nämlich: die Flussbäder auf der Donau; das Dianenbad; das Meszetits'sche, das Gamperl'sche, und das Dr Rumbach'sche Bad. Wir werden alle fünf einzeln betrachten.

I. Flussbäder. Am Pesther Donauufer, von der Börse aufwärts, befinden sich die, seit zwei Jahren errichteten, sehr zweckmässigen Bäder in der Donau. Sie ruhen auf einem, aus runden und dicken Balken, zusammengesetzten Flosse, der durch starke eiserne Ketten und dicke Seile und Pfähle an dem Ufer befestigt ist; so, dass er nie weichen, aber doch mit dem Wasser auf und nieder steigen kann, je nachdem selbes fällt oder steigt. Es sind hier 14 einzelne Badestuben und ein allgemeines Bad. Die Bade-

stuben bilden ein geräumiges Viereck, dessen Seitenwände ein hölzernes Gitter formiren, durch welches das Wasser beständig ein- und ausfliessen kann. Eine Treppe, die vier Stufen zählt, führt hinab. Der Grund ist auch gitterförmig, aber fest; hier setzt sich der Schlamm gern an, und er sollte daher mittelst eines zweckmässigen Besens sorgfältig gereinigt werden. In jeder Stube ist ein Tisch, ein Sessel und ein Spiegel. Das allgemeine Bad ist ebenfalls zweckmässig und so eingerichtet, dass man da zugleich auch schwimmen kann.

II. **D i a n e n b a d.** Dieses vor einigen Jahren in der schönsten Gegend des Donauufers am Börsenplatze errichtete, zwei Stockwerke hohe, Badehaus Nro 23, dem Herrn Pfeffer gehörig, ist eines der schönsten, welches, selbst das Ausland schwerlich aufzuweisen im Stande ist. Luxus, Eleganz, Reinlichkeit und prompte Bedienung lassen nichts zu wünschen übrig. Der Hofraum ist mit einem Springbrunnen, Blumen und Bäumen geziert. Die im Erdgeschoosse befindlichen 18 Badestuben liegen in einem Halbzirkel, welcher mit einem Säulengange versehen ist. Einige der Badezimmer sind sehr elegant eingerichtet, andere sind es weniger. Das Wasser zu den Bädern wird aus der Donau geleitet und gewärmt. Die Preise sind der Bequemlichkeit, die man hier findet, angemessen; aber in Verhältniss zu den übrigen Bädern, doch zu hoch. Daher kömmt es, dass selbst die elegante Welt, wenn sie der Bäder, auch nur zum Reinigen des Körpers bedarf, nach dem benachbarten Ofen eilt.

III. Das **M e s z e t i t s ' s c h e** Bad befindet sich in der Theresienstadt, zwei Mohregasse Nro 857, in einem Gärtchen, und besteht aus 7 Badezimmern. Zu den Bädern wird das in dem Gärtchen befindliche Brunnenwasser verwendet. Die israelitische Bevölkerung dieser Vorstadt besucht fast ausschliesslich diese Anstalt.

IV. Das **G a m p e r l ' s c h e** Eisenbad befindet sich ebenfalls in der Theresienstadt, Sommergasse Nro 215.

Diese Badeanstalt entspricht allen Anforderungen, die man heut zu Tage an eine solche billiger Weise machen kann. Sie besitzt 8 Badekammern und einen niedlichen Garten, an dessen Eingang sich der Pumpbrunnen befindet, der das Wasser zu den Bädern liefert. Nach der chemischen Analyse des Herrn Professors Schuster, welche, in einer vom Bade-Eigenthümer im Jahre 1827 veranlassten Brochüre über dieses Bad, angegeben ist, enthalten 16 Loth dieses Wassers, $7, \frac{2}{68}$ Gr. fixer Bestandtheile und unter diesen $\frac{1}{64}$ Theile eines Grans kohlen-sauren Eisenkalk (!). Doch ist das Badewasser, von dem des Brunnens am Eisengehalt verschieden, was natürlich in Betreff der Wirkungen des Wassers und der ärztlichen Beobachtungen, einige Unzuverlässigkeit veranlasst.

V. In der Theresienstadt, im Stadtwäldchen links in einer sandigen Ebene, liegt das anmuthige, dem Herrn Dr von Rumbach gehörige Eisenbad. Mitten unter verschiedenen Baumpflanzungen steht das neuerbaute, niedliche Badehaus, welches 20 reinliche und lichte Badeszimmer enthält. Am Eingang in den Hof stehen von beiden Seiten kleine, die Renovirung erwartende Wohngebäude. Die Gegend ist in der That, wegen der Nähe der reizenden Anlagen und Gärten des Stadtwäldchens für die Kranken, welche hier wohnen, sehr vortheilhaft. Der eisenhältige Brunnen, welcher das Wasser zu den Bädern liefert, ist zehn Klafter tief, hat vier Schuh im Durchmesser und befindet sich im Badehause selbst. Das Wasser aus demselben wird mittelst einer Maschine zu Tage gefördert. Das frischgeschöpfte Wasser ist etwas gelblich, und hat einen tintenartigen Geruch und Geschmack; steht es eine Weile in der freien Luft, so wird es trübe und setzt einen gelblichen Niederschlag ab; die Gefässe, so wie auch die Wäsche färbt es gelb. Die Temperatur des Wassers ist 10° R.

Die chemische Analyse des Wassers wurde 1804, nach dem damaligen Stande der Chemie, vom Professor

Winterl, dessen Originalschrift ich in Händen hatte, untersucht und befunden, dass dieses Wasser eine beträchtliche Quantität (welche?) in Kohlensäure aufgelösten Eisens enthält. Die Kohlensäure sei an das Eisen nur sehr locker gebunden; sie entweicht sehr schnell, und das Eisen praecipitirt sich, wodurch die schnelle Trübung entsteht. Näher sind die Bestandtheile dieses Wassers nicht angegeben.

Die Wirkung dieser Eisenbäder im Allgemeinen ist, meiner mehrjährigen Erfahrung zu Folge, stärkend, die Plasticität und Reproduction bethätigend. Sie werden in allen jenen Krankheiten gebraucht, welche auf directer Schwäche beruhen, und wo Eisenbäder überhaupt angezeigt sind.

Die meisten praktischen Aerzte von Pesth und Ofen sind von der vortrefflichen Wirkung, besonders der Rombachschen Bäder, so sehr überzeugt, dass wir jede weitläufigere Erörterung derselben für überflüssig halten.

So eben wird in der Theresienstadt, Lindengasse, Nro 436, ein drittes Eisenbad errichtet, von dem, da es noch nicht besteht, keine sichere Nachricht gegeben werden kann.

Ofner Mineralbäder.

Ofen ist reich an warmen Mineralbädern, die schon den Römern bekannt waren, und den badesüchtigen Türken, während ihrer hierortigen Herrschaft, vortreffliche Dienste leisteten. Die Ueberreste türkischer Bauten existiren jetzt noch, besonders im Kaiserbade.

Ofen besitzt gegenwärtig fünf Badeanstalten von natürlichem, warmen Mineralwasser, nämlich das Blocksbad, Brückbad, Raitzenbad, Königsbad und Kaiserbad. Zu den drei erstgenannten Bädern liefert der Gerhardsberg, und zu den zwei letzteren der Josephsberg das Thermalwasser. Und obwohl alle im Ofner Gebiete be-

findlichen Thermen einen und denselben Ursprung zu haben scheinen; *) so herrscht doch zwischen den genannten fünf Badeanstalten, sowohl in Hinsicht der Temperatur, als auch in Hinsicht der Bestandtheile ein gewisser, für die praktischen Aerzte beachtungswerther Unterschied; je nachdem das dazu verwendete Wasser, verschiedene Bergschichten, von deren Bestandtheilen es participirt, durchläuft; oder aber auch mit andern Mineralwässern, an denen das Ofner Gebiet reich ist, vermischet wird.

Wir werden die Bäder einzeln, wie sie der Lage nach, von Süd gegen Nord, in den verschiedenen Stadttheilen vorkommen, näher betrachten.

B l o c k s b a d .

Am südlichen Ende der Stadt, nächst dem Schlagbaum an der Strasse nach Promontorium, liegt das, einem Privaten gehörige Blocksbad, in einem, nicht besonders ansprechenden Gebäude, hart an den Felsenwänden des Blocksberges. Das warme Wasser entspringt aus diesem Berge, wird in einem gemauerten Wasserbehälter gesammelt, und mittelst Röhren in die Badeabtheilungen geleitet; diese Badeabtheilungen bestehen, in einem grossen, allgemeinen Bade für das gemeine Volk; dann in 3 Stein- und 8 Wannenbädern. Das allgemeine Bad ist ein grosses, 4 Fuss tiefes Bassin, in welches abgesetzte Marmorstufen führen. An den Wänden sind Ruhebänke angebracht, welche zum Aus- und Ankleiden dienen. Eine bis an das Wasser reichende Bretterwand scheidet das männliche Geschlecht von dem weiblichen.

*) Es ist bekannt, dass, wenn der warme Teich zu Totis ganz abgelassen wird, die Ofner Thermen sich sehr vermindern. Dasselbe geschieht, wenn das Bassin, am Fusse des Josephsberges vor dem Kaiserbade, abgelassen wird, wie es im Winter 1852 der Fall war.

Kleinere, abgesonderte Bäder mit ähnlicher Zurichtung, unter dem Namen Steinbäder, für eine oder mehrere Personen gibt es hier drei. Wem die hohe Temperatur der natürlichen Bäder nicht zusagt, der findet in acht Wannebädern, die nach Belieben mit Donauwasser gemässigt werden können, seine Befriedigung; sie befinden sich im ersten Stockwerke in wohl eingerichteten Zimmern. Das aus den Bädern herausfliessende Wasser läuft durch einen gedeckten Kanal in ein Behältniss ab, welches zum Bade für kranke Pferde bestimmt ist.

Der Zufluss des Wassers ist im Sommer und Winter gleich. Nach Schams lieferte die Badequelle, bei Versuchen in verschiedenen Jahreszeiten, eine Wassermenge von beiläufig 950 Eimern in 24 Stunden. Die eigentliche Temperatur des Mineralwassers, von $37 - 39^{\circ}$ R., mag Winter und Sommer dieselbe sein, und der Unterschied von $1\frac{1}{2} - 2^{\circ}$ R., den das Thermometer zeigte, ist nur der Einwirkung unseres Dunstkreises zuzuschreiben. Dieses Bad wird allgemein für das wärmste in Ofen gehalten; dem ist aber nicht so, was die Schilderung der übrigen Bäder in der Folge zeigen wird. Das Wasser ist klar und hell, etwas in's mattlichtblaue schillernd, und setzt einen Schlamm ab, der chemisch bis jetzt noch nicht untersucht wurde. Im Gliederreissen und kronischen Geschwüren bewährt sich derselbe hilfreich.

Da der Spiegel der Badequelle im Vergleiche mit der Normalhöhe der angränzenden Donau nur um eine Klafter höher steht, so wird dieses Bad, bei jedem mächtigeren Anschwellen der Donau, auf längere Zeit in unbrauchbaren Zustand versetzt. — Zur Wohnung für Badegäste sind hier fünf Extrazimmer mit nöthigen Bequemlichkeiten zu finden.

Gegen eigene Verrechnung, ist das Blocksbad auch für die Kranken des, in beiden Städten und in der Umgebung stationirenden Militairs bestimmt, zu welchem

Zwecke in der Nähe des Badhauses auch eine eigene Kaserne sich befindet.

Die chemische Analyse und die Wirkungen dieses Bades sowohl, als auch der übrigen, werden am Ende dieses Artikels angegeben werden.

B r ü c k b a d.

Vom Blocksberge einige Hundert Schritte entfernt, liegt auf derselben Strasse gegen die Stadt hin, das Brückbad, welches, ein Eigenthum der Stadt, 1831 unter der Leitung des Herrn Bürgermeisters, Franz Oeffner, und des Herrn Apothekers und städtischen Vormunds, Joseph Rath, nach einem modernen Styl prächtig hergestellt wurde, so, dass es allen Anforderungen und Bedürfnissen der Badegäste aller Klassen vollkommen entspricht. Dieses Bad ist sowohl wegen der Nähe, als auch wegen der erwähnten Bequemlichkeiten, von allen das besuchteste; und zwar nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, da mehrere der Wannenbäder auch zum Heitzen eingerichtet sind. Das ein Stockwerk hohe Badgebäude steht am Donauufer in Form eines Vierecks, an zwei Seiten von Fahrstrassen und en fronte von einem geräumigen Platze begränzt. In der Mitte dieses Platzes befindet sich eine niedliche, mit Bäumen bepflanzte Promenade; der übrige Raum des Platzes dient für die wartenden Kutschen der Badegäste.

Das Badgebäude hat zwei Höfe, deren jeder mit einem eigenen Eingange versehen ist. Im ersten Hofe befinden sich sechs Steinbäder, von denen einige mit, und andere ohne Vorzimmer sind. In diesem Hofe ist auch das allgemeine Bad, welches jetzt noch so steht, wie es im Jahre 1556 von den Türken erbaut wurde. Es hat die Form eines Tempels, dessen schwere Decke auf acht starken Steinsäulen ruht, hinter welchen ein breiter, mit Bänken versehener Gang zum Aus- und Ankleiden sich

befindet, und wo auch jetzt noch das sehr gemissbrauchte Schröpfen stattfindet. Den imposanten Anblick dieses Bades stören die in späterer Zeit hinzugeflickten, für solidere Badegäste bestimmten, abgesonderten 3 Badekammern. In das Bassin, welches 4 Schuh tief ist, führen steinerne Treppen hinab. Bemerkenswerth in diesem Bade ist noch das grosse Petrifikat, welches, dem Karlsbader Sprudelsteine ähnlich, unter dem Auslaufe der Quelle, bis zu einer, mehrere Zentner schweren Masse sich recht artig gebildet hat. Der zweite Hof, welcher, wie schon erwähnt worden, seine elegante Gestalt im Jahre 1831 erhielt, bildet ein längliches Viereck, ist mit grossen Quadersteinen ausgelegt, im Sommer geschmackvoll mit Blumen geschmückt, und wird stets rein und trocken gehalten. Zu ebener Erde sind 30 theils mehr, theils minder elegante Wannebäder. Die Seitenwand ober jeder Badwanne, welche letzteren sämmtlich von Holz sind, ist mit 2 Hähnen für warmes und kaltes Wasser versehen, um nach Belieben dem Bade die gewünschte Temperatur geben zu können. Rückwärts am Ende der Wannebäder befindet sich eine Quelle zum Trinken, welche mittelst einer Röhre aus der ursprünglichen Quelle ihr Wasser erhält.

Das Brückbad erhält sein Wasser aus 4 verschiedenen Quellen, welche unter dem steilen Abhange des Blocksberges in eine Brunnenstube sich sammeln, woher es dann durch gedeckte Steinrinnen, gerade unter der Fahrstrasse, dem Wasserbehälter im Badhause zueilt, um sich so in verschiedenen Richtungen für die Badebedürfnisse zu vertheilen. Die Urquellen sind um 3 Klafter über die Normalhöhe der Donau höher gelegen, darum ist dieses Bad einer Ueberschwemmung nicht leicht ausgesetzt. Der Wärmegrad des Wassers beträgt 37° R. Die Menge des zufließenden Wassers in 24 Stunden konnte bisher nicht ermittelt werden. Dass dieselbe aber ungemein gross sein muss, erhellt aus dem, dass so viele Badestuben bestän-

dig und in hinreichender Menge damit versehen werden können. Das überflüssige bereits benutzte Badwasser, dient zugleich zum Umtriebe einer einfachen Maschine, mittelst welcher das, für die Wannenbäder benöthigte, Donauwasser geschöpft, und in die dazu bestimmten Behältnisse geleitet wird. Im ersten Stockwerke des Gebäudes befinden sich: ein Saal, ein Kaffeehaus und 24 gut eingerichtete Wohnzimmer für Badegäste. — Dieses Bad trägt einen jährlichen Pachtschilling von 35,500 Fl. W. W. ein.

R a i t z e n b a d.

Vom Brückbade links, nahe an der griechisch nicht-uirten Kirche, führt eine gemauerte Brücke über den, die Raitzenstadt durchschlängelnden Gebirgsbach, zu dem, am Abhange des Blocksberges befindlichen Badhause. Dieses Bad wird eben so, wie das Blocksbad nur von gemeinen Leuten, jedoch sehr häufig, besucht. Und da ausser dem allgemeinen Bade, nur 8 Steinbäder existiren, so sieht man hier stets eine Menge Menschen, die auf die Bäder warten. Das allgemeine Bad ist geräumig und licht genug. Das aus dem Berge herausströmende Wasser fliesst in ein, im Badhause befindliches Reservoir, wo selbes gemässiger erscheint als in allen übrigen Bädern. Seine Temperatur beträgt 35° R.

Das Aeussere, sowohl dieses als auch des Blocksbades, ist nicht besonders einladend; beide bedürften einer, den Zeitumständen angemessenen Verschönerung. Auch wird in diesen zwei Badeanstalten am wenigsten auf Reinlichkeit gesehen.

K ö n i g s b a d.

Am nördlichen Ende der Wasserstadt, in der Nähe des Militairspitals liegt das neu und elegant gebaute, und

nach dem Eigenthümer genannte, Königsbad (früher Sprengerbad), dessen vorderer Theil auf die Hauptstrasse ein Stockwerk hoch, mit einem Balkon versehen; die übrigen rings herum aber nur ebenerdig, jedoch niedlich gebaut sind. Schade, dass ein Theil des alten Gebäudes in dem Seitengässchen, welcher auf das Ganze sehr störend wirkt, nicht auch in ein neues Gewand gehüllt wurde.

Das Badhaus hat zwei Höfe. Im ersten und kleinern befindet sich das allgemeine Bad und vier Steinbäder mit Vorkammern; der zweite und grössere Hof bildet ein geräumiges, mit Blumen und Bäumen bepflanztes, Viereck, welches rings herum mit einem Säulengange versehen ist. In diesem Hofe sind 13 Wannengebäuder; fünf mit kupfernen-, acht mit hölzernen Wannengebäuder; dann zwei Marmorbäder mit Springröhren und elegant eingerichteten Ankleidezimmern, und 4 türkische Steinbäder. Im ganzen Gebäude sind ausserdem 24 grössere und kleinere Wohnzimmer für Badegäste. Die im zweiten Hofe zum Trinken eingerichtete Quelle wird, wegen der Nähe der viel stärkeren Trinkquelle im Kaiserbade, nicht benützt.

Die Urquelle dieses Bades befindet sich nicht im Badhause selbst, sondern einige Hundert Klafter entfernt von demselben, nämlich, nahe an der Kaisermühle auf dem Kammeral-Wiesengrunde, wo die Bleiche ist. Hier steht ein tiefer, gedeckter Brunnen, aus welchem ein, einen Fuss breiter Kanal das heisse Wasser bis zum Königsbade führt. Nach glaubwürdigen Angaben soll die Temperatur des Wassers dieses Brunnens über 40° R. betragen; im Badehause aber nur 36°. Den Zufluss des Wassers in 24 Stunden schätzt man auf 800 Eimer. Zum Mässigen der Temperatur des warmen Wassers wird hier das, im Gebäude befindliche Brunnenwasser verwendet. Was die Ordnung und Reinlichkeit anbelangt, so entspricht dieses, in gleichem Maasse, wie das Brückbad, ebenfalls allen billigen Anforderungen der Badegäste aller Klassen.

Kaiserbad.

Weiter am Donauufer gegen das Neustift hin, dem Josephsberge gegenüber, liegt das Kaiserbad, welches, durch ein mehr ausgebreitetes Terrain und durch Verschiedenheit der Mineralwässer von der Natur begünstigt, unstreitig den ersten Rang unter den Ofner Bädern verdient. Nur Schade, dass die Entfernung des Kaiserbades von den bevölkertesten und wohlhabendsten Stadttheilen, die Wanderungen nach demselben zu Fusse zu ermüdend, und zu Wagen zu kostspielig macht. Dieses Bad ist das Eigenthum des Ordens der Barmherzigenbrüder, von Sr Excellenz dem geheimen Rathe, Stephan von Marczibány, unvergesslichen Andenkens, zur Gründung und Unterhaltung eines Spitals dem genannten Orden geschenkt. Es trägt einen jährlichen Pachtshilling von 25,000 Fl. W. W. ein.

Das Aeussere dieses Gebäudes ist einfach und ohne alle Zierlichkeit. Der erste Hof hat zwei Abtheilungen, dessen oberer Theil den Equipagen zum Aufenthalte, der etwas tiefer liegende, mit Blumen und hohen, schattenreichen Bäumen besetzte aber, für die Gäste dient, welche sitzend oder wandelnd theils auf Bäder warten, theils nach dem Bade ausruhen; oder aber das Wasser trinkend, auf und ab spazieren. Zu demselben Zwecke dient auch der, an das Gebäude stossende Garten. Zur angenehmen und wohlthätigen Stimmung des Gemüths dient ein Musikchor, welcher sein Möglichstes thut, um den Genuss zu erhöhen. In diesem Hofe befinden sich 9 Stein- und 14 Wannensäuerbäder. Von der obern Abtheilung des ersten Hofes geht man in den zweiten Hof, wo ein allgemeines Bad, fünf Steinbäder und drei türkische Bäder sich befinden. Zur Mässigung der hohen Temperatur der Bäder wird hier nicht, wie in den übrigen Ofner Badeanstalten, das Donau- und Brunnenwasser, sondern ein lauwarmes Mineralwasser, aus dem, hinter der Fahrstrasse

befindlichen Bassin, gebraucht, was in medizinischer Hinsicht sehr wichtig ist. Es ist bekannt, dass das Donau- und Brunnenwasser mit dem warmen Mineralwasser sich nicht gut vermischen lässt, und man bei solchen Gelegenheiten stellenweise warmes und kaltes Wasser längere Zeit bemerken kann. Daher wäre es in medizinischer Hinsicht viel zweckmässiger, wenn auch in den andern Ofner Badeanstalten das abgekühlte, natürliche Mineralwasser, anstatt des Donauwassers, in Gebrauch gezogen würde. Die Quellen dieses Bades stehen tiefer, als die in allen übrigen Ofner Bädern; daher beim Anschwellen der Donau über die Normalhöhe, auch die warmen Quellen anschwellen, vorzüglich die Trinkquelle, die dann den Hof überschwemmt, was aber zum Glück nur selten geschieht.

Im ganzen Gebäude gibt es 38 meublirte Wohnzimmer für Badegäste, und 10 für die Dienerschaft. Ausserdem ein Kaffee- und ein Gasthaus.

Schade, dass das ganze Gebäude, nach der Uebernahme durch den Orden, so regellos und zweckwidrig erbaut wurde. Die Wohnzimmer z. B., welche auf den Teich und auf die Mühle die Aussicht haben, leiden von dem Gestanke des stagnirenden Wassers; und diejenigen, welche auf die Strasse die Aussicht haben, vom Staube. Auf den Gängen herrscht, durch übel angebrachte Abtritte, ein Gestank, der an einem Orte, wo man die Gesundheit sucht, am allerwenigsten zu billigen ist. In denjenigen Theilen des Gebäudes, welche der Aussicht auf die Donau und die schöne Margarethen-Insel, geniessen, wo ein stärkerer Luftzug ist, und wo eigentlich Wohnzimmer sein sollten, sind oben und unten Bäder angebracht. In der neuern Zeit wurde zwar wieder gebaut, und Manches verbessert; aber die crsten Fehler lassen sich, nur mit dem Niederreißen des ganzen Gebäudes, gut machen.

Das Gebiet des Kaiserbades erfreut sich einer unermesslichen Menge von Mineralwässern, welche aus verschiedenen Quellen, deren Anzahl bis jetzt noch nicht genau ermittelt werden konnte, heiss, lauwarm, und kalt zu Tage gefördert werden. Einige Quellen in diesem Bade besitzen den höchsten Hitzgrad unter allen Ofner Bädern. *) Nach, vom Apotheker Schams sorgfältig angestellten Versuchen, trieb die Quelle, die einen Theil des Gartens durchschneidet, und ihren Ursprung hinter der Fahrstrasse aus einer, wahrscheinlich von den Türken erbauten Brunnenstube hat, das Quecksilber im Winter auf den 48-ten und im Sommer auf den 50-ten Grad nach R. Eine andere in der Nähe der grossen Mühle zeigte noch um einen halben Grad mehr. Einen ähnlichen Hitzgrad behauptet auch die Trinkquelle in der unteren Abtheilung des grossen Hofes, von welcher bald eine nähere Beschreibung folgen wird. Minder heiss sind: die Quelle im allgemeinen Bade selbst, und der sogenannte Waschbrunnen; der Brunnen an der Mühle und der nahe am Donauufer, der für die Wannenbäder bestimmt ist. Ausserhalb des Badgebäudes, im Gebiete der Kaisermühle, sind noch drei heisse Quellen. Die eine dient zum Waschen und Bleichen; die andere füllt das sogenannte Luckerbad, welches aus einem Steinbade und 2 Wannenbädern besteht; die dritte endlich versorgt das schon oben beschriebene Königsbad.

Die lauwarmen Quellen, welche ebenfalls sehr ergiebig sind, und das offene Bassin hinter der Fahrstrasse und ein anderes, gedecktes, in der Mitte der Fahrstrasse füllen, benützt man sowohl zum Mässigen der heisseren Quellen bei ihrem Gebrauche, als auch zu einigen Steinbädern.

*) Der Hitzgrad aller Ofner Bäder nimmt mit dem Steigen der Donau merklich zu.

Man kann den Badearendatoren und Badeeigenthümern im Allgemeinen den gerechten Vorwurf machen, dass sie, um die Reinlichkeit der allgemeinen- und der Steinbäder, die doch am meisten besucht werden, und auch den meisten Ertrag liefern, sich am wenigsten bekümmern. Sie sollten die Badeknechte anhalten, die Bäder täglich auszulüften und auszukehren; und ausserdem bei jedesmaliger frischer Besetzung das schmutzige Wasser oberflächlich abzukehren: so würde man den eckelerregenden, dem von faulen Eiern ähnlichen Gestank nicht zu ertragen haben, den man gewöhnlich dem Wasserdunste zuschreibt; der aber im Grunde durch den Schlamm und das zwischen den Steinen stehenbleibende und faulende Wasser grösstentheils verursacht wird. In den Zimmern, wo Wannenbäder sind, ist dieses auch oft der Fall, wo überdiess noch der Staub auf den Meublen Monate lang unabgekehrt liegen bleibt.

Es gibt im Ofner Gebiete auch noch andere warme Mineralquellen, deren einige in der Donau entspringen und unbenützt bleiben, wie die am nördlichen Theile der Margarethen - Insel entspringenden; andere, wie die in Alt - Ofen, werden bloss zu technischen Zwecken verwendet.

Chemische Analyse der Ofner Thermen.

Eine, dem jetzigen Standpunkte der Chemie entsprechende Analyse der Ofner Thermen fehlt uns, was auf die Badeeigenthümer und Badarendatoren, die sich um das Publikum, ja um ihren eigenen Vortheil, so wenig kümmern, kein besonders vortheilhaftes Licht wirft. Man denke sich nur: das Brückbad wirft einen jährlichen Pachtschilling von 35,500 Fl., das Kaiserbad 25,000 Fl., das Raitzenbad 10,000 Fl. u. s. w., ab. Und doch wollten weder die Eigenthümer noch die Arendatoren — von mir aufgefordert — sich herbeilassen, ein Paar Hundert Gulden für eine ordentliche chemische Analyse aufzuopfern!! Sie meinten, die Männer vom Fache sollten sich ein Vergnügen daraus machen, ihnen diese Gefälligkeit zu erweisen. Der einzige Eigenthümer des Königsbades zeigte sich bereitwillig; da aber die Analyse eines einzigen Brunnens zu kostspielig gewesen wäre, so blieb es einstweilen nur beim guten Willen, der bei Herrn König nicht genug zu rühmen ist. Bis auf glücklichere und vernünftigeren Zeiten müssen wir uns daher mit einer alten, 1804 vom Professor Kitaibel unternommenen Analyse begnügen, welche der verdienstvolle Professor der Chemie, Herr Schuster, nach der neuen Nomenklatur eingerichtet und in folgende Ordnung gebracht hat.

In 100 englischen Cubik-Zollen sind enthalten:

	Kaiserbad.	Königsbad.	Raitzenbad.	Brückbad.	Blocksbad.
Cubik-Zolle					
Gas-Arten					
Gas	33	34, 5	27, 6	38	32, 5
Kohlensaures	Spur	Spur	Spur	Spur	Spur
Hydrothionsaures	2, 25	3,	2,	2, 25	2, 75
Sauerstoff	"	"	"	"	"
Grane	3, 12	8, 1	8, 58	9, 2	8, 66
Glaubersalz	4, 5	3, 8	6, 5	4, 2	8, 4
Kochsalz	0, 5	0, 8	0, 16	3, 5	"
Salzsaure Magnesia	"	"	"	"	"
Bittersalz	"	"	"	"	"
Magnesie	2, 6	2, 6	10, 56	5, 54	0, 92
Kohlensaure Magnesia	6, 1	5, 1	3, 1	5, 5	10, 1
Kohlensaurer Kalk	2, 1	1, 66	7, 25	8, 11	8, 8
Gyps	"	"	"	0, 11	0, 08
Thonerde	"	"	"	0, 72	1, 02
Erden	"	"	"	"	"
Kieselerde	"	1, 03	1, 37	"	"
Eisen	Spur	"	"	Spur	"
Extractiv-Stoff	$\frac{1}{5}$ v	"	"	Spur	0, 25
Wassergallerte	"	$\frac{1}{10}$ v	"	"	Viele
Temperaturgrad nach R. bei 14°	48	36	36	37½	38
atmosphäerischer Wärme					

Aus dieser chemischen Untersuchung ergibt sich, dass die Ofner Thermen, sowohl in Hinsicht der Temperatur, als auch in Hinsicht ihrer fixen Bestandtheile von einander, obwohl nicht sehr wesentlich, differiren. Den höchsten Grad der Temperatur besitzen die Kaiserbäder; den niedrigsten die Raitzen- und die Königsbäder. Sie gehören alle zu den auflösenden, erdig-salinischen Thermen. Es sind keine Schwefelthermen, wie man allgemein glaubt. Von Schwefel findet man in ihnen keine Spur. Vom Schwefelwasserstoffgas, welches wahrscheinlich aus den schwefelsauren Salzen sich entwickelt, bemerkt man nur eine geringe Spur (ausgenommen die Trinkquelle im Kaiserbade, welche allein Schwefelwasserstoffgas enthält. Selbst der Umstand, wenn er sich wirklich bestätigt, dass man hie und da in den Ofner Bergen Schwefelkies; und 1832 bei Reinigung des Brunnens hinter der Strasse bei'm Kaiserbade ganze Stücke Selenit's mit Schwefel aufgelogen gefunden hat, berechtigt uns nicht zu der Annahme, dass die Ofner Thermen Schwefelthermen seien. Wer weiss, welche Zeit dazu gehörte, um auch nur die geringe Quantität Schwefels, die mit dem Selenit gefunden wurde, abzusetzen. Die falsche Benennung eines Bades kann zu vielen Irrthümern und practischen Missgriffen Veranlassung geben. Die Wirkung der Schwefelthermen ist eine andere, als die der gelind auflösenden, erdig-salinischen. Wie täuscht sich also sowohl der Arzt als der Laie, wenn er sich nach der Benennung richtet! Die in den Thermen praedominirenden Salze sind: das schwefelsaure, und das salzsaure Natron. Von den Erden, die kohlsaure, und die schwefelsaure Kalkerde. An kohlsaurem Gas sind sie alle reich. Den stärksten Gehalt an fixen Bestandtheilen enthält das Raitzenbad; dann das Blocksbad; darauf das Brückbad; dann das Königsbad; das Kaiserbad endlich enthält den wenigsten. Welche Quelle des Kaiserbades in dieser Analyse gemeint wurde, ist nicht angegeben,

was doch nothwendig gewesen wäre; da es hier verschiedene Quellen gibt, die zu Bädern gebraucht werden. Demnach sind diejenigen Quellen, welche aus dem Blocksberge entspringen, an fixen Bestandtheilen stärker, als diejenigen, welche aus dem Josephsberg ihren Ursprung nehmen. Nur die einzige Trinkquelle im Hofe des Kaiserbades, übertrifft an Quantität der festen Bestandtheile, alle übrigen.

Das Thermalwasser ist klar, farblos, von einem etwas säuerlichen, nicht unangenehmen Geschmack, einem schwachen, kaum bemerkbaren, schwefellichten Geruche, und entwickelt unaufhörlich viele kleine Luftbläschen. In einem offenen Gefässe der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt, verliert das Thermalwasser Geruch und Geschmack, bleibt mehrere Tage klar und bildet nur einen schwachen, erdigen Niederschlag von weisser Farbe. Beschleunigt wird diese Zersetzung des Wassers durch Kälte; verzögert durch Bedeckung des Gefässes, damit die äussere Luft keinen Zutritt habe. In den Badebehältern bemerkt man (ausser den allgemeinen Bädern im Blocks- und Brückbade) keine, besonders bemerkbare Ablagerungen von festen Bestandtheilen.

Da wir bis jetzt noch keine umständliche, und auf die Erfahrung gegründete, medizinische Beschreibung der Ofner Thermen besitzen; so wird man mir verzeihen, wenn ich bei diesem Artikel etwas länger verweile.

Die allgemeine Wirkung dieser Bäder ist verflüchtigend, erwärmend, sanft reizend, auflösend, die Thätigkeit aller Systeme, aller Se- und Excretionsorgane mässig befördernd, den Organismus durchdringend und umändernd.

Das Hauptorgan, worauf sie wirken, ist die Haut; nächst dem das Blutssystem, besonders des Unterleibs; dann das Lymph- und Drüsensystem.

Die Krankheiten, in welchen die Ofner Bäder am wirksamsten sich zeigen, sind folgende:

1. In allen Formen und Modifikationen der chronischen Gicht und des chronischen Rheumatismus, besonders in den Fällen, wo diese Krankheiten bereits schon in hartnäckige Gelenkgeschwülste, Gichtknoten und Contracturen übergegangen sind. Jedem praktischen Arzte wird es bekannt sein, welche Schwierigkeiten diese proteusartigen Krankheiten in ihrer Behandlung und Heilung darbieten, wenn dieselben sich im Körper einmal festsetzen; daher muss es uns willkommen sein, ein sicheres Mittel (wenn man nur damit umzugehen weiss) gegen diese Uebel in der Nähe zu besitzen. Die Natur, indem sie uns durch die Lage der Stadt und ihrer Umgebung den rheumatischen Krankheiten so sehr ausgesetzt hat; gab uns zugleich in den Bädern ein Mittel an die Hand, uns von den Uebeln zu befreien. Will sich der Kranke von chronischer Gicht und chronischen Rheumatismen befreien, so muss er die Bäder ohne Beimischung eines andern Wassers (am besten die Steinbäder) gebrauchen. Man muss nämlich die Haut in eine stärkere Thätigkeit versetzen; zugleich aber auch das Trinken des Thermalwassers damit verbinden, um so durch die drei Hauptsecretions-, und Excretionsorgane (Haut, Nieren, Darmkanal) die schadhafte Stoffe aus dem Körper hinauszuschaffen. Es ist anerkannt, dass chemische Entmischung der organischen Materie und materielle Veränderung der Säfte die Gicht wesentlich begründen. Sowohl die Phaenomene der Krankheit, nämlich, freie Säure in allen abgesonderten Säften und Neigung zur Verdickung der Lymphe, als auch die natürliche und künstliche Heilung durch Gichtkrisen, wohin Gelenkentzündungen eigenthümlicher Art, freiwillig eintretende Ausleerungen, Sediment im Urin, Monate lang anhaltende Nachtschweisse, Speichelfluss, Hautausschläge, Haemorrhoiden, Steinkrankheit, wodurch man oft Jahre lang von der Gicht befreit wird, deuten dahin. Man muss also bei der

Behandlung der Gicht auf die materielle Umschaffung und Verbesserung der Säftemasse, durch Schweiss, Urin und Stuhlentleerungen, vorzüglich bedacht sein, was unsere Thermen äusserlich und innerlich angewendet, ganz sicher bewerkstelligen.

2. In Lähmungen, vorzüglich in sekundären Lähmungen, welche nicht aus reiner Schwäche, sondern aus Anschoppungen, Stasen der Unterleibseingeweide; aus arthritischer, scrophulöser, psorischer Metastase, oder nach metallischen Vergiftungen, entstehen. Nur muss man hier berücksichtigen, dass, wenn die Lähmung Folge einer Apoplexie war, man das Bad nicht zu heiss nehme, damit nicht durch zu starke Erhitzung und Blutkongestion nach dem Kopfe, ein Recidiv derselben veranlasst werde. Auch muss man sich besonders bei eingewurzelten, veralteten Lähmungen mit dem gewöhnlichen Badetermine, von 3 — 4 Wochen, nicht begnügen und glauben, was in dieser Zeit nicht besser geworden, sei unheilbar; da oft diese Zeit erst nöthig ist, um nur das Organ für die Besserung empfänglich zu machen. In solchen Fällen muss man 6 — 8 Wochen lang anhaltend, ja täglich zwei Mal baden; dann etwa 14 Tage ausruhen, und wieder von Neuem anfangen.

3. In allen chronischen Hautkrankheiten. Herpetische, krätzartige Ausschläge von der hartneckigsten Art; Krankheiten, welche nach gewaltig unterdrückten Hautausschlägen sich entwickeln; veraltete Geschwüre, besonders von gichtischer und scrophulöser Beschaffenheit. In der Merkurialkrankheit, welche nach einer unverständigen, oder schlecht abgewarteten Merkurialkur entsteht.

4. Eine ausgezeichnete Wirkung haben diese Bäder in den Folgen schwerer Verwundungen; in Kontrakturen, Steifigkeiten, schmerzhafter Empfindlichkeit der vernarbten Stellen bei Witterungsveränderungen; in der Skrophelsucht mit allen ihren Modifikationen und Formen, besonders bei reizlosen Subjekten, und wo Drü-

senanschwellungen und Verhärtungen stattfinden; bei Anschwellungen der Gelenke; bei Anomalien der monatlichen Reinigung, beschwerlicher, schmerzhafter, unterdrückter, oder fehlender Menstruation.

5. Endlich in Stockungen, Anschwellungen und Verhärtungen im Unterleibe, namentlich, in der Milz, Leber, und dem Pfortadersystem; verschiedenen haemorrhoidalbeschwerden; Störungen der Verdauung, Verschleimungen der Brust und der Baueingeweide; in verschiedenen Krankheiten der Harnwerkzeuge. — Da aber alle diese unter Nro 5 erwähnten Uebel, durch den innern Gebrauch der Trinkquelle noch eher und entschiedener beseitigt werden; so werden sie weiter unten noch besser auseinander gesetzt werden.

Als diaetetisches Mittel zur Beförderung der Hautkultur werden die hiesigen Bäder sehr häufig gebraucht, und sie sind in der That ein wahres Schutz- und Sicherungsmittel gegen viele Krankheiten; nur müssen sie lauwarm genommen werden. Bei Erwachsenen muss man aber langsam von lauwarmen zu kühlen und endlich zum Gebrauch der Flussbäder übergehen. Bei Kindern sind sie, wie überhaupt auch die einfachen, lauwarmen Bäder, das beste Sicherungsmittel gegen die Skrophel und die englische Krankheit. Sie reinigen die Haut, befördern alle Se- und Exkretionen, vertheilen gleichmässig die Circulation des Blutes, und beruhigen die oft aufgeregte Sensibilität. Schade, dass sie nicht allgemeiner in Gebrauch gezogen werden, und zwar aus dem Vorurtheile, dass die Bäder schwächen, was sie, lauwarm genommen, durchaus nicht thun. Man sollte Kinder unter einem Jahre täglich baden, was bei uns unter den niederen Klassen durchaus nicht befolgt wird. Man ist zufrieden, wenn das Kind 14 Tage lang nach der Geburt gebadet wird. — Im hohen Alter haben die lauwarmen Bäder ebenfalls einen ausgezeichneten Nutzen. Sie erweichen, beleben und ver-

mindern die Rigidität, Trockenheit, und Neigung der Muskelfaser zur Verknöcherung.

Von dem richtigen Gebrauch der Bäder hängt zum Theil auch ihre gute Wirkung ab. Daher ist es nothwendig einige Vorsichtsmaassregeln in Erwähnung zu bringen, damit man das Misslingen einer Badekur nicht der Unwirksamkeit der Bäder zuschreibe, während sie nur in dem unrichtigen Gebrauche derselben ihren Grund hatte.

a) Man bade sich, wenn man eine Badekur unternimmt, nur in den drei Monaten Juni, Juli und August, wenn nämlich die Atmosphaere schon hinlänglich durchwärmt ist; nur auf diese Weise wird ein Gleichgewicht zwischen der Wärme des Bades und jener der Atmosphaere stattfinden, wodurch jene nachtheiligen Folgen leicht verhütet werden, die sich der, in einem beständig gereizten Zustande, befindende Körper, bei offenen Hautporen durch eine Erkältung leicht zuziehen kann.

b) Man fange sich erst lauwarm und nur eine halbe Stunde lang zu baden an; und gehe nur allmählig zu wärmeren über. Es ist rathsam mit den kühlern Wannensäubern zu beginnen, in denen man aber durch Zugießen von Wasser stets gleiche Temperatur erhalten soll, und dann erst zu den ganz warmen Wannensäubern oder noch besser zu den Steinbädern, in denen man zugleich eine mässige Leibesbewegung machen kann, überzugehen. Ueber eine Stunde soll man im Bade nie verweilen; und zweimal täglich nur in sehr hartnäckigen Uebeln, bei hinreichenden Kräften und gegen Ende der Kur baden. Nicht nur der Wärmestoff, sondern auch die innigst mit dem Wasser vermischten mineralischen Bestandtheile sind hier wirksam und das Hautorgan bedarf seiner ganzen Kraft und Thätigkeit, um das Aufgenommene in 24 Stunden mit Vortheil zu verarbeiten. Selbst jeder Nichtarzt wird es einsehen, dass, wenn ein schwacher Kranke, der kaum im Stande ist, nur ein gelindes und einfaches Bad zu ertragen, sich mit einem Male, ohne der Kräfte ge-

nug zu haben, und ohne einen so heftig wirkenden Reiz gewöhnt zu sein, in ein starkes Mineralbad von einigen und 30 Grad Wärme nach R. stürzt, es ihm nicht anders als übel bekommen muss.

c) Vollblütige zu Blutkongestionen und zu Leibesverstopfungen Geneigte, wenn sie diese Bäder brauchen müssen, sollen früher durch Blutlassen und eröffnende Mittel von den besagten Uebeln sich befreien, und nicht heiss, sondern lauwarm baden.

d) Da alle hiesige Bäder an der Donau liegen, wo man dem Luftzug stets mehr oder minder ausgesetzt, die Haut aber durch die warmen Bäder für äussere Eindrücke sehr empfänglich geworden ist; so ist es nothwendig dass man sich während des Gebrauches der Bäder warm kleide. Ganz vorzüglich ist diess nach genommenem Bade zu empfehlen, besonders, wenn man nicht die Gelegenheit hat, nach dem Bade die wohlthätige Ausdünstung im Bette abzuwarten. — Man bade sich Vormittags, aber nicht zu früh. Den Schlaf braucht man sich desswegen nicht abubrechen. Mit vollem Magen bade man nicht.

e) Es ist Thorheit, die Zahl der zu nehmenden Bäder von vorn herein zu bestimmen. Diess hängt von der Individualität des Kranken und der Natur des Uebels ab, und lässt sich a priori nicht bestimmen. Man gebrauche die Bäder so lange, bis das Uebel besiegt, oder wenigstens bedeutend gebessert ist, was gewöhnlich in 3 — 8 Wochen geschieht.

Im Allgemeinen beobachte man während der ganzen Badekur eine gehörige Diaet im Essen und Trinken; denn der Badende an und für sich schon krank, befindet sich, wegen der ergreifenden Wirkungen der Bäder, in einer zweiten Gattung Krankheit, wo jeder, noch so leichter Diaetfehler, desto nachtheiliger auf ihn einwirkt. Man sei in dieser Hinsicht lieber etwas pedantisch, als ungebunden und leichtsinnig.

Die Ofner Thermen sind nicht nur zum Baden, sondern auch zum Trinken geeignet. Ausgezeichnet ist in dieser Hinsicht die Trinkquelle im Hofe des Kaiserbades, welche 1804 entdeckt, chemisch geprüft und zu einer Trinkanstalt eingerichtet wurde. Die chemische Analyse wurde von einer, höhern Orts angeordneten, Kommission, bestehend aus den Herren D.D. Schraut, Pfisterer, Prandt, Winterl, Szombathy und Kiteibel, unternommen, und bekannt gemacht unter dem Titel: *De Aqua soteria Therm. Budens. Caesar. disserit Commissio Medica 1804.*

Nach dieser Analyse enthält ein Pesther Maass zu vier Seiteln, deren Gewicht 23,100 Granen destillirten Wassers gleichkommt:

Kohlensaure Talkerde	1,307	Grane
Kohlensaure Kalkerde	16, 00	—
Salzsaures Natron	4, 62	—
Salzsaure Talkerde	2, 57	—
Schwefelsaures Natron	12, 20	—
Schwefelsaure Kalkerde	0, 99	—
Kohlensaures Eisen	Spuren	—
Kieselerde	1, 45	—
Kohlensaures Gas	41,49	Grane, oder 16,66 Kubik-Zoll.
Schwefelwasserstoffgas	0,928	Grane, oder 1,79 Kubik-Zoll.

Der Wärmegrad war damals 46° R.

Der Geruch des Wassers ist schwefelicht, doch eben nicht unangenehm. Der Geschmack ist Anfangs etwas fade, doch ebenfalls nicht unangenehm, und man gewöhnt sich sehr leicht daran. Das Wasser setzt Kalksinter ab, und die Steine, über welche es abfließt, sind mit dem Kalksinter überzogen. Der atmosphärischen Luft ausgesetzt, verliert es beim Erkalten seinen Geschmack und Geruch, bildet auf der Oberfläche ein weisses Häutchen, macht einen weisslichen Niederschlag, behält aber seine frühere Klarheit bei. Es ist in seiner Zusammensetzung

eines der seltensten: es steht in der Reihe der erdig-salinischen Schwefelthermen zugleich als warmer Säuerling mit einer geringen Quantität Eisen. Abgerechnet den hepatischen Geruch, kömmt diese Quelle in Hinsicht der fixen Bestandtheile und der Wirkung auf den menschlichen Organismus den berühmten Karlsbader in Böhmen sehr nahe, wovon ich mich an Ort und Stelle durch eigene Erfahrung überzeugte.

Das Wasser dieser Trinkquelle ist ein auflösendes, die gesammte Säftemasse eigenthümlich umänderndes, die Absonderungen des Darmkanals, der Leber, der Bauchspeicheldrüse, der Nieren und der Haut kräftig beförderndes, jedoch nicht sonderlich erschlaffendes Mittel, welches sich besonders durch seine lang andauernde, wohlthätige Nachwirkung empfiehlt. Die Wirkung ist in der Regel sanft und gelind, der Erfolg aber desto sicherer und grösser. Es löst die in den Gefässen stockenden und träge dahinschleichenden, zähen Säfte; es setzt sie, durch eine angemessene Erregung des gesammten Gefässsystems in raschern Umlauf, und bewirkt so im innern Bau der Organe, durch eine kräftige Umstimmung ihrer Reproduction, Veränderungen, mittelst deren es selbst bedeutende organische Leiden, als Anschwellungen und Verhärtungen hebt, insofern sie gewisse Gränzen noch nicht überschritten haben. Am entschiedensten wirkt dieses Wasser, wenn die genannten Uebel im Unterleibe ihren Sitz haben. Die hartnäckigsten Krankheiten der Leber, der Gallenwege, der Milz, der Bauchspeicheldrüse, des Magens und der Gedärme, der Gekrösdrüsen, der Nieren und der Harnblase, der inneren, weiblichen Geschlechtstheile, des gesammten Pfortadersystems, und das unübersehbare Heer der Kopf- Brust- und Nervenleiden, die auf einem krankhaften Zustande der Baucheingeweide beruhen, gehören in den Bereich dieses Wassers. Es zeichnet sich von den meisten auflösenden Mitteln dadurch aus, dass es durchaus nicht widrig oder

nachtheilig, sondern vielmehr beruhigend auf die Nerven wirkt, dass es durch einigen Gehalt an kohlen saurem Eisen die Organe zugleich stärkt, die Esslust und Verdauung steigert, eine vollkommeneren Ernährung des ganzen Körpers herbeiführt, und weit entfernt, die festen Theile bleibend zu erschaffen, sie vielmehr durch Hinwegschaffung der schadhafte Stoffe stärkt, und zu ihren regelmässigen Verrichtungen tauglich macht.

Unter den Absonderungen, welche das Wasser besonders vermehrt, sind, die des Darmkanals, der Haut und der Nieren. Daher löst es die Infarkten, Anschoppungen, die den entkräfteten Darmkanal Jahre lang belästigen, und die sonderbarsten Krankheitszufälle veranlassen; Magensäure, chronisches Aufstossen und Erbrechen, Magenkrampf, Kolik, Melancholie und Hypochondrie aus materieller Ursache; dann Durchfälle, welche von fehlerhafter Darmabsonderung abhängen. Es löst die Gallen- und Nierensteine, vorzüglich aber den Harnsand, den es durch vermehrte Urinabsonderung hinaus schafft. Gegen krankhafte Absonderung der Urinblase, Haemorrhoiden, Hautausschläge, besonders, wenn sie von Fehlern der Verdauungswerkzeuge herrühren; dann gegen Skrophelsucht, Bleichsucht leistet dieses Wasser im Anfang dieser Krankheiten vortreffliche Dienste; indem es den Weg zu später anzuwendenden, tonischen Mitteln bereitet, ohne welche Vorbereitung sie sonst nicht gut wirken würden.

Diese Trinkquelle erweist sich ebenfalls gegen die bei den Bädern angedeuteten Krankheiten, als: chronische Gicht, Rheumatismus, chronische Hautausschläge, Lähmungen und Kontrakturen der Glieder, Geschwülste, Verhärtungen, Narben, gegen die zögernde, schmerzhaft monatliche Reinigung, wo es, als Adjuvans der Bäder, vortreffliche Dienste leistet.

Dieses Mineralwasser würde sich in einer bei Weitem noch grösseren Anzahl von Krankheitsfällen, als wahr-

haft heilsam erweisen, wenn man es gehörig und nicht ohne ärztlichen Rath gebrauchte. Man muss von diesem Wasser keine purgirenden Eigenschaften erwarten, und folglich muss man das Purgiren durch tumultuarisches Trinken von 10 — 12 Becher, oder durch Zusatz von Karlsbadersalz keineswegs erzwingen wollen; denn diess heilt die chronischen Krankheiten nicht, es leert und wascht höchstens den Darmkanal aus. Die Wirkung dieses Wassers aber ist eine viel höhere, wie es schon oben angedeutet wurde. Das Zusetzen des Karlsbader-Salzes ist nur dort angezeigt, wo eine ergiebigere Darmausleerung ein wesentliches Erforderniss ist, wo z. B. bei dem Gebrauche des Wassers eine anhaltende Stuhlverstopfung eintritt, besonders, wenn Blutwallungen, Schwindel, Aufgetriebenheit des Unterleibs stattfinden; dort muss man ein Loth dieses Salzes in mehrere Portionen getheilt mit dem Wasser verbrauchen, aber den Gebrauch nicht anhaltend fortsetzen. Dann können auch Individuen, welche gewöhnlich an Verstopfungen des Unterleibs leiden, und diess Wasser für sich keine Eröffnung bewirkt; zu jedem Glase 5 — 10 Gran des Karlsbadersalzes zusetzen; damit sie wenigstens eine leichte Entleerung bekommen.

Man muss nicht sogleich auffallende Wirkungen von diesem Wasser erwarten. Die Heilung langwieriger Krankheiten muss langsam vor sich gehen, das Mittel muss tief in die Organisation der Theile eindringen, um die naturgemässen Verhältnisse in den Grundverrichtungen des organischen Lebens wieder herzustellen. Oft rückt hier Heilung ohne alle auffallende Erscheinung heran. In einigen Fällen steigern sich sogar die Krankheitserscheinungen, bevor die heilsamen Entleerungen auf eine oder andere Weise eintreten. Diess geschieht oft während der Kur, oft erst nach derselben; aber nur dort, wo *Materia peccans* vorhanden war. Der Kranke muss also Beharrlichkeit genug haben, und ohne den Rath eines Arztes nichts unternehmen. Der Kranke soll überhaupt nicht

glauben, dass, wenn er nur den Namen seiner Krankheit weiss, er auch ohne ärztlichen Rath die Trink- oder Badekur auf eigene Faust unternehmen kann. Er soll nicht glauben, dass diese Wässer gegen alle hier aufgezählte Krankheiten gut seien, oder gegen andere, hier nicht erwähnte, gar nicht anwendbar seien. Die Benennung einer Krankheit erklärt dieselbe noch keineswegs. Wie viele Formen und Schattirungen von Krankheiten gibt es nicht, die man mit einem und demselben Namen tauft, und andere, die man gar nicht nennen kann. Der Name ist ein blosser Nothbehelf der wechselseitigen Verständigung. Die Sachkenntniss bringt es zu einem deutlichen Bilde. Wenn mir z. B. ein Kranker sagt, ich leide an Haemorrhoiden oder an der Gicht, so weiss ich noch so viel als nichts; ich muss den Krankheitszustand näher erörtern und bestimmen. Daher kann man ohne ärztlichen Rath kein Mittel anwenden; da ein und dasselbe Mittel bei verschiedenen Subjekten verschiedene Wirkungen hervorbringt.

Wie viel und wie lange man das Wasser trinken soll, kann man von vorn herein nicht bestimmen. Am besten ist, mit 2 — 3 Trinkgläschen anzufangen und bis auf 6 oder 8 zu steigen. Man trinkt es am vortheilhaftesten in der Frühe mit nüchternem Magen (nur sehr Schwache sollen vor dem Trinken ein leichtes Frühstück zu sich nehmen), und zwar alle Viertelstunden ein Gläschen, wobei man warm gekleidet eine mässige Leibesbewegung macht, damit die nothwendige Hautausdünstung geschehe und jede Verkühlung verhütet werde. Erst in einer Stunde, oder auch später nach dem Trinken, darf man frühstücken. Wer zugleich auch die Bäder braucht, der kann vor und nach dem Bade ein Paar Gläschen trinken. Auch Nachmittags, aber erst nach 5 — 6 Stunden, wenn die Verdauung bereits schon vollendet ist, kann man 2 — 3 Gläschen des Wassers trinken. Mit möglichst bestem Erfolg trinkt man das Was-

ser an der Quelle frisch geschöpft. Viele pflegen es zwar auch zu Hause zu trinken, aber auf diese Weise hat es bei Weitem nicht die erwünschte Wirkung. Das innere Leben der Quelle, welches alle Bestandtheile derselben zusammenhält und so nur am wirksamsten ist, geht auf diese Weise verloren.

ZWEITER ABSCHNITT.

Klima von Pesth und Ofen.

Unglaublich und alles durchdringend ist der Einfluss des Klima, den Begriff im weitesten Sinne genommen. Unverkennbar prägt jedes Klima seinen Produkten, seinen eigenen Charakter auf, Pflanzen, Thieren und so auch dem Menschen. Jedes Klima hat seine eigenen Thiergattungen, Gewächse und auch eigene Menschen. Sie sind in verschiedenen Erdstrichen in Hinsicht der Farbe, der Grösse und des Charakters verschieden. Der Mohr, der Kalmuke, der Lappländer, der Chineser, der Eskimo, der Cretin, der gebildete Europäer u. a. m. sind Beweise davon.

So übt das Klima auch auf die Gesundheit der Menschen einen besonderen Einfluss aus, ja es erzeugt sogar eigene Krankheiten. Der Kropf, der Weichselzopf, das gelbe Fieber, das ungarische Tsömör u. a. m. beweisen es.

Das Klima von Pesth und Ofen ist gesund, wir haben in der Nähe keine Sümpfe, welche schädliche Ausdünstungen erzeugen könnten. Die Lage und Bauart beider Städte sind so beschaffen, dass sowohl sie, als auch die nur mittelmässige Bevölkerung auf die Güte und Reinheit der Atmosphaere nicht ungünstig einwirken. Die

Strassen sind breit genug, die Häuser nicht zu hoch, die Hausfluren oder Höfe, einiger älteren Häuser ausgenommen, nicht zu eng. Die hohe Lage der Festung und einiger Vorstädte Ofens gehört unter die gesündesten. Schon Plato (de Legibus Lib. VI.) und Andere loben die Lage von Städten auf Bergen. Die Gebirge Ofens schützen uns vor allzugrossem Anfall der hier am meisten herrschenden West- und Nordwestwinde; diese Gebirge, so wie auch die Gärten beleben mit ihrem balsamischen Duft die Atmosphaere. Das Trinkwasser und die Nahrungsmittel sind gut und in hinreichender Menge. Die Ofner Mineralbäder tragen zur Gesundheit der Einwohner viel bei. Die Donau durch ihr Strömen und die Bewegung ihres Luftkreises reinigt die Luft; in ihrer Nähe ist ein steter Luftzug zu bemerken, der bei heftigerem Winde nur zu lästig wird. Die Volksmenge ist im Verhältniss zu dem Raume der zwei Städte zu klein, als dass man hievon eine bemerkbare Schädlichkeit ableiten könnte; mehr verdient die Unreinlichkeit der Strassen und die Ausdünstungen von selben in Anschlag gebracht zu werden. Eben so tragen verschiedene Handwerker als: Gärber, Fleischer, Seifensieder u. a. m. zur Verunreinigung der Luft bei.

Allerdings veranlassen die hier stets herrschenden Winde sehr viele rheumatisch-catarrhalische Krankheiten; aber sie führen zugleich den Vortheil mit sich, dass sie zur Erneuerung und Verbesserung der Luft wesentlich beitragen, und nicht gestatten, dass mephitische, dem Leben der Menschen und der Thiere gefährliche Gasarten in derselben sich anhäufen. Auch ist bekanntlich unter übrigens gleichen Umständen eine bewegte Atmosphaere (Luftzug, Wind) gesunder und zum Athmen tauglicher als eine ruhige, stillstehende; weil im ersten Falle der nöthige Wechsel der Stoffe geschieht, nicht aber im zweiten. An windstillen Sommertagen kann man diess am besten beobachten.

Wir werden in diesem Abschnitte bloss die atmosphärischen Verhältnisse verhandeln; die übrigen, das Klima und den Genius loci näher bezeichnenden Momente, werden wir im Verlaufe des Werkes erörtern.

Mögen die Chemiker immerhin behaupten, die wesentlichen Bestandtheile der Atmosphaere seien in allen Theilen der Erde dieselben, oder dass sie höchstens um ein Geringes differiren; so ist die Atmosphaere doch in Hinsicht ihrer Bewegung, Reinheit und Mischung mit anderen Substanzen hie und da verschieden. Ihre Eigenschaften sind von der mehr oder weniger auf die Atmosphaere einer gewissen Gegend direct wirkenden Sonne, von der Lage dieser Gegend, von der Gestalt ihrer Oberfläche, von der Struktur ihres Innern und von den daselbst fliessenden oder stehenden Gewässern abhängig. Und so ist die Luft auch in Ansehung ihres Einflusses nicht für alle die nämliche. Der Einwohner zwischen den Wendekreisen athmet nicht die nämliche Qualität der Luft, wie der Einwohner, der den Polen nahe liegt; und der, welcher den zwischen beiden liegenden Raum bewohnt, den man die temperirte Zone nennt, erfährt nach Verhältniss seiner grössern oder geringern Entfernung von dem Aequator eine verhältnissmässig stärkere oder schwächere Einwirkung derselben. Diese Verschiedenheiten indessen werden bei denen, die in einer gewissen Gegend geboren sind, oder dort schon lange sich aufgehalten haben, nicht sehr merklich sein; weil sie sich an den Einfluss der Luft schon gewöhnt haben.

Fremdartige und schädliche Stoffe können sich zufällig in der Luft aufhalten. Es ist erwiesen, dass ein sumpfiger Grund, besonders nach dem Verschwinden oder Austrocknen des Wassers, Wechselfieber und andere Unterleibskrankheiten veranlassen kann. Diese fremdartigen Stoffe, wie auch der Grad der elektrischen Materie in der Luft eines Ortes, sind der Chemie noch unbekannt. Durch die Sinne lassen sie sich nicht erkennen. Der üble

Geruch ist kein Beweis davon, da wir wissen, dass in vielen Ortschaften, wo der Flachs und Hanf im Wasser macerirt wird, die ganze Gegend schon von Weitem stinkt, und die Einwohner doch gesund bleiben. Wir wissen auch, dass die berüchtigten pontinischen Sümpfe keinen üblen Geruch verbreiten.

Die Luft kann in Beziehung auf ihre Temperatur, Feuchtigkeit, Trockenheit, Elasticität, und in Beziehung auf ihre Mischungsverhältnisse krankheitsregend wirken. Jede zu schnelle Abwechslung der Luft, besonders in Ansehung ihrer Elasticität und Temperatur, kann Veranlassung zu Krankheiten geben; auch die Weltgegend, aus welcher die Luftströmung erfolgt, führt gewisse Disposition zu Krankheiten mit sich.

Die am Ende dieses Artikels beigefügte Witterungstabelle, die ich dem unermüdeten Fleisse und bereitwilliger Mittheilung des Adjunkten auf der hiesigen Sternwarte, Herrn Dr Albert de Monte-Dego, verdanke, zeigt die meteorologischen Beobachtungen von zehn Jahren, aus welchen hervorgeht, dass während dieser Zeit im Durchschnitt:

Der höchste Barometerstand	war	27 ^u . 8 ^{'''} , 14.
Der mittlere	„ „ „	27 ^u . 4 ^{'''} , 876.
Der tiefste	„ „ „	26 ^u . 9 ^{'''} , 79.

Der höchste Stand des Thermometers	war	+ 25°, 2 R.
Der mittlere	„ „ „ „ „	+ 8°, 180.
Der tiefste	„ „ „ „ „	— 12°, 1.

und für die einzelnen Monate war der mittlere Stand des

	Barometers.	Thermometers.
Im Januar	27 ^u . 5 ^{'''} , 428	— 2°, 933
— Februar	27 . 5 , 731	— 0 , 609
— März	27 . 4 , 241	+ 3 , 309
— April	27 . 4 , 289	+ 8 , 874
— Mai	27 . 4 , 167	+ 13 , 600
— Juni	27 . 4 , 148	+ 15 , 351

	Barometers.	Thermometers.
Im Juli	27 ^{''} . 4 ^{'''} , 400	+ 17°, 010
— August	27 . 4 , 172	+ 16 , 958
— September	27 . 4 , 866	+ 13 , 535
— October	27 . 5 , 882	+ 8 , 698
— November	27 . 5 , 223	+ 2 , 078
— December	27 . 5 , 264	— 0 , 988.

Während der angegebenen zehn Jahre stand das Barometer im Jahre 1828 den 18-ten Januar am höchsten, nämlich: 28^{''} 1^{'''} 850. Und im Jahre 1833 den 14-ten April am tiefsten, nämlich: 26^{''} 8^{'''} 02. — Unter den zehn Jahren war der Sommer im Jahre 1834 der wärmste; das Thermometer stieg den 21-ten Juli auf + 27°, 2 R. Der Winter im Jahre 18²/₅ aber der kälteste; denn am 30-ten Januar stand das Thermometer auf 17°, 5 R. Also differirt bei uns die Temperatur eines Jahres von der grössten Hitze bis zur grössten Kälte 44° R. — Die grösste Hitze fällt gewöhnlich in die Mitte des Monats Juli; die grösste Kälte aber zu Ende des Monats Januar.

Ferner haben wir im Durchschnitte während eines Jahres:

Tage mit ganz und gar wolkenfreiem Himmel,	8 — 9.
— mit wolkenbedecktem Himmel	74.
— an welchen es regnet	93.
— mit Nebel	74.
— an welchen Schnee fällt	26.

Gewitter kommen durchschnittlich im Jahre 20 vor.

Windige Tage	—	—	—	—	102	—
Stürmische	—	—	—	—	19	—

Der längste Tag dauert bei uns 15 Stunden 48 Minuten; der kürzeste 8 Stunden und 12 Minuten.

Obschon wir eben keinem Uebermaasse weder an Kälte noch an Wärme ausgesetzt sind, so sind wir doch Abwechselungen im Zustande der Temperatur unterworfen, welche sich öfter und plötzlicher einzustellen pfle-

gen, als diess wohl an anderen Orten im Allgemeinen der Fall ist. Ja es gibt Zeiten im Jahre, in welchen diese Schwankungen der Temperatur Tage lang in hohem Grade wahrgenommen werden, bis sie sich allmählig, wieder in die gewöhnlichen, durch die allgemeinen Naturgesetze bedingten Abwechselungen verlieren. Die Ursache dieser bedeutenden Schwankungen im Wärmezustande der Luft dürfte wohl in dem häufigen Vorhandensein der Winde, die unter den Erscheinungen unseres Witterungslaufes eine bedeutende Rolle spielen, und mehr noch in den oftmaligen Abwechselungen der Richtung derselben zu suchen sein. Im Allgemeinen ist wohl der Wind aus Nordwest vorherrschend, aber im Einzelnen gibt es der plötzlichen Abwechselungen in der Richtung und Stärke der Luftströmungen genug, um, wie wir eben andeuteten, auf die Temperatur der Luft bemerkbar einwirken zu können. Thatsache ist es, dass die Temperatur in den beiden Nachbarstädten zuweilen eine merklich verschiedene ist, was einerseits in dem so eben über die Winde Gesagten, andererseits aber in den andern örtlichen Verhältnissen der beiden Städte begründet ist. — Getrennt durch die Fluthen der mächtigen Donau, welche die Städte sehr nahe von Norden nach Südost durchströmt, breitet Pesth sich in einer weitgedehnten, fast bis an des Osmanischen Reiches Grenzen fortlaufenden, in der nächsten und nähern Umgebung der Stadt sandbedeckten Ebene aus, während Ofen, am rechten Ufer des gewaltigen Stromes, amphitheatralisch sich auf Anhöhen erhebt, oder längs derselben sich hinzieht, und von Gebirgen umgeben ist, welche seine nächste Umgebung von Norden bis Süden hin umschliessen. Diese Lage unserer beiden Städte bietet sowohl zu der Erklärung des ersten, als auch zu der des zweiten der oben genannten Phaenomene bedeutende Motive dar. Denn was erstens das häufige Vorhandensein und die Hauptrichtung der Winde betrifft, wird man diese Erscheinungen weniger sonderbar finden, wenn man bedenkt,

wie ungleichförmig die Erwärmung sein muss, welche die Luft über den Sandebenen Pesths und dann wieder über dem Donaustrome und den Gebirgen Ofens erleidet. Im Sommer, den wir Beispielswegen annehmen wollen, wird die Luft über Pesths Ebenen viel glühender sein, als über den Bergen der Nachbarstadt; und die unmittelbare Folge davon muss eine ununterbrochene Störung der Luft von den letzteren nach der ersteren, also von den nördlichen nach den südlichen Richtungen hin sein, und dass ist auch die Hauptrichtung, welche gewöhnlich beobachtet wird. Allein eine weit ausgedehnte Ebene ist auch den Luftströmungen aus fernerer Gegenden von allen Seiten offen, diese dringen also oft in sie ein, prallen an Ofens Gebirge an, und werden von diesen auf mancherlei Weise wieder zurückgeworfen. Daher wohl die oftmaligen und plötzlichen Abwechslungen, welche jene Hauptrichtung erleidet. Was nun zweitens aber die oft bemerkbare Temperaturverschiedenheit der beiden Städte anbelangt, so ist es wohl natürlich, dass die von allen Seiten offene Stadt Pesth, mehr dem Einflusse der herrschenden Winde ausgesetzt sein muss, als das benachbarte Ofen, wo einige Theile der Vorstädte zwar mit Pesth auf einer Höhe liegen, sich aber wenigstens an einer Seite an Hügel anlehnen. Besonders sind es die an der Donau gelegenen Strassen zu Pesth, welche am meisten von der Gewalt der Winde zu leiden haben. Auch die verschiedene Bauart der verschiedenen Stadtheile zu Pesth hat auf diesen Umstand wesentlichen Einfluss. Wenn die schnurgeraden, ganz regelmässig angelegten Gassen der Leopoldstadt den Winden leichtern Zutritt gewähren, so sind die winkeligen Strassen der alten Stadt hinwieder mehr von ihnen verschont, da die Winde sich an jenen Winkeln brechen, und ihre Kraft verlieren. Daher kömmt es, dass in der Leopoldstadt zuweilen ein ziemlich heftiger Wind weht, von dem in den inneren Theilen der Stadt kaum eine Spur vorhanden ist. Die Leopoldstadt und die an der Donau

gelegenen Strassen leiden am meisten vom Nord-, Nordwest- und West-, die Strassen der übrigen Stadttheile aber nach ihrer verhältnissmässigen Lage auch noch vom Ost- und Südwinde.

Die Ofner Festung ist vermög ihrer hohen Lage, allen herrschenden Winden, vorzüglich aber dem Nordwest- und dem Südwinde (die Hauptgassen der Festung haben diese Richtung) ausgesetzt. Die Herrengasse leidet vom Nordwestwind am meisten; nicht mehr in so hohem Maasse die andern, seitdem sie von dieser Seite her durch die neuen Gebäude geschützt sind. Seit der Zeit, als der Wald zwischen dem Johannisberge und der schönen Schäferinn gefällt ward, bemerkt man von dieser Richtung her einen heftigeren Anfall des Windes, als vorher der Fall gewesen. Dass das Ausrotten oder Fällen der Wälder, wie das Austrocknen der Sümpfe, einen mächtigen Einfluss auf die Veränderung des Klima habe, ist ausser allem Zweifel. — Alt-Ofen und Neustift leiden stark vom Nord- und Nordwestwind. Landstrass ist von Norden einnigermaassen durch die Margaretheninsel und von Westen durch den Josefsberg geschützt. Christinastadt, Wasserstadt und Raitzenstadt leiden am meisten von Nord- und in fast gleichem Grade auch vom Nordwestwind. Raitzenstadt ist von Süden durch den Gerhardsberg zum Theile gedeckt.

Heftigere Winde dauern bei uns gewöhnlich 3 — 4 Tage, worauf Windstille folgt. Haben sie des Morgens begonnen, was am häufigsten der Fall ist, so legen sie sich gegen Abend oder in der Nacht; werden aber des Abends und in der Nacht am stärksten, wenn sie erst Mittags sich erhoben hatten, was jedoch viel seltener der Fall ist. Dass das Toben der Winde bei uns grösstentheils in der Nacht, besonders im Sommer nachlässt, kömmt daher, weil nach dem Untergange der Sonne bis zu ihrem Aufgange die Luft gleichförmiger erwärmt ist, als während des Tages, wo das unmittelbare Einwirken der

Sonnenstrahlen auf die Sandebenen von Pesth und die Berge von Ofen, die Gleichförmigkeit der Luftströmung stört.

Zuweilen geschieht es, dass in den verschiedenen Schichten der Atmosphaere verschiedene (und oft gleichzeitig verschiedene) Strömungen stattfinden, was man an dem abweichenden Zuge der Wolken, von jenem der Fahnen und des Rauches bemerken kann. Daher ist es, dass man nicht selten einen ganz andern Wind in Ofen als in Pesth bemerkt, was aber meist bloss auf Täuschung beruht, und die Folge von der verschiedenartigen Reflexion eines und desselben Windes von verschiedenen Körpern, auf welche er anprallt, sein kann. Doch trotz aller stattfindenden An- und Abprallungen kann man bei genauer Beobachtung stets eine vorherrschende Richtung des Windes wahrnehmen, die der Atmosphaere gewissermaassen ihren Stempel einprägt.

Die vorherrschenden Winde in allen Jahreszeiten sind bei uns der Nordwest und Nord.

Der Nordwest kommt am häufigsten vor und pflegt auch der heftigste zu sein; und wenn selbst zuweilen Südwest eintritt, der auch heftig zu sein pflegt, so geht er meist in Nordwest über, vertreibt die Wolken und reinigt in kurzer Zeit den Himmel. Der Südwind, der von der Gegend des Plattensees zu uns kommt, ist seltener und bringt meist Regen, wenn nicht andere Winde selben vertreiben. Der Ostwind ist am seltensten zu bemerken und bricht sich meist an dem Ofner Gebirge, wodurch eine Reaction und aus dieser nicht selten Wirbelwinde entstehen, die vorzüglich in der Christinastadt zu bemerken sind. Die Wolken die der Ostwind vor sich her treibt werden ebenfalls häufig im Ofner Gebirge aufgehalten, und ergiessen sich in demselben; so auch das Donnerwetter.

Herrschend ist der Nordwestwind in den Monaten November, December, April und Mai, und sehr oft mit Regen oder Schnee begleitet. Die Temperatur ist dabei

nicht sehr niedrig; aber die meistens sauerstoffarme, mit Nebeln überladene Luft bringt verschiedene catarrhalisch-rheumatische Krankheitsformen hervor, welche durch die Nässe des Bodens, durch die geheizten Zimmer u. s. w. noch mehr begünstigt werden. Seltener ist der Nordwest im Januar, Februar und März; ein mit Schnee begleiteter Nord- oder trockener Nordostwind sind in diesen Monaten herrschend; die Luft ist dabei sauerstoffreicher, vorzüglich an heiteren Tagen; und daher erscheinen die vorerwähnten Krankheitsformen höher potenzionirt; sie werden entzündlich. In den Sommermonaten sind die wehenden Winde meist warme Süd-, West- und Südwest- und viele Nordwinde, und der Einfluss der oft hohen Temperatur, wird meist in Krankheitsformen der Chylopoëse sichtbar.

Sturmwinde kommen bei uns meist von Westen und Norden; sie entstehen zwar zu allen Jahreszeiten, doch am gewöhnlichsten im Frühjahre und im Spätherbste. Bei strengem Winter entstehen sie nicht so leicht als bei gelindem.

Nebel, die dem Donaustrome ihren Ursprung hauptsächlich verdanken, haben wir im Jahre ziemlich viele (im Durchschnitte an 74 Tagen) und hauptsächlich gegen Ende des Monats October, dann sehr häufig im November und December; weniger im März und April. Am häufigsten vor Sonnenaufgang, aber auch bei'm Sonnenuntergang bedecken sie zuweilen die Städte; doch sind sie Abends nie so dicht, als des Morgens. Viele, übrigens heitere, Tage beginnen mit Nebel; bleiben sie an den Ofner Bergen liegen, so trüben sie den Himmel und bringen Regen; wenn sie aber von Nord nach Süd sich ziehen, so lassen sie heitere Tage nach sich.

Gewitter haben wir im Durchschnitte jährlich an 20 — 30. Dass über den Sandebenen Pesth's, wo die Luft im Sommer oft glühend heiss wird, viele Gewitter aufsteigen müssen, ist natürlich. Sie sind zuweilen sehr

heftig, bringen aber äusserst selten einigen Schaden in den zwei Städten. Die meisten ziehen sich nach den Waitzner und St. Endréer Gebirgen, auch wohl nach den näher gelegenen Zügen des Matragebirges hin, wo sie sich entladen. Aber auch im Ofner Gebirge und in der Donau entladen sie sich häufig, und bleiben so für die beiden Städte unschädlich. Die Gewitter erscheinen hier meist in den Nachmittags - Stunden rund um die Mitternachtzeit.

Wolkenregengüsse (Wolkenbrüche) sind im Ofner Gebirge nicht selten, wobei der die Christinastadt durchschneidende Graben oft plötzlich anschwillt und theilweise Ueberschwemmungen veranlasst.

Was die physischen Jahreszeiten anbelangt, so sind diese bei uns sehr veränderlich, halten durchaus keinen Typus und richten sich nach den astronomischen Jahreszeiten nur äusserst selten; doch kann man für unser Klima folgende Norm als die constanteste annehmen: der Frühling von Mitte März bis Mitte Mai. Der Vorsommer von Mitte Mai bis 8-ten Juni. Der Sommer vom 8-ten Juni bis 15-ten August. Der Nachsommer vom 15-ten August bis 21-ten September. Der Herbst vom 21. September bis 11-ten November. Der Vorwinter vom 11-ten November bis 23-ten December. Der Winter vom 23-ten December bis 24-ten Februar. Der Nachwinter vom 24-ten Februar bis Mitte März. — Uebrigens greift eine Jahreszeit in die andere so ein, dass kein Jahr dem andern gleich ist; und im Allgemeinen ist der Frühling der unangenehmste, der Herbst der für uns lieblichste Abschnitt des Jahres.

Obwohl die Jahreszeiten in ihrem Verlaufe keinen bestimmten Typus und keinen bestimmten Charakter beobachten, so stellen sie sich doch im Durchschnitte folgendermaassen dar: der Frühling scheint vom Winter abzuhängen, der Herbst vom Sommer. Auf einen strengen Winter folgt gewöhnlich ein schöner Frühling; auf einen gelinden meist ein ungünstiger. Auf einen schlech-

ten regenreichen Sommer folgt ein schöner Herbst. Ist der Sommer gut, so pflegen die guten Herbsttage nicht von so langer Dauer zu sein. Schon mit Ende März pflegen die Bäume auszuschlagen und Blüthen zu treiben, die aber nicht selten durch verderbliche Nachtfröste, welche zuweilen auch im Mai noch eintreten, sehr leiden, und die Hoffnungen der Gärtner und Winzer zu Grunde richten. Von der zweiten Hälfte des Monats April bis zum Anfang des Monats Juni, wechselt die tägliche Temperatur besonders auffallend rasch. Die in den Monaten April und Mai zuweilen eingetretene rauhe Witterung ist um so empfindlicher, da wir nicht selten schon im März die angenehmsten Frühlingstage zu haben pflegen, welche uns zur Ablegung der Winterkleider einladen, wobei natürlich die durch den Winter verwöhnte Haut sehr unangenehm afficirt wird, und allerlei catarrhalisch - rheumatische Uebel verursacht. Dem nach zu urtheilen, soll man bei uns die Winterkleider leichter Gattung erst in der zweiten Hälfte des Monats Mai ablegen. Der Frühling dauert am kürzesten, und nur selten erfreuen wir uns recht heiterer und heller Tage. Der Uebergang des Frühlings in den Sommer ist zuweilen sehr schroff, denn im Monate Juni haben wir oft eine grosse Hitze, zuweilen aber auch noch recht rauhe, trübe und regenreiche Tage. Im Juli pflegt sich wohl der Himmel zu erheitern, aber dann ist auch den Tag über die Hitze sehr gross, und nur die Abende sind angenehm. Gegen Ende des Monats Juli und im Anfang des Monats August pflegt die Hitze die grösste Höhe zu erreichen.

Der Monat September ist bei uns unstreitig der angenehmste; das Wetter ist beständig, die Tage heiter, nicht zu heiss, nicht zu kühl. Zur Annehmlichkeit dieses Monats wird auch die Weinlese gerechnet. In der zweiten Hälfte des Monats October fängt meist die regenhafte, kühle und stürmische Witterung an, die gewöhnlich während des Monats November fort dauert. Gemeiniglich

fängt man hier in der zweiten Hälfte des Octobers an einzuheizen, und fährt damit bis zur zweiten Hälfte Aprils fort. Der November ist unter allen Monaten der unangenehmste. Die an sich schon kurzen Tage werden durch die trübe, neblige und regnerische Witterung noch mehr verkürzt. Durch diese Einflüsse wird das Gemüth, besonders das der Hypochondristen, sehr leidend; die rheumatisch-catarrhalischen Affektionen vermehren sich und zeigen Neigung zum asthenischen Character hin; selbst vorkommende Entzündungen darf man in dieser Jahreszeit mit starken Blutentleerungen nicht bestürmen. Gegen Ende Novembers, meist aber erst im December pflegt sich ein trockener Frost einzustellen; der dann gegen Ende Januars seine grösste Höhe erreicht und im Februar noch fortdauert. Entzündliche Krankheiten und fieberhafte Hautausschläge sind nun an der Tagesordnung. Im März, zuweilen schon in der zweiten Hälfte Februars lässt die Kälte nach. — Es gibt indessen in allen diesen Witterungsveränderungen mancherlei Anomalien und Ausnahmen, aber unsere Beobachtungen gelten der Mehrheit der Fälle.

Jahre und Monate	Stand des Barometers,			Stand des Thermometers nach R.			Ganz heihere Tage.	Frühe Tage.	Regenichte Tage.	Nebliche Tage.	Tage mit Schnee.	Zahl der Gewitter.	Windige Tage.	Stürmische Tage.	Herrschende Winde.
	Höchster.	Mittlerer.	Tiefster.	Höchster.	Mittlerer.	Tiefster.									
1831.															
Januar . . .	27" 10," 17	27" 3," 793	26," 9," 68	+ 5," 06	- 1," 927	- 9," 04	—	12	1	5	5	—	12	3	N.
Februar . . .	27 11, 27	27 5, 142	26 10, 65	+ 6, 8	- 0, 475	-13, 8	—	10	4	12	6	—	9	1	N.
März . . .	27 7, 18	27 3, 963	26 11, 43	+11, 2	+ 4, 164	- 1, 0	—	10	10	2	7	—	14	3	NW.
April . . .	27 6, 49	27 2, 738	26 11, 83	+15, 8	+10, 429	+ 5, 2	—	4	9	1	—	—	23	1	S.
May . . .	27 6, 66	27 4, 161	27 1, 39	+18, 9	+12, 490	+ 3, 9	—	2	15	—	—	4	12	—	N.
Junius . . .	27 5, 93	27 3, 516	26 10, 91	+20, 2	+13, 886	+ 8, 6	—	4	15	—	—	2	11	—	NW.
Julius . . .	27 7, 22	27 4, 009	27 1, 84	+23, 4	+16, 962	+ 8, 6	—	3	10	2	—	3	8	1	NW. und N.
August . . .	27 6, 32	27 3, 616	27 0, 89	+20, 4	+15, 800	+11, 2	—	4	12	7	—	1	—	—	N.
September .	27 9, 15	27 4, 599	27 0, 15	+17, 0	+11, 720	+ 7, 4	—	7	7	14	—	—	4	—	NW. und S.
October . . .	27 10, 41	27 6, 720	27 1, 18	+17, 9	+ 9, 606	+ 2, 8	5	1	2	6	—	—	1	—	N.
November . .	27 8, 62	27 4, 623	26 11, 76	+ 9, 8	+ 3, 570	- 4, 2	—	10	10	5	4	—	11	1	NW.
December . .	27 8, 22	27 5, 190	27 0, 47	+ 6, 0	+ 0, 040	-10, 6	—	19	1	10	5	—	4	1	N.
1832.															
Januar . . .	27" 11," 47	27" 6," 533	27" 0," 35	+ 7," 04	- 0," 774	- 9," 07	3	17	5	8	—	—	6	—	N.
Februar . . .	27 10, 89	27 7, 393	27 2, 15	+ 5, 8	+ 1, 503	- 6, 3	5	5	7	15	—	—	1	—	N.
März . . .	27 9, 20	27 4, 788	26 11, 45	+12, 0	+ 3, 917	- 4, 7	4	3	3	10	—	—	7	1	NW.
April . . .	27 8, 51	27 4, 804	26 11, 89	+15, 3	+ 7, 516	- 0, 2	3	4	6	6	1	—	15	—	N.
May . . .	27 8, 67	27 4, 172	27 0, 70	+17, 9	+11, 952	+ 5, 0	—	3	15	2	—	2	9	3	NW.
Junius . . .	27 4, 96	27 3, 405	27 1, 09	+20, 2	+15, 037	+10, 5	—	3	9	—	—	2	4	1	NW.
Julius . . .	27 8, 35	27 4, 513	27 1, 90	+26, 8	+16, 396	+ 8, 7	—	—	11	1	—	5	21	2	NW.
August . . .	27 7, 63	27 4, 008	27 2, 34	+23, 4	+17, 633	+11, 3	—	—	7	2	—	6	13	1	NW.
September .	27 10, 94	27 4, 575	27 0, 26	+17, 4	+11, 923	+ 4, 4	—	3	8	2	—	—	2	4	NW.
October . . .	27 10, 36	27 5, 906	27 2, 85	+16, 4	+ 9, 466	+ 2, 6	—	3	6	4	—	—	4	1	NW.
November . .	27 9, 55	27 6, 183	27 0, 71	+11, 2	+ 2, 388	- 5, 8	—	10	9	9	1	—	6	—	NW.
December . .	27 8, 57	27 5, 545	26 11, 74	+ 2, 0	- 1, 919	- 8, 1	—	12	1	7	3	—	4	1	NW.
1833.															
Januar . . .	28" 1," 03	27" 8," 016	27" 0," 45	+ 2," 00	- 6," 218	-15," 00	1	11	1	15	10	—	3	1	NW.
Februar . . .	27 7, 60	27 3, 943	26 9, 66	+ 7, 5	+ 1, 731	- 3, 2	—	8	2	11	3	—	2	—	S. und SW.
März . . .	27 7, 30	27 3, 217	26 11, 06	+10, 2	+ 4, 675	- 3, 0	—	10	16	8	2	—	2	1	S.
April . . .	27 6, 97	27 6, 695	26 8, 02	+12, 2	+ 7, 280	- 2, 4	3	7	14	7	—	—	11	—	NW.
May . . .	27 7, 91	27 5, 651	27 2, 05	+23, 0	+16, 127	+ 9, 8	—	—	6	6	—	3	9	1	NW. und N.
Junius . . .	27 6, 93	27 4, 194	27 0, 06	+26, 4	+16, 364	+ 9, 4	—	2	13	2	—	3	9	2	NW. und S.
Julius . . .	27 6, 91	27 3, 448	27 0, 61	+26, 4	+14, 710	+ 9, 9	—	6	18	4	—	9	15	1	NW.
August . . .	27 6, 84	27 3, 568	26 10, 91	+20, 4	+13, 895	+ 8, 0	—	4	19	2	—	4	3	3	NW.
September .	27 8, 57	27 3, 799	26 8, 84	+16, 4	+12, 479	+ 6, 0	1	7	15	8	—	3	5	1	NW. N. u. NO.
October . . .	27 8, 84	27 5, 638	26 10, 80	+12, 2	+ 7, 289	+ 3, 0	3	1	5	14	—	—	1	—	S.
November . .	27 10, 31	27 5, 460	26 11, 40	+10, 4	+ 3, 236	- 0, 8	—	9	12	7	2	—	3	—	NW.
December . .	27 9, 23	27 3, 478	26 11, 77	+ 8, 0	+ 3, 061	- 4, 1	—	10	16	4	3	—	11	4	NW.
1834.															
Januar . . .	27" 9," 56	27" 4," 545	26" 10," 68	+12," 07	+ 2," 164	- 6," 07	—	11	12	10	5	—	11	2	NW.
Februar . . .	27 11, 84	27 8, 407	27 3, 79	+ 9, 1	+ 0, 544	- 8, 0	2	1	3	17	2	—	3	—	S. und NW.
März . . .	27 11, 76	27 5, 642	26 9, 92	+11, 6	+ 2, 831	- 4, 4	7	5	5	9	5	—	12	7	NW.
April . . .	27 8, 76	27 5, 506	27 2, 88	+17, 0	+ 7, 483	+ 0, 8	—	6	9	2	3	—	11	2	NW. und N.
May . . .	27 8, 67	27 5, 034	27 3, 07	+25, 2	+15, 999	+ 5, 8	—	—	13	4	—	7	9	1	N.
Junius . . .	27 8, 62	27 5, 238	27 1, 23	+24, 4	+17, 538	+ 8, 4	—	1	7	6	—	2	8	—	NW.
Julius . . .	27 6, 22	27 5, 045	27 3, 07	+27, 2	+20, 748	+12, 7	—	2	10	9	—	5	1	—	NW.
August . . .	27 6, 04	27 3, 947	27 0, 65	+26, 2	+18, 338	+14, 2	—	1	10	3	—	3	10	—	NW.
September .	27 9, 11	27 6, 422	27 3, 22	+24, 3	+16, 324	+ 5, 0	3	—	3	12	—	1	2	—	NW.
October . . .	27 10, 74	27 6, 918	26 9, 20	+15, 6	+ 8, 283	- 0, 6	—	—	5	12	—	1	7	4	NW.
November . .	27 9, 04	27 5, 610	27 0, 24	+10, 8	+ 3, 540	- 4, 2	—	6	6	15	1	—	3	—	NW.
December . .	27 11, 44	27 6, 335	27 1, 33	+ 6, 4	+ 0, 019	- 7, 0	—	6	1	11	5	—	5	2	NW.
1835.															
Januar . . .	28" 1," 25	27" 7," 075	26" 10," 40	+ 6," 08	- 0," 001	- 6," 09	—	6	4	10	1	—	4	—	NW. N. und S.
Februar . . .	27 11, 93	27 4, 731	26 11, 97	+ 9, 2	+ 2, 283	- 3, 2	—	8	1	4	2	—	1	—	NW. und S.
März . . .	27 8, 63	27 4, 517	26 11, 52	+10, 6	+ 4, 527	- 2, 2	1	4	6	5	5	—	20	1	N. und NW.
April . . .	27 11, 32	27 5, 179	27 0, 78	+14, 8	+ 7, 827	+ 2, 0	3	2	9	12	2	—	14	1	NW. und S.
May . . .	27 6, 78	27 3, 900	27 0, 43	+22, 4	+13, 466	+ 9, 2	—	3	17	8	—	5	8	—	NW. und NS.
Junius . . .	27 8, 52	27 4, 881	27 0, 45	+22, 0	+15, 840	+10, 4	—	1	15	1	—	13	7	2	N. und NW.
Julius . . .	27 7, 38	27 5, 310	27 3, 03	+25, 2	+17, 724	+10, 0	—	1	10	—	—	7	12	—	NW. und N.
August . . .	27 7, 19	27 4, 182	26 11, 12	+25, 4	+16, 919	+ 9, 0	—	2	6	—	—	2	13	6	NW. und NS.
September .	27 8, 17	27 4, 645	26 9, 91	+17, 2	+12, 486	+ 8, 4	7	2	6	3	—	1	11	1	N. S. und SO.
October . . .	27 7, 39	27 3, 777	26 7, 51	+16, 0	+ 7, 740	+ 1, 7	—	11	18	11	—	1	16	2	NW. und N.
November . .	27 11, 59	27 5, 501	26 11, 91	+ 6, 3	- 1, 013	- 7, 3	—	12	3	21	3	—	5	1	NW. und N.
December . .	27 10, 51	27 6, 293	27 1, 07	+ 5, 3	- 2, 166	-10, 2	—	7	—	20	7	—	8	1	NW.

DRITTER ABSCHNITT.

Verhältnisse der Bevölkerung in Pesth und Ofen.

Die Menschen leben in gesellschaftlicher Verbindung, damit sie ihren Wohlstand und ihr Glück mit vereinten Kräften desto mehr fördern und desto leichter erreichen können. Die Vereinigung der Kräfte der Einzelnen ist aber nur durch ein so dichtes Beisammenleben der Menschen möglich. Wohlstand und Bevölkerung stehen daher jederzeit in direktem Verhältnisse zu einander, und der sicherste Maassstab für den Wohlstand einer Stadt, ist ohne Zweifel das Verhältniss ihrer Bevölkerung zu ihrer Ausdehnung. Dieser, im Allgemeinen richtige Grundsatz, findet in unseren zwei Nachbarstädten seine volle Bestätigung. Der Wohlstand der Pesther Stadt hält mit der zunehmenden Bevölkerung gleichen Schritt. Die Bevölkerung Ofens vermehrt sich nur unbedeutend, und so auch sein Wohlstand.

Die Volksvermehrung und Ausdehnung einer Stadt sind, indem sie auf veränderten physischen, moralischen und politischen Einflüssen beruhen, in medizinischer und statistischer Beziehung interessant.

Eine genaue Conscription ist in den ungarischen Städten, schon der verschiedenen Jurisdictionen wegen, mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und folglich die genaue Bestimmung der Einwohnerzahl in denselben nicht leicht möglich. Die städtische Conscription beschränkt sich bloss auf contributionsfähige Individuen. — Die Geistlichkeit, der Adel, die Studirenden, die Honoratioren und ihre Dienerschaft, die, nach den bestehenden Landesfreiheiten, der Contribution nicht unterworfen sind, gehören zu der Jurisdiction des Comitats. Nun sollte zwar die Seelen-Conscription, einer höheren Verordnung gemäss, von den betreffenden Jurisdictionen alljährlich vorgenommen werden, was aber, erstens, nicht alljährlich und zweitens, nicht vollständig geschieht; und ausserdem wird die dienende Klasse, die doch sehr beträchtlich ist, gewöhnlich nicht gezählt. — Die Zahl des Militairs und der zum Militair gehörigen Beamten (aber nicht ihrer Dienerschaft) ist genau angegeben. Die Dioecesan-Seelen-Conscription ist ebenfalls nicht ganz zuverlässig. Daher kömmt es, dass alle Schriftsteller, Schams ausgenommen, auf die erwähnten Quellen allein sich stützend, die Bevölkerung von Pesth und Ofen zu gering angaben. So zählte man in Pesth nach den vorhandenen Josephinischen Conscriptionslisten im Jahre 1784 19,000 Seelen, Andreas Vályi gibt in seinem geographischen Lexikon von Ungarn für das Jahr 1799 eine Bevölkerung von 29,870 Köpfen an; Schwartner rechnet in seiner Statistik die Zahl der Bewohner für das Jahr 1802 auf 29,560 ohne Adel, ohne Fremde und ohne Garnison. Die vaterländischen Blätter liefern für das Jahr 1810 eine Volksmenge von 33,000, und Jung spricht in seinem Adressbuche für Pesth 1815 von 41,882 Seelen. Eine möglichst-genaue Angabe der Einwohnerzahl lieferte uns Schams in seiner Beschreibung von Pesth 1821, nach welcher die Zahl der Bevölkerung von Pesth im Jahre 1819 auf 58,626 Seelen sich belief.

Die aus genauen Kirchenprotokollen für den Zeitraum von 1825 — 1836 entlehnten Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten gaben, im Verhältniss zu der von den städtischen Behörden angegebenen Menge der Bevölkerung, ein sehr ungünstiges Resultat, und führten mich zu der Ueberzeugung, dass diese Angaben unrichtig sind. Um also der Wahrheit möglichst nahe zu kommen, benützte ich alle mir zu Gebote stehenden Hilfsquellen, und suchte mich, durch eigene Ueberzeugung und genaue Sichtung und Vergleichung der Angaben über die Volksmenge in beiden Städten, möglichst sicher zu stellen. Nach meiner Berechnung zählte die Bevölkerung von Pesth 1836 86,000 Seelen, unter welcher Summe die Zahl der Garnison und der Invaliden mit 9,000, *) der Geistlichen, Adeligen, Honoratioren und ihrer Dienerschaft mit 10,000, der Studirenden mit 2,000 und der Fremden mit 1,000 Seelen inbegriffen ist. Wegen der obenerwähnten Schwierigkeiten lässt sich die Zahl der Bevölkerung in einzelnen Stadttheilen eben so wenig, als die der Religionsverwandten, der Nationen, der Stände, des Alters, des Geschlechts u. s. w. genau specificiren, sondern nur beiläufig angeben. Demnach ist in Pesth der volkreichste Stadttheil die Theresienstadt, dann folgen: die innere Stadt, die Leopoldstadt, die Josephstadt und zuletzt die Franzstadt.

In Hinsicht der Religion theilt sich die Bevölkerung Pesth's in Katholiken (ungefähr 60,000), Evangelisch-Lutherische (5,000), Evangelisch-Reformirte (1,800), unirte und nichtunirte Griechen (2,000) und Juden (12,000).

*) Das Militair wird aus den meisten statistischen Angaben weggelassen, weil dasselbe nicht heirathet, und daher eine Störung in dem Zahlenverhältnisse der Geburts- Trauungs- und Sterbelisten veranlasst, was ich jedoch allenthalben berücksichtigt.

Ofen hingegen nahm in dem letzten Jahrzehend an Ausdehnung und Bevölkerung im Vergleich mit Pesth und anderen Städten, welche politische Wichtigkeit und Lage an einem grossen, schiffbaren Flusse mit Ofen theilen, nur unbedeutend zu. Man wird diess aber begreiflich finden, wenn man bedenkt, dass das kräftig emporstrebende Pesth allen Handel und alle neuen Ansiedelungen an sich zieht, ja sogar häufige Uebersiedelungen aus Ofen veranlasst. — Ofen zählte im Jahre 1779 21,700, im Jahre 1824 25,000, im Jahre 1827 27,000 Seelen (das Militair und die Bevölkerung von Alt-Ofen nicht inbegriffen). Jetzt kann man die Bevölkerung von Ofen auf 45,000 Seelen anschlagen, in welcher Summe jedoch die Zahl der Bevölkerung von Alt-Ofen mit 10,000, der Garnison, der Invaliden, der Oekonomie- und Montourscommission mit 3,000, der Geistlichen, Adeligen, Studirenden, Honoratioren und ihrer Dienerschaft mit 4,000 eingerechnet ist.

Davon wohnen in der Festung	ungefähr	6,500
— — — Wasserstadt	—	10,000
— — — Christinastadt	—	3,500
— — an der Landstrasse	—	3,800
— — im Neustift	—	3,600
— — — Taban	—	6,000
— — in Alt-Ofen	—	10,000.

Darunter sind Katholiken ungefähr 38,000, Evangelisch-Lutherische 500, Evangelisch-Reformirte 300, unirte und nichtunirte Griechen 800 und Juden 5,000.

Die folgenden Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten, die ich der freundlichen und bereitwilligen Mittheilung der Herren Pfarrer verdanke, sind den Kirchenbüchern getreu entnommen. Nur die jüdischen Gemeinden führen über die erwähnten Gegenstände keine

Protokolle. *) Die Beschneider dieser Nation pflegen zwar, die neugebornen Knaben, wiewohl sehr unvollständig, aufzuzeichnen; aber von den Mädchen wird keine Notiz genommen. In Betreff der Verstorbenen findet eine noch grössere Unordnung statt. Weder bei den Gemeindevorstehern, noch bei den Notären ist etwas Sicheres darüber zu erfahren.

Ich gab mir zwar alle Mühe, die genaue Zahl der jüdischen Bevölkerung, und die ihrer Geburts-, Trauungs- und Sterbefälle auszumitteln, aber es war unmöglich. Ich musste in vielen Fällen nur approximative verfahren; und wenn in den Bevölkerungsverhältnissen irgend ein fehlerhaftes plus oder minus entstand, so könnte dies nur bei der jüdischen Bevölkerung der Fall sein.

Beide Geschlechter in den zwei Städten erfreuen sich einer dauerhaften Gesundheit. Sehr viele Einwohner erreichen hier ein Alter von 60, 70 — 85 Jahren; doch alte Leute über 90 Jahre findet man selten. In den letzten zehn Jahren erreichten zwei Weiber, eines in der Christinastadt in Ofen, und das andere in der Franzstadt in Pesth, ein Alter von 100 Jahren und darüber. Unter den Menschen, welche das höchste Alter erreichten, waren übrigens mehr Weiber als Männer.

Hier folgt die Liste der in den letzten zehn Jahren von 1825 — 1836 in Pesth und Ofen Getrauten.

*) Sicherem Vernehmen nach, hat der Pesther Stadtmagistrat dem neuen Rabbiner die Pflicht auferlegt, über die Geburts-, Trauungs- und Sterbefälle seiner Glaubensgenossen in Zukunft ein genaues Protokoll zu führen.

Getraute in Pesth.

In den Jahren	Paare	Darunter waren	
		Wittwer	Wittwen
1826	631	102	76
1827	584	79	68
1828	591	86	61
1829	569	78	67
1830	614	109	69
1831	626	128	51
1832	808	192	125
1833	784	130	99
1834	752	108	82
1835	781	72	82
Summen von 10 Jahren	6,740	1,084	780

Getraute in Ofen.

In den Jahren	Paare	Darunter waren	
		Wittwer	Wittwen
1826	329	64	48
1827	396	56	63
1828	336	49	41
1829	346	51	47
1830	325	65	40
1831	370	93	79
1832	418	160	123
1833	397	86	67
1834	400	69	61
1835	415	80	61
Summen von 10 Jahren	3,732	773	450

Nach dieser Uebersicht wurden also von 1825 bis 1836 in Pesth 6,740, in Ofen 3,732 Paare getraut. Nach zehnjährigem Durchschnitte werden jährlich: in Pesth 674, in Ofen 374 Ehen geschlossen. Wenn man nun diese Zahlen mit der Zahl der Bevölkerung ohne Militair, welches grösstentheils unverheirathet ist, vergleicht; so kömmt beiläufig auf 112 Menschen eine Ehe.

Im Allgemeinen heirathen bei uns mehr Wittwer als Wittwen. Bei den höheren Ständen heirathen die Wittwen seltener, aber desto öfter bei den niederen, besonders bei den Handwerkern; selbst wenn die Frauen über gewisse Jahre schon hinaus sind, heirathen sie ihre weit jüngeren Gesellen, die dadurch Meister werden, das Handwerk fortsetzen, und sind somit in Hinsicht des Alters der Frau einigermassen entschädigt. Ueberhaupt findet man es in den unteren Ständen häufig, dass die Frau älter ist, als der Mann, oder, dass sie ihm in Jahren sehr nahe kommt.

Die meist gesegneten Ehen findet man unter den Arbeitsleuten, welches bei den Handwerkern und Kaufleuten schon weniger der Fall ist; am wenigsten aber unter den höheren Ständen. Indessen gibt es überall Ausnahmen. Die Ursache hievon mag wohl darin liegen, dass die Ersteren der Natur getreuer leben als die Letzteren, dass sie früh und aus persönlicher Zuneigung heirathen, und sich auch späterhin treu bleiben, was bei den Uebrigen schon weniger der Fall sein dürfte. Doch gibt es ausser den erwähnten, noch viele andere physische und moralische Ursachen der Kinderlosigkeit.

Die meisten Ehen werden unter den unteren Klassen geschlossen. Diese Leute können nämlich, ohne ihren grössten Schaden nicht lange unverheirathet bleiben. Die herrschaftlichen Diener heirathen einander grösstentheils erst dann, wenn sie etwas vor sich gebracht haben. Unter den Vornehmeren nimmt die Zahl der Ehen immer mehr ab, und doch erhält die Ehe das Menschenges-

schlecht in seiner Würde, und gibt dem Staate eine blühende, kraftvolle Nachkommenschaft. Die Ehe hat sowohl auf die angemessene Erziehung des Menschengeschlechts, als auf dessen Gesundheit den grössten Einfluss; in ihr liegt Ruhe, häusliches und allgemeines Glück, und der Grund zur moralischen Vervollkommnung des Menschen; sie schützt vor Ausschweifungen, erhält Thätigkeit und Ordnung, und verschafft dem Staate gesittete, starke, arbeitsame und getreue Bürger; — durch sie wird der Geschlechtstrieb aus einem thierischen Instinkt in eines der edelsten Motive umgeschaffen; die heftigsten Leidenschaften, böse Launen, üble Gewohnheiten werden durch sie am besten getilgt; kurz eine glückliche Ehe ist ein Mittel, das Leben zu verlängern, und doch werden die Ehen von Jahr zu Jahr seltener! Der Ursachen hievon sind mehrere. Erstens, werden sich die Männer, so lange ihnen zur Befriedigung ihrer fleischlichen Begierden so viel Gelegenheit, als es in den beiden Städten der Fall ist, dargeboten wird, dem Bande des Ehestandes zu entziehen wissen, und erst dann heirathen, wenn sie den ehelichen Pflichten nicht mehr recht gewachsen sind; wo sie dann, nebst einem martervollen Bewusstsein, weder auf eine kräftige, noch zahlreiche Nachkommenschaft rechnen können. Zweitens schreckt der übertriebene Luxus, besonders bei'm weiblichen Geschlechte, Viele vom Heirathen ab; selbst solche, die unter anderen Umständen ein hinlängliches Auskommen hätten, um sich verhehelichen zu können. Der Unverheirathete kann sich eher einschränken, und daher bleibt er ledig, besonders, wenn seine Neigung, oder andere Verhältnisse ihm nicht erlauben, um ein reiches Mädchen zu werben. Dann sind die reichen Mädchen seltener, als die ärmern, und finden auch gewöhnlich frühzeitig ihre Liebhaber. Hingegen bleibt ein grosser Theil von Mädchen, deren Aeusseres, eben so wie ihr sittliches Betragen, einen Mann wohl glücklich machen könnte, unver-

heirathet, oder werden erst spät, wenn sie schon ihre Blüthe verloren, wo sie dann sicher auf keine zahlreiche Nachkommenschaft rechnen können, verheirathet. Die reichen Mädchen heirathen nicht nur leichter, sondern auch früher; doch tritt der grösste Theil der hiesigen Schönen sehr selten vor dem zwanzigsten Jahre in den Ehestand. Aus den angeführten Ursachen ersieht man, warum, ungeachtet es hier so viele junge heirathsfähige Männer gibt, man doch so viele unverheirathete Frauenzimmer findet, unter denen es viele gibt, die einen guten, wackern Mann verdienten. Nach dem zu urtheilen, sollte man glauben, dass hier mehr Mädchen geboren werden, als Knaben, besonders, da man in manchen Familien nichts als Mädchen findet, aber die folgenden Geburtstabellen zeigen gerade das Gegentheil.

Wenn man nun die Zahl der todtgeborenen oder vor der Taufe gestorbenen Kinder, die sich im Durchschnitte jährlich in Pesth auf 110 und in Ofen auf 48 beläuft, zu jener der getauften addirt, und davon die Summe der unehelich erzeugten abzieht; so ergibt sich, dass auf eine Ehe durchschnittlich 4 Geburten, und in Pesth ungefähr auf 23 Lebende, in Ofen aber auf 24 eine Geburt kommt. In Wien ist dieses Verhältniss viel ungünstiger. Dort kommen auf 146 Menschen eine Ehe; auf eine Ehe kaum drei Geburten, und auf 31 Lebende kommt erst eine Geburt, (Wertheims Versuch einer medicinischen Topographie von Wien 1807). — Nach zehnjährigem Durchschnitte kommen in Pesth jährlich 32 Zwillingspaare und in Ofen 18 zur Welt. In den letzten 10 Jahren kamen nur zwei Mal Drillinge vor; ein Mal im Jahre 1830 in Ofen in Taban, und das zweite Mal im Jahre 1832 in Pesth in der Theresienstadt.

Die am Ende dieses Artikels beigefügte Tabelle zeigt das Verzeichniss der in 10 Jahren (von 1825 bis 1836) in Pesth und Ofen Gebornen und Gestorbenen.

Die Zahl der unehelichen Geburten ist, im Verhältniss zu den gesetzmässigen, besonders in Pesth, wahrhaft gross. Nach zehnjährigem Durchschnitte werden in Pesth jährlich 547 uneheliche Kinder zur Welt gebracht. Also beinahe der sechste Theil aller Gebornen ist ausser der Ehe erzeugt, das heisst: fast jede sechste Geburt ist unehelich. *) Und obwohl aus der Zahl der unehelichen Kinder auf den Grad der Sittenverderbniss nicht immer richtig gerechnet werden kann, ja oft gerade das Gegentheil stattfindet, weil beide Geschlechter, bei einem unerlaubten, näheren Umgange allezeit die wirkliche Zeugung zu vereiteln suchen; so wirft es doch auf die Moralität der Stadt kein günstiges Licht. Die meisten unehelichen Kinder in Pesth wurden in der inneren Stadt und in der Theresienstadt getauft. Doch muss hier bemerkt werden, dass unter den unehelichen Geburten viele vorkommen, wo die Mütter auswärts geschwängert wurden, und zum Entbinden hierher kamen, theils um der Schande zu entgehen, theils um einen Ammendienst zu erhalten, wo hingegen die Zahl derer, welche hier geschwängert werden, aber auswärts ihre Niederkunft abwarten, nicht gross ist, und hier nicht aufgezeichnet wird. — In Ofen ist das Verhältniss der ehelichen Geburten zu den unehelichen viel günstiger als in Pesth. Hier kommen nach zehnjährigem Durchschnitte jährlich 200 uneheliche Geburten vor, was den achten Theil aller in Ofen Gebornen ausmacht. Die meisten unehelichen Kinder in Ofen wurden in der Raitzenstadt und der Wasserstadt getauft.

Die Sterblichkeit war, in den letzten zehn Jahren, in allen Ländern, wegen der herrschendgewesenen epidemischen Krankheiten, viel bedeutender, als sonst. Unter der Summe der in den zwei Städten binnen der letzten

*) In Danzig kommt eine uneheliche Geburt auf 6 eheliche; in Dresden 1 : 5; in Berlin 1 : 8; in Paris 1 : 3½.

zehn Jahre Verstorbenen, sind in Pesth 2,424 und in Ofen 1,865, die an epidemischen Krankheiten starben. Die Sterblichkeit während der Cholera-Epidemie im Jahre 1831, war in Ofen verhältnissmässig viel grösser als in Pesth. Auch vermehrt bei uns die Zahl der Sterbefälle der Umstand, dass die Todtgeborenen, oder vor der Taufe Gestorbenen nur in den Todtenprotokollen und nicht auch in denen der Gebornen aufgeführt werden, was doch geschehen sollte, weil das Unterlassen desselben zu beträchtlichen Fehlern Anlass gibt.

Nach zehnjährigem Durchschnitte kommen in Pesth jährlich 3,040 Sterbefälle und 3,205 Geburten, in Ofen 1,830 Sterbefälle und 1,812 Geburten vor. Also ereignen sich im Durchschnitte täglich in Pesth 8, zuweilen 9 Sterbefälle und beinahe 9 Geburten; in Ofen 5 — 6 Sterbefälle und beinahe so viele Geburten. Dass, obwohl die Zahl der Geburten die der Sterbefälle nicht bedeutend übertrifft, die Bevölkerung dennoch, besonders in Pesth, bedeutend zunimmt, lässt sich daraus erklären, dass das Militair, welches, wie gesagt, grösstentheils unverheirathet ist, die Geburtsprotokolle nur unbedeutend, die Todtenprotokolle aber, wie man auf der beigefügten Tabelle in der Rubrik für das männliche Geschlecht sehen kann, bedeutend vermehrt; ohne diesen Umstand würde die Zahl der Geburten im Vergleich mit jener der Todten viel günstiger ausfallen. Die Zahl der Bevölkerung vermehren ferner in Pesth auch die vielen neuen Ansiedlungen und Einwanderungen vom Lande her.

Im Allgemeinen stirbt in Pesth jeder 28-ste Einwohner, und in Ofen jeder 25-ste. Die Ursachen dieses Missverhältnisses der Mortalität in den zwei Städten sind folgende: erstens, gibt es in Pesth eine grosse Zahl von Bedienten, Kutschern, Mägden, Handwerksgelesen, Studenten, Juraten u. a., die immer gehen und kommen, und die noch in der Blüthe ihrer Jahre sind, wo die Kraft des Lebens am stärksten und die Sterblichkeit am klein-

sten ist. Zweitens, gibt es in Ofen drei Vorstädte, die keinen Arzt besitzen, und deren Einwohner nebst ihrer Armuth noch allen schädlichen Einflüssen — gleich den Bewohnern aller grossen Städte — ausgesetzt sind. Diese armen Leute verdienen sich wohl in gesunden Tagen so viel, dass sie ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigen können; aber im Erkrankungsfall sind sie von Allem entblösst, arbeiten also bis in den letzten Augenblick, achten ihre Krankheiten nicht, und suchen ärztliche Hilfe erst dann, wenn das Uebel eine Höhe erreicht, die in den meisten Fällen durch keine Kunst mehr zu besiegen ist. Vor dem Spital hegen sie einen Abscheu, und nur die grösste Noth kann sie bewegen, dort ärztliche Hilfe zu suchen. Würden die armen Leute in den Vorstädten Ofen's ordentliche ärztliche Hilfe haben, und, bei hinlänglich ausgewiesener Armuth, die Arzneien auf städtische Kosten, wie es billig wäre, und wie es in Pesth geschieht, erhalten; so würden sie bei Zeiten ärztliche Hilfe suchen, und es würde die Sterblichkeit unter ihnen bei Weitem nicht so gross sein.

Aber auch im Allgemeinen findet man in beiden Städten sehr viele Hindernisse, welche die Aerzte bei der Heilung der Krankheiten zu bekämpfen haben. Unwissenheit, Quacksalberei, Aberglaube, Sorglosigkeit und Unfolgsamkeit der Verwandten und Kranken vereiteln oft auch das beste Anordnen des Arztes. In allen grösseren Städten wird durch die unglückliche Halbwisserei, die viel schlimmer und schädlicher ist, als vollkommene Unwissenheit, und durch die Rathgeberei in Gesundheitsangelegenheiten sehr viel geschadet. Ganz besonders ist es in Ofen gebräuchlich, dass die sogenannten, guten Freundinnen, dann die Frau Basen und Muhmen, deren Rath eben nicht sehr theuer ist, sich ein Geschäft daraus machen, von Hause zu Hause zu gehen, um dem Kranken entweder irgend einen beliebten Arzt, oder irgend ein bewährtes Mittel (!) zu empfehlen. Es gibt ferner unter den Halb-

wissern, zuweilen auch unter den Vornehmen, Kranke, welche glauben, dem Arzte zu seinem Verfahren Vorschriften machen zu dürfen; sie verlangen selbst gewisse, ihnen bekannte oder beliebte, Arzneimittel; sie wollen nach einer gewissen Methode behandelt sein, und finden, zu ihrem Unglücke, auch so gefällige Aerzte, die ihrem Wunsche willfahren. Es gibt Andre, die gewisse Arzneien verabscheuen, als z. B. Opium, Quecksilber, Belladonna etc., die sie bloss den ausgestreuten Gerüchten nach kennen, und in allen Fällen für schädlich halten. Unter den höheren Ständen geschieht es sehr oft, dass ein Patient beim ersten Besuche, um uns die Mühe der Diagnose, Prognose und Therapeutik zu ersparen, auf unsere Fragen nicht wartet, sondern uns seine Krankheitsgeschichte und den gesammten Vorrath von gebrauchten und nicht genützt habenden Mitteln und Methoden vorerzählt, die Recepte liest, Tausend Einwendungen und Bemerkungen macht, nach Laune und Vorurtheil bald das Einschreiten der Kunst fordert, wo es nicht am rechten Orte ist, bald im Gegentheile es abwehrt, wo er dessen dringend bedürfte; ja er bestimmt sogar die Methode, nach welcher er behandelt sein wolle, bevor er sich noch herbeilässt zu gehorchen. Das grösste Hinderniss in der Heilung ist aber unstreitig der Mangel an guten Krankenwärtern, für welches Personale bei uns fast gar nicht gesorgt ist. Die Verwandten und Angehörigen der Kranken verstehen sich auf die wahre Krankenpflege schlecht oder gar nicht, und ohne eine zweckmässige Wartung des Kranken kämpft oft auch der beste und umsichtigste Arzt vergebens gegen die Krankheit. Welchen Einfluss alle diese Momente auf die Krankheiten und ihren Erfolg haben, wird sich jeder Verständige leicht vorstellen können.

Die Sterblichkeit unter den Kindern, besonders jener unter einem Jahre, ist in den beiden Städten ungeheuer gross. Es stirbt nämlich fast der vierte Theil aller Ge-

bornen schon im ersten Lebensjahre, und der achte in dem Alter von einem bis zu zwölf Jahren, so dass folglich die Hälfte der Gebornen schon in den Kinderjahren stirbt; ein Beweis, dass Pflege und physische Erziehung der Kinder bei uns noch sehr mangelhaft sind. Allerdings trägt die enorme Zahl der unehelich Gebornen zu dieser ungeheuren Sterblichkeit der Kinder sehr viel bei; denn von jenen erreicht, aus Mangel an Pflege, kaum der vierte Theil das Ende des ersten Jahres. Die Mütter dieser unglücklichen Geschöpfe sind meist aus den unteren Ständen und arm; und müssen Ammendienst suchen, um nicht ganz brotlos zu werden, wobei sie ihre eigenen Kinder in die Kost geben, wo diese dann meistentheils mit groben Nahrungsmitteln ernährt, und unbarmherzig vernachlässigt werden. Ein solches Weib nimmt zuweilen auch zwei, drei fremde Kinder in die Ammenschaft, und stillt zu gleicher Zeit auch ihr eigenes. Natürlich reicht sie den fremden Kindern erst dann die Brust, wenn ihr eigenes gesättigt ist, und das eigentlich nur pro forma, denn in der That werden sie mit wohlfeiler, meist undienlicher Kost abgespeist, damit sie nur in Ruhe erhalten werden. Hiezu kommt noch in den meisten Fällen ein hoher Grad von Schmutz und Unreinlichkeit, der vollends Alles verdirbt. Mehrentheils bekommen diese armen Kinder bald dicke Bäuche, Diarrhoeen, Skrophelsucht und Abzehrung. Man müsste wahrhaft aus Stein sein, wenn man durch den Anblick eines Jammerbildes, wie solch' ein Kind es darstellt, nicht gerührt würde. Aber man ist, mit dem besten Willen und den passendsten Arzneien unter solchen Umständen nicht im Stande, das Leben dieser unglücklichen Geschöpfe zu erhalten; weil die übrige Pflege derselben allen Bemühungen des Arztes gerade entgegenwirkt.

Die Todtenprotokolle weisen in Hinsicht des Alters folgende Sterblichkeit aus: die grösste Sterblichkeit herrscht, wie bereits erwähnt wurde, im ersten Lebens-

jahre; die Gefahr für das Leben, dauert indessen, nur in geringerem Grade, bis zum fünften Jahre fort. Mit dem sechsten Jahre wird die Erhaltung des Lebens schon sicherer, obwohl die Entwicklungs- und andere Kinderkrankheiten bis in das fünfzehnte Jahr noch immer Viele wegraffen. Die verhältnissmässig geringste Sterblichkeit herrscht in dem Alter vom 16 — 24 Jahre, wo der menschliche Körper den Einflüssen und Beschwerden des mühsamen Geschäftslebens noch nicht so stark ausgesetzt ist, und derselbe überhaupt allen schädlichen Einflüssen am besten widersteht. Aber schon mit dem Eintritte der Periode des 30 -sten bis 35 -sten Jahres nimmt die Sterblichkeit wieder zu, und steigt mit dem vorrückenden Alter; doch ist die Zahl derer, die das Alter von 60 und 70 Jahren erreichen, verhältnissmässig bedeutend. Dasselbe gilt auch von dem Alter über 70 Jahre, dessen häufiges Vorkommen in den beiden Städten einen Beweis für den vortheilhaften Gesundheitszustand, vorzugsweise vor anderen grossen Städten liefert. Ja wir haben sogar Beispiele von 100 Jahre alten Leuten.

L e i c h e n b e s c h a u .

Die schrecklichste Gefahr, die den Menschen begegnen kann, ist die, lebendig begraben zu werden; die Beispiele, welche die Erfahrung geliefert hat, beweisen nur zu sprechend die Möglichkeit, dass bei dem Mangel zweckmässiger Anstalten solche grässliche Fälle öfter sich ereignen können. Um diess zu verhüten, müssen nebst einer sorgfältigen und gewissenhaften Leichenbeschau auch noch Leichenhäuser, nach dem Vorbilde zu Weimar, errichtet werden. Da aber das Letztere bei uns jetzt wenigstens noch nicht zu hoffen ist, so müsste das Erstere auf das strengste ausgeführt werden.

Es besteht bei uns zwar die Verordnung dass jeder Verstorbene ohne Unterschied von einem dazu bestimm-

ten Wundärzte besichtigt werde, damit man das Lebendigbegraben verhüten, heimliche Mordthaten aufdecken, und eine Uebersicht der herrschenden, gefährlichen Krankheiten und der Sterblichkeit erlangen könne. Aber es erreicht diese löbliche Verordnung ihre gute Absicht nur halb und halb. Die Leichenbeschau geschieht bei uns in den meisten Fällen so oberflächlich, dass sie mehr nur zur Vollziehung des herkömmlichen Gebrauches, als zur Erreichung ihres Zweckes dient. Nicht selten sieht der Todtenbeschauer den Todten gar nicht, oder er besichtigt bloss das Gesicht, ohne sich um das Uebrige viel zu bekümmern, und bestätigt doch den wirklich erfolgten Tod! Bevor die Wundärzte zu Todtenbeschauern ernannt werden, sollten dieselben vom Physikus über die ihnen zukommenden Pflichten geprüft werden, und eine eigene streng zu befolgende Instruktion, nach der in Wien herrschenden Norm, erhalten.

B e g r ä b n i s s p l ä t z e .

Diese sind ausserhalb der Linien gelegen. Die Gewohnheit, Leichen in den Kirchengruften der Stadt zu begraben, sollte in einer wohlorganisirten Stadt heut zu Tage nicht mehr existiren, weil die Gräber in den Gruf-ten nicht immer sorgfältig genug ausgemauert werden, wodurch die Dünste in die Oberfläche dringen, die Luft verderben, und auf diese Weise zu Krankheiten Anlass geben können. Dasselbe geschieht bei'm Aufreissen der Gräber, besonders, wenn sich Familien bestimmte Stellen gewählt haben.

Die zwei Städte besitzen mehrere Begräbnissplätze, welche mit Anpflanzungen von Blumen und Bäumen, so auch mit verschiedenen, mitunter eleganten und geschmackvollen Grabmählern geschmückt sind. Es ist diess aber nicht zweckmässig; denn jeder Begräbnissplatz, wenn er unschädlich sein soll, muss freien Luftzug haben, was

die vielen Bäume und Grabmäler keineswegs gestatten. Auch hier gibt es Familiengräber, deren Eröffnen, besonders, wenn die darin Ruhenden an epidemischen Krankheiten starben, offenbar schädlich werden kann. Die Friedhöfe in Ofen haben hinreichenden Luftzug, nur Schade, dass der, ausserhalb des Stadtmaierhofs gelegene, an der sehr befahrenen Strasse, welche in das Ofner Gebirge führt, seinen Platz hat. In Pesth ist der ausserhalb der Waitzner Linie gelegene Friedhof, der ausgezeichneteste. Derselbe ist aber mit Bäumen und Grabmählern überladen. Man sieht hier prächtige Grabmäler, jedoch ohne Symmetrie und ohne eine gewisse Ordnung und Uebersicht. Man darf nur diesen Friedhof sehen, um auf den Wohlstand der Einwohner richtig zu schliessen; und es ist in der That unbegreiflich, dass diese wohlhabenden Menschen, welche auf Grabmäler so viel verwenden, nicht auch auf ein wohlorganisirtes Leichenhaus denken. Mir scheint, dass es ihnen bloss am Impuls fehle. Das fürchterliche Lebendigbegraben kann jedem Menschen begegnen, wo ihn dann, nicht auch die prächtigste Leichengruft, wohl aber ein gutorganisirtes Leichenhaus, retten kann.

Uebersicht, der in Pesth von 1825 — 1836 Gebornen und Gestorbenen

In den Jahren	G e b o r n e.					G e s t o r b e n e.					
	Kna- ben	Mäd- chen	Sum- me	Darunter waren		Männ- chen Ge- schlechts	Weibli- chen Ge- schlechts	Sum- me	Darunter waren,		
				Zwilling- paare	Uneheliche				Kinder un- ter einem Jahre	Kinder von 1 — 13 Jahre	Alte Leute über 70 Jahre
1826	1479	1498	2977	35	480	1295	916	2211	679	279	140
1827	1550	1500	3050	34	523	1587	1139	2726	707	310	166
1828	1564	1528	3092	36	499	1583	1102	2685	727	342	158
1829	1601	1552	3153	32	523	1753	1156	2909	758	364	136
1830	1618	1602	3220	25	510	1937	1385	3322	797	374	186
1831	1521	1479	3000	28	524	2781	1797	4578	841	469	245
1832	1558	1568	3126	23	562	1839	1113	2952	855	481	143
1833	1600	1621	3221	41	557	1638	1274	2912	890	406	113
1834	1720	1673	3393	36	617	1692	1290	2992	957	431	128
1835	1731	1713	3444	34	646	1757	1332	3069	987	439	139
Summen von 10 Jahren	15,942	15,734	31,676	324	5,331	18,172	12,304	30,576	8,171	3,886	1,694

Uebersicht, der in Ofen von 1825 — 1836 Gebornen und Gestorbenen.

In den Jahren	G e b o r n e.					G e s t o r b e n e.					
	Kna- ben	Mäd- chen	Sum- me	Darunter waren,		Männli- chen Ge- schlechts	Weibli- chen Ge- schlechts	Sum- me	Darunter waren,		
				Zwilling- paare	Uneheliche				Kinder un- ter einem Jahre	Kinder von 1 — 13 Jahre	Alte Leute über 70 Jahre
1826	834	803	1637	24	209	889	554	1443	395	430	89
1827	847	819	1666	16	204	940	570	1510	430	496	96
1828	839	847	1686	27	171	903	622	1525	365	442	84
1829	847	832	1679	43	181	972	665	1637	450	214	92
1830	854	826	1680	21	201	1099	807	1906	490	236	83
1831	773	724	1497	46	199	2151	1594	3745	426	499	110
1832	793	817	1610	45	210	1003	704	1707	520	319	75
1833	847	849	1696	49	203	952	611	1563	352	472	92
1834	867	843	1710	45	206	1001	646	1647	394	215	84
1835	875	877	1752	22	213	994	627	1621	422	220	93
Summen von 10 Jahren	9,192	8,931	16,893	488	2,007	40,904	7,400	48,304	4,244	2,043	898

VIERTER ABSCHNITT.

Beschreibung der Einwohner und ihrer Lebensweise.

Den National-Charakter, die physische Konstitution, den Grad der Kultur, und die Lebensart der Einwohner zweier Städte zu schildern, wo durch Verschiedenheit der Nationen (Ungarn, Deutsche, Slawen, Griechen, Illyrier, Walachen, Armenier und Juden), durch Lebensart, Erziehung, moralische Veredlung oder Verderbtheit, durch Vermischung der Fremden mit den Eingebornen, und durch Verschwisterung einer Nation mit der andern, das Eigenthümliche so sehr verwischt wird, ist beinahe eine Unmöglichkeit. Mit dem besten Willen alles recht genau und recht passend zu beschreiben, bleibt es eine schwere Aufgabe, die mannigfaltig zuströmenden Bilder gehörig zu ordnen; und nur nach einer gewissen Klassen-Eintheilung der Einwohner ist es einigermaassen möglich. Ich will es daher versuchen, wenn auch nicht poetisch, doch klar und treu, all Jenes darzustellen.

Den National-Charakter und die physische Konstitution kann man bei den unteren Klassen, die der Natur

am leichtesten bestimmen; denn in den gebildeteren Klassen, wo körperliche Fähigkeiten oft höheren geistigen Zwecken untergeordnet, und je nach Neigung, Beschäftigung, Kultur und Mode mehr oder weniger ausgebildet, grösstentheils aber durch die geistige Ausbildung, wenn auch nicht immer in ihrem Fortschreiten gehemmt, so doch gewissermaassen in den Hintergrund gestellt werden: schwinden die den Naturmenschen charakterisirenden Lineamente, der physische Mensch verliert seinen ursprünglichen Typus, und gleicht in allen Stücken mehr oder minder dem Bewohner aller grossen Städte anderer Nationen.

Im Allgemeinen ist der eingeborne Pesther und Ofner von mittlerer Statur, doch fehlt es auch an recht grossen Individuen nicht; regelmässige, schöne und wohlproportionirte Körper findet man recht häufig unter den hohen und mittleren Ständen; unter den niederen hingegen sind starke, untersetzte und muskulöse Gestalten häufiger. Die Einwohner haben im Ganzen ein gutes und gesundes Aussehen, einige Beamten und Handwerker ausgenommen, deren sitzende Lebensart ihnen die Rosen ihrer Wangen raubt, was aber zuweilen, ohne krank zu sein, auch von der besondern Organisation der Haut, der Muskeln und der Nerven abhängen mag. Körperlich missgestaltete und wirklich verwachsene Menschen sieht man verhältnissmässig nicht häufig; bei dem weiblichen Geschlechte jedoch mehr, als bei dem männlichen.

Die Einwohner beider Städte dürfte man am schicklichsten in fünf Klassen eintheilen können. Zu der ersten gehört der hohe Adel; zu der zweiten der niedere Adel, die Officiere und die Honoratioren; zu der dritten der Kaufmannstand; zu der vierten die Handwerker und zu der fünften die Weinbauer, Tagelöhner und überhaupt alle, welche keinen sichern Erwerb haben; sondern ihren Lebensunterhalt durch mancherlei körperliche Arbeiten sich erwerben müssen. — Die gewöhnliche Einthei-

lung in den hohen, mittleren und niederen Stand ist zu allgemein, und folglich zu wenig bestimmt.

Auch gegen diese Klassifikation der Einwohner lässt sich Manches, und vielleicht nicht ohne Grund einwenden. Denn die verschiedenen Stände nähern, ja vermischen sich unter einander so sehr, dass die Gränzen, ohne mannigfaltige Ausnahmen, sich nicht recht bezeichnen lassen, und man überall noch zwischen einer Klasse und der folgenden eine Uebergangsklasse aufstellen könnte. Der wohlhabende, mindere Beamte und der wohlhabende, mindere Edelmann, wie auch der Kaufmann gibt oft an Lebensweise und Luxus dem hohen Adel nicht nur in Nichts nach, sondern übertrifft selben im Gegentheil nicht selten. Dadurch lernt er aber auch oft eben die traurigen Folgen für seine Gesundheit kennen, die sonst nur dem hohen Adel eigen sind. Und so thut es mancher Arbeitsmann, besonders mancher Weinbauer, der durch Fleiss und Thätigkeit ein in seiner Art wohlhabender Mann geworden ist, manchem faulen oder ärmeren Handwerker zuvor; pflegt dann auch wohl, wenn er sich sein Auskommen gesichert zu haben glaubt, bisweilen ein bequemes Leben vorzuziehen, seine Thätigkeit etwas einzuschränken, und sich dem wohlhabenden Handwerker in seiner Lebensart mehr zu nähern, dafür aber zugleich von den davon abhängenden physischen Uebeln zu participiren. Der hausirende Jude, ist in gewissem Sinne ein Handelsmann, hat aber in seiner Lebensweise, in seinem Thun und Lassen so viel Eigenthümliches, dass derselbe eine eigene Klasse ausmachen dürfte. So herrscht auch unter denen, die zu einem Stande gehören, in Hinsicht ihrer Vermögensumstände, ihrer Kultur und anderer Verhältnisse, eine so grosse Mannigfaltigkeit, dass es unmöglich ist, eine genaue Gränze zu ziehen. Und doch bietet jede Klasse so viele Eigenthümlichkeiten sowohl in physischer als moralischer Hinsicht dar, dass ich sie — um auch in der Beschreibung einen Anhaltspunkt zu haben — nothwendiger

Weise von einander trennen musste. Und da die physisch-medizinische Bestimmung mein Hauptzweck ist, so kann hier an kleinen Abweichungen und Unrichtigkeiten nicht viel liegen.

Den hohen Adel bezeichnen einerseits feinere Sitten, Anstand, Aufklärung, Wohlthätigkeitssinn und das Selbstgefühl seiner hohen Geburt. Er ist ein gediegener Sprosse seiner glorreichen Ahnen, die Stütze des Thrones und bei gehöriger Anwendung seiner Fähigkeiten und Mittel der Wohlthäter der übrigen Klassen. Andererseits bezeichnen ihn aber auch Wohlleben, un strenge Lebensordnung, Vorliebe für das Fremde, Sucht nach Vergnügungen, und wenig sowohl Leibes- als Geistes-Beschäftigung. Daher sind bei dieser Klasse die Langweile und die meisten sowohl wirklichen als auch eingebildeten und Mode-Krankheiten an der Tagesordnung. Die Gesichtsbildung bei dieser Klasse ist übrigens meistentheils edel und schön, die Körper-Konstitution aber schwach.

Die zweite Klasse, zu welcher der niedere Adel, die Officiere und die Honoratioren als: Geistliche, Beamte, Aerzte, Advokaten, Ingenieurs und andere Gelehrte und Künstler gehören, zeichnet sich durch höhere Geistes-Kultur, gründliches Wissen, nüchternes Leben und solides Benehmen aus. Aechte Gelehrte, deren wir mehrere besitzen, gehen meist nur aus dieser Klasse hervor. Die Reichen dieser Klasse schliessen sich in ihrer Lebensart an den hohen Adel an, und partizipiren so Manches von ihm; die Andern nähern sich eher dem Bürgerstande. Die Körper-Konstitution dieser Klasse ist kräftiger, wird aber durch die Art der Beschäftigung bei Vielen frühzeitig siech. Daher sieht man unter ihren Gliedern auch viele blasse, hagere Gestalten, was keineswegs auf ein sorgenfreies Leben hindeutet. Diess ist namentlich bei vielen Beamten, Aerzten, und anderen Gelehrten und Künstlern der Fall; ihre Verhältnisse erlauben nicht immer eine genügende Abwechslung zwischen

Arbeit und Zerstreung, zwischen körperlicher Ruhe und Bewegung, ja ihr Beruf erfordert sogar eine anhaltende Geistesanstrengung. Dass sie also eigenen Krankheiten, namentlich: Haemorrhoiden, Hypochondrie, Melancholie, Milz- und Leberleiden u. a. m. unterworfen sind, ist ganz natürlich. Doch findet ein grosser Theil dieser Klasse, besonders der Adel, dessen Beschäftigung willkürlich ist, und die Beamten, seitdem sie des Nachmittags keine Amtsstunden halten müssen, Zeit genug, irgend eine heilsame Erholung zu suchen, und in grösseren oder kleineren Zirkeln auf mannigfaltige Weise sich zu zerstreuen. Dass dergleichen Erholungen auf Leib und Seele einen wohlthätigen Einfluss ausüben, und verabsäumt oder gar übertrieben ausgeübt, auch nachtheilig wirken können, brauche ich nicht zu erwähnen. Wer also diese zwei Wege verfehlt und die Integrität seiner Gesundheit auf's Spiel setzt, hat es sich selbst zuzuschreiben.

Die dritte Klasse macht der Kaufmannstand aus. Unsere Kaufleute bilden ein heiteres, artiges und betriebsames Völkchen; ihre Gesichtsbildung ist angenehm, ihre Körper-Konstitution gesund. Sie strengen zwar ihre Geisteskräfte durch Nachdenken und durch bisweilen unsicheres Spekuliren sehr an, da sie aber dabei nicht genöthigt sind, durch eine sitzende Lebensart ihre Körperkräfte zu untergraben, und überdiess in ihren Geschäften belebende Abwechselung finden; so wirken diese auf ihre Gesundheit nicht nachtheilig. Es gibt unter ihnen Viele, die durch Fleiss und glückliches Spekuliren sehr wohlhabend geworden sind. Ihr Geschäft in sich fordert Gefälligkeit und ein artiges Benehmen gegen ihre Kunden. An äusserer Bildung fehlt es unseren Kaufleuten wahrhaft nicht; die Lecture, jedoch Romane ausgenommen, ist bei ihnen nicht beliebt; ihre Gewohnheit stets in Gesellschaft zu sein, treibt sie auch nach vollbrachten Geschäften zur Unterhaltung und Zerstreung. Eine Gesellschaft für sich zu finden, ist ihnen nicht schwer, da ihre Verhältnisse

sie schon mit Menschen aus allen Klassen zusammenbringen, und daher werden auch ihre Forderungen mehrentheils befriedigt. Sie sind Freunde des Theaters und der Musik. Nach dem Theater besuchen sie gern irgend ein Gasthaus, wo sie, in heiterer Gesellschaft bei'm Souper, ihr Tagwerk vollenden.

Keine Klasse der Einwohner verwendet so viel auf Unterhaltungen als der Kaufmannstand. Den Luxus lieben sie ebenfalls, ja sie überschreiten nicht selten in dieser Beziehung die Schranken. Es mag vielleicht der leichte Gewinn Schuld daran sein. Die Befriedigung ihrer Wünsche geht aber bisweilen zu weit, ohne dass sie die Gefahren ahnen, mit welchen ihnen ihr glückliches Wohleben nicht selten schon lange genug aus der Ferne drohet. Am genügsamsten ist der griechische und armenische Kaufmann, und wohl auch, gewissermaassen aus Noth, der Krämer und kleinere Kaufmann; wie heilsam und vortheilhaft aber ihnen diese Genügsamkeit sein muss, lehrt uns die tägliche Erfahrung.

Die vierte Klasse bilden die Handwerker. Die hiesigen Handwerker sind von mittlerer Statur, kräftiger Konstitution grösstentheils gutmüthig, religiös ohne bigott zu sein, betriebsam ohne besondern Erfindungs-Geist, und befinden sich wohl dabei; doch findet man auch recht viele unter ihnen, die den Namen eines wahren Meisters in ihrem Handwerke verdienen. Es gibt sehr viele und recht stattliche Bäuche unter ihnen, welche wohl keinen Mangel verrathen, sondern auf ein gemächliches, sorgenfreies Leben schliessen lassen. Das Maass ihrer Reizbarkeit stimmt sehr mit dem angegebenen äussern Aussehen überein. Dieses verrathen schon zum Theil der langsame und schwerfällige Gang, die sichtbare Gravität und die in ihren Gesichtern sich spiegelnde innere Ruhe und Zufriedenheit. Die wohlhabenden Handwerker nähern sich schon in Allem dem Kaufmannstande; sie essen und trinken auch gut. In Krankheiten bedürfen sie aber grösserer

Gaben von Arzneien, als die Kaufleute. Und wie man überhaupt bei dieser Klasse von Menschen aus ihrem Aeussern, der Grösse und Stärke des Körpers oder einzelner Gliedmaassen und ihrer Farbe und Haltung; aus der Gesichtsfarbe u. s. w. häufig und ohne sich sehr zu irren, auch den Schluss auf das Handwerk, welches sie treiben, machen kann, so ist man auch im Stande, von der Art der Beschäftigung auf ihre Krankheiten zu schliessen. Denn das physische Wohlsein des Handwerkers hängt hauptsächlich von der Art seiner Beschäftigung ab, und es sind gewisse Krankheiten nur gewissen Beschäftigungen eigen. So z. B. leiden Diejenigen, welche stets sitzend in krummgebeugter Stellung arbeiten und dabei auch die Augen anstrengen müssen als: Schumacher, Schneider, Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Kupferstecher, Litographen, an verschiedenen Augen,- Brust- und Unterleibskrankheiten. Die Buchdrucker, Tischler, Hutmacher, Schmiede u. a., die bei ihrem Geschäft immerwährend stehen müssen, leiden an Kreuz- und Hüftweh, an geschwollenen Füßen, Fussgeschwüren u. a. derlei Uebeln. Die Vergolder, Zinngiesser, Glockengiesser, Schriftgiesser, Töpfer, Farbenreiber, Hutmacher, Apothekelaboranten u. a. die mit Quecksilber, Blei, Kupfer, Spiessglas, Arsenik und anderen schädlichen Metallen sich beschäftigen, haben ein kachektisches Aussehen, und leiden oft an Speichelfluss, Koliken, Stuhlverhaltungen, Zittern der Glieder, verschiedenen Brustbeschwerden, Auszehrung, Schwindel, Lähmungen etc. Messerschmiede, Steinmetze, Maurer, Müller, Bäcker, Stärckmacher, Seiler und Bürstenbinder pflegen, wegen des gröbern oder feinem Staubes, den sie einathmen, an chronischen Husten, Bluthusten, Lungenentzündungen, Kurzathmigkeit, Lungensuchten etc. zu leiden. Die Lederer, welche mit faulen, thierischen Ausdünstungen, und scharfer Lauge zu thun haben, bekommen oft ein aufgedunsenes Aussehen, Geschwüre, besonders an den Händen, häufiges Kopfweh,

Brustbeschwerden, Fehler der Verdauung, u. a. Dergleichen m.

Die Mehrzahl der Handwerker hat etwas Charakteristisches in ihrem Aeussern, was durch Gewohnheit, eine nachtheilige Stellung, sitzende Lebensart in eingeschlossener Luft, Beschäftigung mit metallischen Giften, oder faulen thierischen Ausdünstungen herbeigeführt wird. Doch geschieht diess zum Glück nur die ersten Jahre hindurch; denn dem Arbeitslustigen fehlt es an Arbeit nicht, und durch Fleiss sichert er sein Fortkommen, wozu ihm schon seine Gesellen helfen, der Meister selbst braucht sich nicht sehr anzustrengen. Und in der That erliegt bei uns unter dem Uebermaass einer zu grossen Anstrengung keiner. Sie verstehen die Kunst, Ruhe mit Thätigkeit abwechseln zu lassen, und die Früchte ihrer Arbeit zu geniessen. Des Abends suchen sie meist Zerstreung, die sie leicht entweder in dem Kreise ihrer Familien, oder in einem Bier-, Wein- oder Kaffeehause finden.

Die fünfte und letzte Klasse bilden Weinbauer und Tagelöhner. Sie unterscheiden sich, sowohl in Rücksicht ihrer physischen Konstitution als auch ihres Charakters, auf eine mehr oder minder auffallende Art von jedem Handwerker. Man findet unter ihnen die derbsten, durch Strapazen aller Art abgehärtetsten Menschen, eine dauerhafte Gesundheit und eine öfters herkulische Konstitution; ihre Muskelkraft, durch das Tragen und Fortschaffen schwerer Lasten geübt, ist dieser Konstitution entsprechend. Die Arbeit bringt sie übrigens nicht leicht um; denn sie besitzen eine besondere Geschicklichkeit ihre Kräfte zu schonen, und einige müssige Stunden mit dem baaren Gewinne, den ihnen ihre Beschäftigung einbringt, zugebracht, setzen sie in den Stand, ihre Kräfte zu restauriren, wenn diess nicht bis zur Leidenschaft einer völligen Trunkenheit ausartet, was allerdings sehr oft der Fall ist. Nur selten ersparen sich diese Leute einen Zehrpennig auf ihre alten Tage, daher sind sie auch genöthigt, bis

in das höchste Alter, mit ihrer gewohnten Arbeit sich zu beschäftigen. Ohngeachtet der Strapazen, ist diese Klasse übrigens unter allen übrigen, den wenigsten Krankheiten unterworfen.

Nicht nur die verschiedenen Stände, sondern auch die verschiedenen Nationen der beiden Städte unterscheiden sich von einander. Die Schilderung des Charakters einer Nation ist auch desswegen schon etwas misslich, weil jede Generation ihren eigenthümlichen Charakter hat, welcher von der Höhe der psychischen und physischen Kultur abhängt.

Der eigentlichen Ungarn, deren Sprache die magyarische ist, gibt es hier wenigere als z. B. Deutsche. Der Ungar ist von mittlerer und untersetzter Statur, hat grösstentheils braune Haare; sein ganzes Wesen hat etwas Ernsthaftes und Bestimmtes; der gesammte Organismus seines Körpers und seiner Seele ist stark und kräftig, leicht entzündbar, aber ohne Ausdauer. Zu beharrlichen Arbeiten bedarf er gewöhnlich eines Anregungsmittels; die Bequemlichkeitsliebe und die Langsamkeit in den Bewegungen sind ihm angeboren, er hat ein gewisses Phlegma und sichtbare Gravität; rasche Entschlüsse und schnelle Ausführung derselben, sind bei ihm selten; aber was er thut, geschieht mit Nachdruck, und nach einer gewissen Regel, von der er selten abweicht. Er hat eine besondere Vorliebe für Alles, was seine Nation betrifft; sein Vaterland liebt er über Alles. — Nationalstolz, richtiges Urtheil, Redlichkeit, Wahrheitsliebe, und tiefes Gefühl charakterisiren ihn; auf Gastfreundschaft und sein gegebenes Wort hält er viel.

Die Deutschen, meist Abkömmlinge von Eingewanderten oder selbst Eingewanderte, sind grösstentheils blond und von schwächerer Körper-Konstitution als die Ungarn; sie sind gutmüthig, stets guter Laune, von leichterer Denkungsart und leichtem Sinn. Sie sind lebhaft, und eine gewisse Erregbarkeit herrscht in ihrem ganzen

Wesen; sie sind gewinnsüchtig und prunkliebend, aber auch unternehmend und arbeitsam. In den Manieren des geselligen Umgangs haben sie es allen übrigen Nationen, zuvorgethan. Sie haben viel Gewerbsinn, und thun sich nach gethaner Arbeit gern was zu Gute; lieben die Unterhaltungen, sind betriebsam, fleissig und in ihren Unternehmungen und Arbeiten beharrlich ausdauernd.

Die Illyrier, Armenier und Griechen sind meist von hagerer Statur, haben schwarze Haare und sehr dunkelbraunen Teint. Ein gewisses Pathos ist ihnen Allen eigen. Ihr ganzes Wesen, so wie all' ihr Thun und Lassen geht auf kaufmännische Spekulation aus. Das Geld lieben sie über Alles und sind eines kleinen Gewinnstes Willen, im Stande, grosse Unbill zu ertragen. Auf Gewerbe und Künste verlegen sie sich nur wenig; höhere Bildung gilt ihnen nicht viel; und ausgezeichnete Talente findet man unter ihnen seltener. Sie sind genügsam, und sparsam, führen grösstentheils ein nüchternes Leben; hängen sehr an alten Sitten und Gebräuchen und sind endlich ihrer Religion und ihren Popen sehr zugethan.

Die slavische Bevölkerung ist nicht bedeutend, sie bewohnt grösstentheils die Franz- und Josephstadt zu Pesth und die Raitzenstadt in Ofen und gehört der Tagelöhnersklasse an, welche schon bereits erwähnt wurde.

Unsere Juden haben rothe und schwarze, meist krause Haare und scheinbar eine schwächliche Körper-Konstitution. Sie unterscheiden sich von denen anderer Länder in nichts. Unter gleichen bürgerlichen Verhältnissen bleiben sie sich mit unbedeutenden Modifikationen überall gleich. Sie erfreuen sich nicht gleicher bürgerlichen Rechte mit den übrigen Einwohnern. Die Arbeit lieben sie nicht. Die meisten von ihnen beschränken sich auf Kleinhandel und auf Gewerbe, welche mehr List und Gewandtheit als Anstrengung und ausdauernden Fleiss erfordern; und so im kleinlichen Treiben des Eigennutzes, der sie manche Unbill ertragen lehrt, stets befangen, haben sie nur

seltener Sinn für edle Gedanken und Gefühle, welche die andern Einwohner erheben und aneifern. Bei alten Sitten und Gebräuchen beharrt der Jude hartnäckig; auf Reinlichkeit und gesunde Nahrung hält er nicht viel, ist sparsam und lebt sehr nüchtern; ist daher auch Krankheiten weniger unterworfen als andere Einwohner der beiden Städte. Doch gibt es auch unter ihnen, in jeder Hinsicht, ehrenwerthe Ausnahmen, die mit den gebildeteren Einwohnern der andern Nationen in Allem gleichen Schritt halten, aber freilich nur „rari nantes in gurgite vasto“ sind.

Im Allgemeinen kann man annehmen, dass die Einwohner beider Städte grösstentheils den Vortheil der Wohlhabenheit geniessen, wenn gleich nicht alle auf den Titel des Reichthums Anspruch machen können. Sobald man übrigens im Stande ist, seine nicht überspannten Bedürfnisse zu befriedigen, ist man auch wohlhabend. Jedoch sind die Pesther wohlhabender als die Ofner, was natürlich in dem blühenden Zustand des Handels und der stärkern Betriebsamkeit der Einwohner der Pesther Stadt seinen Grund hat. Der grösste Theil der Einwohner Ofens lebt von Weinkultur, und die Weinbauer sind bekanntlich in allen Ländern, unter allen Producenten die ärmsten.

Wie bei'm männlichen Geschlechte zeigt sich der Unterschied der Stände auch bei'm weiblichen. Das weibliche Geschlecht ist bei uns im Allgemeinen hübsch zu nennen. Man findet alle Schattirungen der Schönheit von oben hinab, ja hie und da sogar vollkommene weibliche Schönheiten; und jeder Verehrer und Kenner dieses Geschlechts wird mir beistimmen, dass auf den Wangen unserer Schönen Rosen und Lilien recht häufig blühen. Dieses Urtheil bestätigen selbst die Fremden. Die Reize unserer Schönen erhalten sich ziemlich lange; denn man findet Frauenzimmer von 35 — 40 Jahren, ausserdem Mütter mehrerer Kinder, die noch immer schön genannt werden können. Im Allgemeinen ist dieses Geschlecht in den

höheren Klassen von mittlerer Statur, gut gebaut und ziemlich stark. Grosse, junonische Gestalten sind seltener, und kleine Individuen sind unter den Vornehmen häufiger als unter den Geringeren. Die Farbe der Haare findet man bei ihnen von allen Schattirungen vom Lichtblond bis zum Schwarzen; doch sind echte Blondinen seltener. Der Teint ist mehrentheils fein, weiss und die Wangen gut gefärbt; die Arme, Hände und Füsse wohl geformt. Die Mädchen sind schlank, und die modernen Schnürleibchen erhöhen die natürliche Grazie ihres Wuchses noch mehr. Doch findet man auch häufig schief gewachsene Mädchen, und zwar in auffallend grösserer Anzahl als unter den Knaben der Fall ist, was natürlich in der Erziehung, wie ich es weiter unten zeigen werde, seinen Grund haben mag. Dieser Naturfehler wird aber durch die geschickte Kleidermacherkunst dem ungeübten Auge oft entrückt. — Auch blasse, von der Bleichsucht entfärbte Gesichter gewahrt man hie und da.

Den Frauen ist im Allgemeinen Neigung zum Fettwerden eigen. Anfangs gibt ihnen diess ein gefälliges Enbonpoint, aber mit der Zeit artet es in eine gewisse Korpulenz aus; und wenn man eine Gesellschaft so respektabler Damen beisammen findet, so könnte man leicht irre geführt werden, als käme unser Geschmack jenem der Orientalen gleich, was wohl selten der Fall sein dürfte. Indessen haben sie bei den Naturliebhabern doch einen Vorzug vor den gar zu schlanken Schönen, welche, um die Welt zu täuschen, zu verschiedenen Künsteleien der Mode häufig ihre Zuflucht nehmen müssen. — Geringe Thätigkeit, Sorglosigkeit und sitzende Lebensart dürften wohl zum Fettwerden der Frauen das Meiste beitragen.

Man kann sagen, dass unsere Frauen im Allgemeinen Reinlichkeit und Ordnung im Hause lieben, und dass sich diese löbliche Neigung sogar auf jene der unteren Klassen erstreckt. Nur wo die Familie zahlreich und die Woh-

nung beschränkt ist, findet man hie und da eine anstössige Unordnung. Reinlichkeit und Ordnung in den Häusern sind übrigens in genauem Zusammenhange mit der Hausfrau. Wie die Hausfrau, so die Ordnung und Reinlichkeit im Hause.

Die Frauenzimmer der untern Klassen sind stark und gut gebaut, ihre Gesichtszüge sind nicht unangenehm, ja man findet insbesondere unter der dienenden Klasse, welche einen grossen Zuwachs vom Lande her erhält, recht oft gutgeformte Individuen und recht hübsche Gesichter, welche jedoch nicht selten durch schwere Arbeiten und den Aufenthalt in der freien Luft bei rauher Witterung, etwas wenig maskirt erscheinen. Das weibliche Geschlecht der arbeitenden Klasse zeigt grösstentheils, sowohl in seinem Körperbau als in seiner Thätigkeit, ein unerwartetes Maass körperlicher Kraft und Ausdauer in Verrichtung seiner Geschäfte eben so, wie im Ertragen unangenehmer Witterungseinflüsse.

Hier muss ich auch der Schminke, die manche unserer Frauen und Mädchen bei ihrer Toilette gebrauchen, erwähnen; weil diese auf ihre Gesundheit einen mächtigen Einfluss ausübt. Die Frauen und Mädchen aus dem Bürger- und Mittelstande schminken sich seltener, obwohl es auch hier nicht an Beispielen fehlt. Unter den griechischen, illyrischen und armenischen Frauen aber ist diese Mode fast allgemein. Am häufigsten findet man diese schädliche Sitte indess unter den höheren Ständen. Abgeliebte und gefallsüchtige Matronen; dann buhlerische, feile Dirnen gebrauchen die Gesichtsschminke am meisten, um ihre verlorenen, natürlichen Reize einigermassen künstlich zu ersetzen, und leichtsinnige, mit offenen Augen nichtsehende Männer an sich ziehen zu können. Solide, und ein ordentliches Leben führende Frauen und Mädchen haben die Schminke nicht nöthig. Jede Schminke ist auf doppelte Weise schädlich. Erstens dadurch, weil sie die Hautausdünstung hindert, Rothlauf, und mit der

Zeit eine eigene Krankheit der Haut erzeugt, ja auch selbe absterben macht, wodurch Furchen, Risse in der Haut, gelbes, erdfahles, oder auch kupfriges Aussehen des Gesichts entsteht. Zweitens, durch ihre schädlichen Ingredienzen, besonders die weisse Schminke, die meist Quecksilber und Blei enthält; sie verursacht Schwindel, Kopfschmerzen, Augenweh, Ohrenreissen, Zahnschmerzen, Krämpfe, übelriechenden Athem u. a. m. — Das sogenannte Reispulver, mit dem man sich gewöhnlich das Gesicht abreibt, und das man für unschädlich hält, ist ebenfalls zu verwerfen. Durch das Reiben werden Kongestionen gegen die Haut veranlasst, welche wegen Verstopfung der Poren nicht gehörig ausdünsten kann. Die Folgen davon sind: Geschwulst, Rothlauf, u. a. Uebel. Die Haut schält sich beständig, und man sieht oft ganze Stücke derselben von einem solchen Gesichte sich lösen, was doch wohl Niemand für schön halten wird. Würden unsere Schönen in irgend einem Buche lesen, wie und auf welche Weise die amerikanischen Völkerschaften mit bunten Farben sich bemahlen; sie würden sich des Lachens kaum erwehren können. Nun frage ich aber, ob die Shminke unserer Schönen etwas Besseres sei, als die bunten Farben jener wilden Völker?

Physische und moralische Erziehung der Kinder.

Die Erziehung der Kinder ist der grössten Aufmerksamkeit würdig, da sie den Zweck hat, moralisch und physisch gesunde Bevölkerung hervorzubringen. Im Allgemeinen ist bereits viel über diesen Gegenstand geschrieben worden, wie die Kinder aber bei uns erzogen werden, wurde noch bis jetzt nirgends berichtet. Es wird also keine überflüssige Arbeit sein, über diesen wichtigen Gegenstand dasjenige mitzutheilen, was ich während einer Reihe von Jahren hier darüber beobachtete.

In Erwägung des Umstandes, dass zahllose, von gesunden Aeltern erzeugte, gesund geborne Kinder bereits in den ersten Jahren wieder dem Tode als schuldlose Opfer fallen, dass andere, welchen diese günstigen Verhältnisse der Erzeugung und Geburt nicht zu Theil geworden, nichts destoweniger bei einer zweckmässigen Pflege gedeihen, und sich eines ungetrübten Daseins zu erfreuen haben; müssen wir in der verkehrten physischen Erziehung, zumal während der frühesten Kindheit, den Hauptgrund der unnatürlichen Sterblichkeit, die uns der dritte Abschnitt gezeigt hat, suchen. Wer mit den zahllosen Fehlern der ersten Kinderpflege vertraut ist, und einen mehr als flüchtigen Blick in das Familienleben der verschiedenen Stände geworfen hat, wird hierin sicher dem Verfasser beistimmen. Fast unübersehbar sind die, in der physischen Erziehung begangenen, das Leben der Neugeborenen bald mehr bald weniger bedrohenden Verstösse wider die Natur.

Nicht nur durch Vernachlässigung und Unterlassungsfehler, sondern auch durch übertriebene, aber verkehrte Sorgfalt der Aeltern und Angehörigen, wird eine Unzahl kleiner Kinder dahingeopfert. Tausend Gefahren umringen den neuen Weltbürger, und kein Thier wird mit solcher Gefahr für seine Fortdauer geboren, als der Mensch, welcher bestimmt ist, Herr der Schöpfung zu werden! Nirgends herrscht so viel Unkunde, Vorurtheil und Aberglaube (die höheren Stände nicht ausgenommen), als in den Kinderstuben. Unwissende Hebammen, geschwätziges Basen und Muhmen und alte Kindswelber wissen ihren wohlgemeinten Rath stets geltend zu machen, während die Stimme eines erfahrenen Arztes sehr wenig oder gar nicht berücksichtigt wird.

Die physische Erziehung der Kinder ist bei uns, man möge sie nun betrachten von welcher Seite man will, höchst mangelhaft und unvollkommen. Kaum hat das neugeborne Kind das Licht erblickt, als es auch schon

von Hebammen, Aeltern, ja zuweilen auch von Aerzten mit Purgiermitteln, meist aus Manna- und Rhabarbersäftchen bestehend, in der Absicht bestürmt wird, um das Kinderpech zu entfernen. Diess ist aber bei Kindern, welche die Mutterbrust bekommen sollen, nie; und bei denen, welche durch eine Amme oder künstlich ernährt werden sollen, nur selten nöthig. Im ersten Falle treibt die erste Muttermilch sicher, in den zwei letzteren aber gewöhnlich die zunehmende Thätigkeit des Darmkanals das Kinderpech weg. Nur wo dieses nicht geschieht, ist die Anwendung der genannten Säftchen, in mässigen Gaben zu rechtfertigen. Jeder Arzt kennt den Missbrauch aller unserer Hebammen mit diesen Kindersäftchen, jeder kennt aber auch die Folgen davon. Auf die verstärkte Darmausleerung folgen Verstopfung und Kolikschmerzen, welche man von Neuem durch solche Mittel, und durch Kamillenthee zu beschwichtigen sucht, im Grunde aber das Uebel steigert. Man schwächt dadurch die Verdauung, hindert die Ernährung und legt den Grund zu Verdauungsfehlern.

Auch mit Wickeln (bei uns gemeinlich Faschen) der Kinder wird hier ein grosser Unfug getrieben. Auf den ersten Anblick glaubt man es nicht, dass aus dem Wickeln und Faschen so viele Nachtheile entspringen könnten, als wirklich der Fall ist. Sowohl noch im Mutterleibe, als auch lange nach der Geburt, pflegt das Kind, sich selbst überlassen eine gekrümmte Lage anzunehmen, und fühlt sich nur in dieser behaglich; weil die Beugemuskeln ein entschiedenes Uebergewicht über die Streckmuskeln besitzen. Wenn man also neugeborne Kinder gewaltsam streckt und durch Binden in dieser Lage zu erhalten sucht, so wird den armen Geschöpfen der grösste Zwang angethan. Die, beim starken Einwickeln unmittelbar vom Druck getroffenen Theile, als Brust, Bauchorgane, u. a., werden in ihrer naturgemässen Bewegung gehindert, die Säfte gerathen in Stocken, und müssen

sich in anderen um so stärker anhäufen. Die hieraus entspringenden, krankhaften Zufälle sind mannigfaltig, und entstehen entweder gleich, oder nur allmählig. Die Kinder brechen in ein klägliches Geschrei aus, dass ihnen oft der Athem ausbleibt, wodurch Blutkongestionen gegen edle Theile und Leistenbrüche entstehen. Der Druck auf den Bauch wirkt besonders auf die in diesem Alter grosse Leber und die übrigen Baueingeweide, wodurch verschiedene Digestionsfehler entstehen. Das starke Einwickeln der Hände und Füsse hindert die Entwicklung dieser Theile, und veranlasst Verkrümmungen derselben.

Die schädliche Gewohnheit des Wiegens und Schaukelns, um das Kind zu beruhigen und zum Schweigen zu bringen, findet zwar in den vornehmeren Klassen keine Aufnahme mehr, desto häufiger aber bei den unteren.

Die meisten Mängel jedoch herrschen in der Ernährung der Kinder, welche auf dreifache Art geschieht, nämlich: durch die Mutterbrust, durch Ammen, und durch künstliche Auffütterung.

Dass die Mutterbrust (einige wenige Fälle ausgenommen) die angemessenste Nahrungsquelle für das Kind sei, ist ausser allem Zweifel. Der mütterliche Körper, welcher während der Schwangerschaft den Nahrungstoff lieferte, steht auch nach der Entbindung in der nächsten Beziehung zu dem Kinde, und gewährt diesem die zuträglichste, seiner Natur verwandteste Nahrung. Jedes weibliche Säugethier säugt seine Jungen, und diese geniessen so lange keine andere Nahrung, als bis sie dazu geeignet sind. Das Thier leitet hierin richtig sein Instinkt, den ihm die Natur zu seiner Erhaltung verlieh. Anstatt dessen gab sie dem Menschen Verstand und Willen, die ihn aber, nur zu oft, auf Irrwege führen. Die Mutter des Menschen kann nicht immer die Pflicht des Stillens erfüllen, oder sie kann es und will nicht, oder sie thut es, aber nur halb. Mit wahrer Betrübniß bemerken wir, dass die Tugend des Selbststillens unter den höhern und mitt-

leren Ständen immer mehr und mehr in Verfall geräth. Es ist unverzeihlich, wenn herzlose Mütter, ohne einen auch nur gewissermaassen zu entschuldigenden Beweggrund, ihre heiligste Pflicht so gleichgültig verletzen, und das physische Glück ihrer Kinder so grausam auf das Spiel setzen. Nur eine wahre Krankheit, oder eine ausgesprochene Krankheitsanlage kann sie hievon freisprechen. Diess ist aber selten der Fall; Mode und Eitelkeit sind meistens Schuld daran. Solche unnatürliche Mütter stecken sich schon frühzeitig hinter ihren Arzt mit allerlei Schein-Gründen, und so ein Ja-Doctor ist gefällig genug, den Herrn Gemahl zu überreden, dass es eine dringende Nothwendigkeit sei, die gnädige Frau von dem Selbststillen zu dispensiren. Derlei gewissenlose Aerzte verletzen schwer ihre heilige Pflicht. Leider muss man Frauen aus dem höheren Stände, welche einen grossen Theil ihres Lebens der Etiquette gewissermaassen widmen müssen, entschuldigen. Diese glauben für ihre Kinder genug gethan zu haben, wenn sie dieselben zur Welt brachten; sie würden ihre Pflicht ohnehin nur halb erfüllen können, und in diesem Falle ist nichtsgethan weit besser, als halbgethan; da solche Frauen überdiess reich sind, so können sie eine gute Amme, und alles Nöthige leicht beischaffen und so das Selbststillen einigermaassen ersetzen. Wenn aber Frauen aus den geringeren Ständen, welche gesund sind, wenig oder nichts zu thun haben, und nebst dem auch nicht gerade im Ueberflusse leben, aus blosser Eitelkeit und Mode, um nur ihrem Genius fröhnen zu können, sich dieser heiligen Mutterpflicht entziehen; so ist dies wahrhaft empörend.

Indessen gibt es viele gesundgeborne, an der Brust ernährte Kinder, die siech und elend werden, fortwährend kränkeln, und in der Ernährung zurückbleiben. Der Grund davon liegt entweder in der fehlerhaften Beschaffenheit der Muttermilch, oder in der Art des Stillens selbst. — Die häufigste Ursache der Sterblichkeit der Kin-

der liegt aber unstreitig in der Verfütterung derselben. Es herrscht bei uns allgemein die üble und nachtheilige Sitte, die Kinder schon in den ersten Lebenstagen, bald aus verkehrter Sorgfalt, bald aus Bequemlichkeit, mit grober, unpassender Nahrung, meist Mehlbrei (Kinds-koch) zu füttern und selbe dadurch methodisch zu Grunde zu richten. Man bedenke nur die Zartheit und Schwäche der Verdauungsorgane des neugeborenen Kindes, und das Verkehrte und Widernatürliche dieses Verfahrens muss sogleich in die Sinne fallen. Hautausschläge, Skropheln, Diarrhoeen und Abzehrung sind die Folgen davon. Die Erfahrung lehrt, dass diejenigen Kinder am besten gedeihen, welche bis zum Erscheinen der ersten Zähne bloss die Muttermilch oder etwas Analoges zur Nahrung erhalten. Man muss überhaupt in der Ernährung der kleinen Kinder stets stufenweise von flüssiger zu festerer Nahrung übergehen. — Auch die übrige Kinderpflege ist bei uns sehr mangelhaft; der Raum dieses Buches erlaubt es jedoch nicht, selbe weiter zu verfolgen.

Sobald die Kinder gehen können, pflegt man sie auf verschiedene, zuweilen recht bizarre Weise zu kleiden, und die Aeltern überbieten sich in dem Aufputzen ihrer Kinder, die mir, wie die Almanache und Taschenbücher vorkommen, denen man gewöhnlich einen eleganten Einband gibt, um zum Theil ihre innere Werthlosigkeit zu masquieren. Selbst der Handwerker trachtet schon nach dem Muster der Vornehmen sein Kind zu kleiden. — Der gemeine Mann kleidet es, so gut er kann.

Für physische Erziehung der Kinder ist bei uns noch wenig gesorgt, und es ist in der That auffallend, dass bei der bedeutenden intellectuellen Bildung die physische so sehr vernachlässigt, dadurch aber der Grund zur Weichlichkeit und Schwäche gelegt wird. Die Energie der Muskelkraft wird bei vielen Kindern durch die verkehrte physische Erziehung so geschwächt, dass eine nur mittelmässige Anstrengung sie schon erschöpft. Diess ist

gewöhnlich bei fleissigeren Studenten, ganz vorzüglich und der Regel nach aber, bei Mädchen aus den höheren Ständen der Fall. Ueberhaupt fehlt es an einer Belehrung für die Jugend, wie sie ihre Gesundheit bewahren könne, desto mehr, da nur der kleinste Theil den Studien obliegt, wo doch noch einige Sorgfalt stattfindet; die übrigen aber hierin ganz dem Zufalle preisgegeben sind.

Es gibt für die physische Erziehung der Jugend mehrere vortreffliche Mittel, als: Gymnastik, kalte Bäder, Schwimmen, Tanzen u. a. m. Die Nützlichkeit derselben ist unbezweifelt; sie kräftigen den Körper des Menschen, und verschaffen ihm solche Gewandtheit, dass dadurch seine Existenz wahrhaft verdoppelt wird. Die Muskeln werden dabei härter und kräftiger, und die Knochen stärker. Selbst alte Leute, wenn sie gleich nicht dieselben Vortheile erlangen können, wie Kinder und junge Leute, sind doch noch immer im Stande, sich durch mässige gymnastische Uebungen sehr bedeutend zu kräftigen. Nur müssen sie einige Ausdauer besitzen, und nur allmählig von leichteren zu stärkeren Uebungen übergehen; denn je älter man ist, desto schmerzlicher und ermüdender ist der Anfang. Man fühlt sich die erste Zeit davon wie gerädert, alle Glieder schmerzen, als wäre man mit allgemeinem Rheumatismus behaftet, nach und nach verschwinden aber diese Zufälle, und bei fortgesetzten angemessenen Uebungen kehren sie niemahls wieder zurück.

Seit ein Paar Jahren besitzen wir Gott Lob! sowohl gymnastische- als auch Schwimmanstalten, aber nur in Pesth, und nicht in Ofen.

Die Knaben haben auch einige Spiele, bei welchen sie tüchtige Bewegungen machen, besonders wenn sie, wie es sehr häufig geschieht, in Zank und Streit gerathen, und dabei ihre Kräfte gegen einander messen. Sobald irgend ein Künstler, Seiltänzer, Schnellläufer, Ringer etc.

sich öffentlich produzirt; sieht man überall Knaben, selbe, so gut es geht, nachahmen.

Allein die armen Mädchen machen fast gar keine Bewegung, bis die Zeit kömmt, wo sie tanzen lernen, was zwar bald geschieht, aber auf eine Weise, die ich als Arzt nimmermehr gut heissen kann. Anstatt, dass man bei solchen Kindern, die noch Biegsamkeit genug haben, um alles aus ihnen zu machen, denen es aber noch an jener Festigkeit und Kraft fehlt, die zu den gewöhnlichen Tänzen erforderlich sind, vorzüglich darauf sehen sollte, ihnen eine gute Haltung ihres Körpers und einen sichern Gang beizubringen, freut man sich darüber, wenn sie in einigen Monaten alle modischen Tänze erlernt haben. Dieser Tanzunterricht geschieht überdiess gewöhnlich im Herbste, auch wohl im Sommer, damit sie nur gegen den Winter hin schon etwas erlernt haben. Selten wird aber darauf gehörig gesehen, dass schädliche Erhitzungen und Erkältungen dabei vermieden werden.

Kultur der Einwohner der beiden Städte.

Die Aufklärung in den zwei Städten im Allgemeinen ist bedeutend zu nennen, und schreitet stark vorwärts; nur hat sie hie und da nach mehreren Seiten hin eine Richtung genommen, die in moralischer Hinsicht keine sehr tröstliche Aussicht gewährt. Der herrliche Natursinn, besonders der Reichen und Vornehmen, wird in vielen Fällen durch die Erziehung verkünstelt. Die Heranbildung zum Schönen im Herder'schen Sinne ist nicht einmal in der Idee noch da. Herz und Verstand müssen gleich gebildet werden; so nur werden Lehranstalten und Lehrer ihren wahren Zweck erreichen.

Im Allgemeinen ist die Bevölkerung verständig, selbst dem gemeinen Manne fehlt es an natürlichem Verstande nicht. Auch der Gemeinste spricht hier wenigstens zwei

Sprachen; die höheren Stände aber noch mehrere, was natürlich das Zusammenwohnen so vieler Nationen in den beiden Städten mit sich bringt.

An Lehr- und Bildungsanstalten fehlt es uns nicht. Selbst die letzte Klasse der Einwohner schickt ihre Kinder in die Schulen, damit sie wenigstens lesen, oder auch schreiben und rechnen lernen. Die Handwerker können fast alle lesen und nach ihrer Art auch schreiben und rechnen; die Vornehmeren unter ihnen lesen auch Zeitungsblätter. Der Kaufmann hat schon mehr Bildung und feineres Benehmen. Der hohe Adel besitzt unter allen Klassen die grösste Bildung in dem, was man Hofsitte, Hofetiquette nennt. Aber die höchste geistige Bildung besitzt der Mittelstand. Mit Wissenschaften und Künsten geben sich meistentheils bloss Gelehrte und Künstler von Profession ab.

Im Allgemeinen fängt man bei uns zu früh an, die Geisteskräfte der Kinder zu kultiviren. Nicht selten wird der regelmässigen, geistigen und körperlichen Entwicklung durch zu frühes Lernen und durch überhäuften Unterricht, oft über ganz unpassende Gegenstände, entgegengearbeitet, die Organe müssen in der Zeitfolge, wie sie die Natur zur physischen Reife bringt, ausgebildet werden: zuerst die Sinne und Muskeln; dann das Gedächtniss und zuletzt der Verstand. Die unreifen Organe werden durch zu frühe Anstrengung an ihrer Ausbildung beeinträchtigt und verkrüppelt. Viele Aeltern, besonders unter dem Mittelstande lieben es, sich in ihren Kindern selbst bewundert zu sehen, und lassen daher die kleinen Lieblinge auf eine alberne und lächerliche Weise, ohne auf das Talent Rücksicht zu nehmen, in mehreren Sprachen und Wissenschaften zugleich unterrichten und bevor sie noch buchstabiren können, ganze Stunden beim Klavierspiele zubringen! Der Geist wird auf Kosten des Körpers frühzeitig entwickelt. Solche Kinder passiren oft in den Augen des grossen Haufens eine Zeit lang für wirklich klug und vernünftig; aber in der

Folge leisten sie nie das, was sie sonst durch eine minder übereilte Erziehung hätten leisten können. Geist und Körper werden bei ihnen später gleich siech und kraftlos. Es ist überhaupt thöricht, Kindern, welche keine Genie's sind, eine vielseitige Bildung geben zu wollen; es kann dies in solchen Fällen meist nur oberflächlich geschehen.

Man kann der heutigen Bildung im Ganzen nicht das Wort sprechen. Das ganze Streben der Menschen, des Schulunterrichts und der Bildung überhaupt, ist nach dem materiell Nützlichen gerichtet. Die ganze Kraft der Jugend und des Geistes wird einzig und allein auf eine sogenannte Brotwissenschaft verwendet; alles Uebrige, was ausser deren Bereiche ist, lässt man seitwärts liegen. Aber die Verhältnisse und Bedürfnisse des äussern Lebens erfordern allgemeine Kenntnisse, die uns Zeit und Kraft entziehen, und so bleibt die gründliche und höhere Geistesbildung im Hintergrunde. Diess ist die Ursache warum wir so wenige Gelehrte (im strengsten Sinne des Wortes) besitzen. So lange die Studien nur desswegen betrieben werden, weil man sie nicht entbehren kann, wird sich die Masse nicht, sondern nur Einzelne in der wahren Kultur emporheben. Bei der klassischen Bildung der Griechen und Römer war es anders.

Die männliche Jugend der hohen Stände ist in wissenschaftlicher Hinsicht bei Weitem nicht so gebildet, als die des Mittelstandes. Sie macht ihre Studien meist zu Hause, seltener in öffentlichen Anstalten. Allein man ist in der Wahl der Lehrer oder der sogenannten Hofmeister, nicht streng genug. Es genügt, wenn dieselben nur die gewöhnlichen Gymnasialstudien in derbem Latein vorzutragen im Stande sind. Ob sie aber auch wirklich den Verstand und das Herz ihrer Zöglinge gehörig auszubilden verstehen, kömmt seltener in Betracht. Daher kömmt es aber auch, dass die meisten jungen Herren, der hofmeisterlichen Zucht einmal entwachsen, allen den wilden

Stürmen, die in ihren jugendlichen Busen hausen, freien Lauf geben, und sich zu Handlungen verleiten lassen, deren Werth oder Unwerth sie nie beurtheilen lernten. Und so werden eben die Leidenschaften, welche den Werth edler Jünglinge so sehr erhöhen, nicht selten die Hauptquelle ihres Verderbens.

Ausser den gewöhnlichen Studien lernen diese jungen Herren allgemein die französische Sprache und seit Kurzem auch die ungarische; dann das Klavierspiel, Tanzen, Fechten und Reiten. Und obwohl die ganze Bildung mancher Jünglinge von vornehmer Geburt sich bloss auf Reiten, Fechten, Tanzen und Courmachen beschränkt, so gibt es doch Mehrere unter ihnen, die durch gründliche Kenntnisse sowohl, als durch ihr sittliches Betragen dem Staate und ihren Familien zur wahren Zierde gereichen.

Die jungen Leute aus den geringeren Ständen werden nicht so früh, und auch nicht so übermässig mit Studien angestrengt. Man findet unter diesen zwar viele Rohe und Ungezogene, weil es ihnen an Gelegenheit sich zu bilden mangelt; aber ihre Körper-Constitution ist viel stärker und dauerhafter, wodurch sie in der Folge um so andauernder in ihrem Fleisse beharren, und bedeutende Fortschritte machen. Späterhin machen sie sich wohl auch die Sitten der feinen Welt eigen. Wo nicht Talent, bringt sie die Noth zum Denken und Nachdenken, dadurch aber lernen sie, meistentheils aus eigener Erfahrung, das Gute vom Bösen unterscheiden, und das Nützliche dem Angenehmen vorziehen. Während also die Ersteren auf halbem Wege stehen bleiben; erreichen die Letzteren ein kaum geahnetes Ziel, und in jeder Lage des Lebens, in welche das Schicksal sie versetzt, treten sie als Männer auf. Wahre Gelehrte gehen daher auch bei uns; wie überall, mehr aus dem Bürger- und Mittelstande, als aus dem höheren Adel hervor.

Die Geistesbildung des weiblichen Geschlechts ist im Allgemeinen eher oberflächlich als gründlich zu nennen,

und seine Gespräche beziehen sich grösstentheils auf Putz, Mode, Theater, Kartenspiel und auf verschiedene Tagesereignisse. Doch gibt es auch einige würdige Ausnahmen, die den Stolz und die Ehre ihres Geschlechts ausmachen, und die durch ihre vorzüglichen Talente und Kenntnisse, durch den sittlichsten Lebenswandel und die strengste Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten, sich unsere höchste Achtung erwerben. Unter den höheren Ständen sind die Frauen sehr häufig gebildeter, als die Männer.

S c h u l e n .

Ueber die Einrichtung unserer Lehranstalten gäbe es sehr viel zu sagen; doch muss ich es aus gewissen Gründen unterlassen. Uebrigens würde es der Mühe werth sein, bei unseren Schulen darauf bedacht zu nehmen, ob ihr Raum für die Menge der Kinder gross genug sei? ob in selben die gehörige Reinlichkeit herrsche und für Erneuerung der Luft hinlänglich gesorgt werde? ob die Lage der Gebäude, in welchen die Schulen sich befinden, auf die Gesundheit der Studirenden nicht nachtheilig einwirke? u. a. m.

Elementar- und Trivialschulen haben wir in hinreichender Anzahl, jede Vorstadt besitzt 1 — 2 derselben. Ausser diesen besitzen die evangelischen, reformirten, illyrischen, wallachischen und jüdischen Gemeinden noch ihre eigenen Elementar- und Trivialschulen. Auch gibt es in beiden Städten Musik- und Zeichenschulen. Ofen hat ein Gymnasium mit 500 Zöglingen. Pesth hat deren zwei; ein evangelisch-lutherisches mit 500, und ein katholisches mit 900 Zöglingen, in letzterem wird jedoch auf Verschiedenheit der Religion der Zöglinge keine besondere Rücksicht genommen. In Pesth befindet sich auch die Landesuniversität, welche nahe an 1,700 Zöglingen zählt, wovon im Jahre 1834 83 Theologen (vierjähriger Kurs),

224 Juristen (dreijähriger Kurs), 406 Mediziner (fünfjähriger Kurs), 390 Chirurgen (zweijähriger Kurs), 68 Pharmaceuten (einjähriger Kurs), 56 Hebammen (halbjähriger Kurs), 47 Thierärzte (einjähriger Kurs), 365 Philosophen (zweijähriger Kurs), 27 Ingenieurs (Kurs unbestimmt) waren.

Die Zahl der Studirenden, besonders im Pesther katholischen Gymnasium und in der philosophischen Fakultät ist zu gross. Der Lehrer kann so viele weder gehörig beaufsichtigen, noch gehörig unterrichten. Eine zu grosse Anzahl der Jugend in einer Schule ist überhaupt, in moralischer wie physischer Hinsicht, nachtheilig.

Man sollte auch Bürgerschulen errichten, welche die Mitte zwischen den Normal- und den Gymnasialschulen auszufüllen bestimmt wären, und eine Art polytechnischer Schulen im Kleinen sein sollten, wo der zukünftige Künstler, Handwerker, Kaufmann und Alle, welche die lateinischen Schulen entbehren können, alldasjenige erlernten, was zu ihrem künftigen Berufe nöthig ist; Erwerbfeiss und Erfindungsgeist könnte so am besten geweckt werden. — Wir besitzen zwar schon in beiden Städten eine Art Bürgerschulen, nämlich, die dritte Normal- schule; aber es wäre derselben eine grössere Ausdehnung zu wünschen.

Die Lehr- und Erziehungsanstalten für Mädchen sind unvollkommener, als jene für Knaben. Das Weib hat zwar in allen Ständen eine und dieselbe Bestimmung: gute Gattinn, gute Mutter und gute Hausfrau zu werden; die Erziehungsmethode und die Lehrgegenstände müssen jedoch nach dem höheren oder niederen Wirkungskreise, in welchem sich die Zöglinge künftig bewegen sollen, eingerichtet werden. Die Frauen aus den höheren Ständen brauchen mehr Kenntniss und Schule, als ihre Mitschwestern nach abwärts. Ihr Leben ist sehr selten häuslich; es ist mehr ein bewegtes Weltleben, wo Geschäfte und Zerstreungen grössern Aufwand und Erfin-

dungsgeist, grössere Anmuth und Zierlichkeit im Genusse des Lebens erfordern; daher soll man sie auch gründlicher unterrichten und sorgfältiger erziehen, als andere.

Die Mädchen aus den höheren Ständen werden zu Hause durch Lehrer und Gouvernanten erzogen. Diess ist allerdings besser und zweckmässiger, als die Erziehung im Kloster oder in irgend einem andern Institute, weil man auf die erstgenannte Weise, der individuellen Natur des Kindes angemessen, Herz und Verstand gleich ausbilden kann, besonders, wenn man in der Wahl der Lehrer sorgfältig zu Werke geht. Die Erziehung der weiblichen Jugend fordert bei Weitem mehr Sorgfalt, als die der männlichen, weil letztere mit der Zeit sich selbst in der Welt auszubilden im Stande ist, das Mädchen aber die ihr ursprünglich eingeprägte Form zu behalten pflegt. Man glaubt nicht, wie viel von einer einzigen Lehrstunde oft abhängt; daher sollte man in der Wahl der Lehrer gewissenhaft zu Werke gehen, und dazu nicht jeden Unberufenen anstellen.

Die Mädchen des niederen Adels, dann die der Honoratioren und der anderen wohlhabenden Einwohner werden, entweder im Kloster, oder in irgend einer Privatanstalt erzogen. In diesen Mädchenerziehungsanstalten werden, wie in allen derartigen Instituten, alle Zöglinge auf gleiche Weise gebildet. Aber Massenerziehung taugt nicht viel. Was besonders begabt ist, das muss auch besonders gebildet werden. Ein grosses Hinderniss der wahren Bildung in diesen Instituten ist, unter anderen auch das, dass die Mädchen nach Gefallen sich kleiden dürfen, was Gefallsucht, Eitelkeit, Putz- und Eifersucht erzeugt und befördert. Alle Zöglinge, ohne Ausnahme, sollten in einer solchen Anstalt gleiche Kleidung erhalten; und Religiosität zur Grundlage aller weiblichen Erziehung dienen. Aber nicht im Hersagen des Katechismus sollte diese bestehen, sondern im mündlichen Vortrage, der geeignet wäre, auf Herz und Verstand zu

wirken, damit die Bestimmung des Weibes, so viel als möglich erreicht werde. Klatscherei and andere dem weiblichen Geschlechte besonders eigene, Untugenden aber müssten aus jeder solchen Anstalt verbannt sein.

Minderwohlhabende Bürgermädchen werden grösstentheils entweder in's Kloster oder in irgend eine öffentliche Mädchenschule geschickt, wo sie Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismus lernen, später aber auch zu den sogenannten Nähterinnen, um die weiblichen Handarbeiten zu erlernen. — Die Mädchen aus den unteren Klassen gehen meist mit den Knaben in dieselben Schulen, und erhalten auch mit ihnen gleichen Unterricht, der in Lese-, Schreib- und Religions-Unterricht besteht.

Religion und Religionsgebräuche.

Wie in den meisten grossen Städten, so auch hier, wo so verschiedene Menschen beisammen wohnen, trifft man neben der erhabensten Tugend auch auf das grösste Laster. Es gibt Beispiele, wo ein Mensch des andern Leben mit eigener Gefahr rettet; hingegen kommen aber auch Selbstmorde und an andern verübte Ermordungen, jedoch zu unserem Glücke nur selten, vor. Kindermord ereignet sich gar äusserst selten. Aberglaube und Unglaube ist hier, wie anderswo, anzutreffen; doch ist Religion bei uns keine Heuchelei, keine Frömmerei. Die Sonn- und Feiertage, so, wie auch der Anstand bei Processionen und Leichenbegängnissen werden geziemend beobachtet. Man sieht Jung und Alt aller Stände und aller Religionen zu gewissen Stunden in die Gotteshäuser eilen. Allerdings wäre der Jugend mehr herzerhebende Andacht zu wünschen, als es gewöhnlich der Fall ist. Das weibliche Geschlecht gibt uns in der Religiosität ein würdiges Beispiel. Ungeachtet der hier herrschenden Religionsverschiedenheit ist unter den Einwohnern keine Intoleranz zu

bemerken. In einer und derselben Kirche sieht man oft Menschen von verschiedenen Religionen, friedlich beisammen, entweder um der Predigt irgend eines würdigen Kanzelredners, oder um einer Kirchenmusik beizuwohnen. Gemischte Ehen aus verschiedenen Religionsparteien findet man, besonders im Mittelstande, häufig.

Unter den Religionsgebräuchen, welche auf das Wohlbeyn der Einwohner den meisten Einfluss haben, sind: das Versehen der Kranken und Sterbenden mit den Sterbsakramenten, das Fasten und die Kirchentaufe im Winter, die vorzüglichsten.

Bei uns besteht die Sitte, den Kranken nur wenn er schon in Lebensgefahr ist, versehen zu lassen. Daher kömmt es, dass viele Kranke erschrecken, wenn sie nur vom Herbeirufen eines Geistlichen sprechen hören, und dass auch der gebildete Kranke nicht stark genug ist, den Eintritt des Geistlichen ohne Erschütterung zu ertragen. Mancher wird in gleiche Lage versetzt, mit einem Delinquenten, dem das Todesurtheil verkündigt wird. Und ich sah schon mehrmals, wo geschäftige Verwandte den Kranken unvorbereitet versehen liessen, heftige Delirien ausbrechen, und den Tod dadurch beschleunigen. Bei dieser Einrichtung muss man es dem Arzte, der für die Verlängerung und Erhaltung des Lebens seines Patienten zu sorgen verpflichtet ist, nicht übel nehmen, wenn er mit dem Versehenlassen zuweilen zögert. Der Besuch eines Theilnehmenden und freundlichen Seelsorgers ist ohne Zweifel ein grosser Trost für den Kranken, nur müsste die Einrichtung getroffen werden, dass Jedermann, der bereits mehrere Tage krank liegt, sich versehen liesse; dann würde das Erscheinen des Geistlichen keinen Nachtheil bringen, weil man es für eine Sitte hielt; und der Kranke würde dadurch nicht erschüttert werden, da er sich selbst noch nicht bedenklich krank fühlt. Auf diese Weise würde sowohl der Wille der Kirche er-

füllt, als auch den Anforderungen, die an den Arzt gemacht werden, Genüge geleistet.

Das **Fasten** ist einer jener Religionsgebräuche, welcher bei den unteren Klassen nicht selten zu Krankheiten Anlass gibt. Fasten, als Enthaltbarkeit vom Essen zu gewissen Zeiten, ist der Gesundheit sehr förderlich. Aber Fasten, wie es bei uns gebräuchlich ist, wo man sich nur von Fleischspeisen enthält, und der Wohlhabende alle möglichen Leckerbissen von Fastenspeisen auftreiben und sich wohl schmecken lässt; der Arme aber mit groben und schwerverdaulichen Speisen, vorlieb nehmen muss, ist der Gesundheit nur nachtheilig. Niemals haben die Aerzte so viele Indigestionen zu behandeln, als in der Fastenzeit, was sehr natürlich ist. Der Magen das ganze Jahr hindurch an die Fleischspeisen gewöhnt, muss jetzt auf einmal bloss mit Fastenspeisen erfüllt werden. Soll ihn dieser plötzliche Wechsel nicht unangenehm afficiren?

Das **Taufen** der Neugeborenen in der Kirche zur Winterzeit und das Begiessen derselben mit kaltem Wasser hat schon unzähligen Kindern den Tod gegeben. Man denke nur die Zartheit des kindlichen Organismus, welcher aus der gewöhnten, gleichförmigen Wärme des Mutterleibs sogleich einem rauhem Wetter, oder sogar einem unbarmherzigen Begiessen mit kaltem Wasser preisgegeben wird; so wird man an dem daraus entspringenden Nachtheil keinen Augenblick zweifeln. Aus dieser Ursache sahen sich mehrere Staatsregierungen veranlasst, die österreichische insbesondere, eigene Gesetze hierüber zu erlassen, und seitdem können die Taufen zur Winterzeit auch in den Wohnungen vollzogen werden. Bei uns will sich, besonders der orthodoxe Theil der Geistlichkeit, noch nicht recht dazu verstehen, bis die Regierung sie nicht dazu ermächtigt haben wird. Wenn man hiebei vielleicht auf die Abhärtung denkt, so ist es Unsinn.

Speisen und Getränke der hiesigen Einwohner.

Wie das Klima, so stehen die Nahrungsmittel in einem gewissen, wechselseitigen Verhältnisse zum Charakter und den Sitten der Einwohner. Selbst bei den Thieren ist der Einfluss der Nahrungsmittel auf dieselben entschieden. Welche Verschiedenheit des Charakters herrscht nicht zwischen den fleisch- und pflanzenfressenden Thieren! Daher pflegen auch die Menschen, wenn die Wahl der Nahrungsmittel in ihrer Macht steht, dieselbe nach dem Grade ihrer Bildung zu treffen. Auf die Gesundheit der Einwohner haben die Nahrungsmittel, und die Art selbe zu geniessen, den grössten Einfluss. Wüssten wir immer aus was unsere Nahrungsmittel bestehen, und wie sie beschaffen sind; so würden wir die Ursachen mancher Krankheiten, die uns sonst unbekannt bleiben, erfahren. Die jetzige, zu raffinirte Kochkunst weiss zu unserem Unglücke die Speisen so zu verkünsteln, dass sie oft eine unglaubliche Menge von schädlichen und unschädlichen Esswaaren nöthig hat, um nur eine kleine Portion nicht selten einer schädlichen, aber doch unsern Gaumen kitzelnden Speise hervorzubringen. Die Herren Köche kümmern sich um unsere Gesundheit wenig; wenn sie nur dem lüsternen Auge und den verwöhnten Gaumen Genüge leisten.

Wir sind im Allgemeinen grosse Freunde wohlbesetzter Tafeln. Vorzüglich unter den höheren Ständen gibt es beständig Schmausereien, wobei meistens alles, was die spitzfindige, französische Kochkunst ersann, vorzukommen pflegt. Mannigfaltigkeit der Gerichte, ihr verführerischer Anblick und aromatischer Geruch; dann das gesellige Leben, laden zur Unmässigkeit ein. 10 — 12 Gerichte und auch darüber kommen gewöhnlich bei dergleichen Tafeln vor, und 4 — 6 verschiedene Sorten inn-

und ausländischer Weine würzen das Mahl; wobei nicht selten der Kopf benebelt und der Magen verdorben wird. Nach solchen Schmausereien ist man gewöhnlich zu ernstesten Geschäften unfähig. Man sucht alsdann, besonders zur Winterzeit, im Theater, im Kartenspiel, oder in einer Gesellschaft seine Erholung.

Die Zeit und Ordnung des Essens ist bei uns verschieden. Einige essen des Tags drei Mal: zum Frühstück, zu Mittag und Abends; andere auch vier Mal, nämlich auch ein Vesperbrot, hier gemeinhin Jause genannt. Die unteren Stände thun es hier den Vornehmen zuvor. Die ersteren frühstücken des Morgens mässig, essen sich des Mittags satt, und begnügen sich des Abends mit dem, was sie haben. Nicht so die Vornehmen. Gewohnheit und Mode wollen es hier anders. Des Morgens steht man spät auf; man frühstückt mehrentheils um 9 oder 10 Uhr auch ohne Appetit aus blosser Gewohnheit; zu Mittag isst man erst nach drei Uhr und Abends erst nach 10; und eilt dann sogleich zu Bette. Als Frühstück nimmt man gewöhnlich Kaffee, selbst bei den Handwerkern, seltener Chocolate und am seltensten wird der russische Thee in Gebrauch gezogen. Der gemeine Mann isst ein Stück Brot und trinkt ein Glas Wein oder Branntwein dazu. Zu Mittage pflegen Herrschaften, wenn sie keine Gäste haben, gewöhnlich 6 — 8 Gerichte zu haben; die mittleren Stände 4 — 5; die Handwerker drei, und der gemeine Mann zwei. Wein darf nicht einmal auf dem Tische des gemeinen Mannes fehlen. Die unteren Klassen, besonders die Ungarn, pflegen ihre Speisen sehr fett zuzubereiten, wobei einer, der es nicht gewöhnt ist, sich leicht eine Indigestion zuziehen kann. Die Weinbauer, hier Hauer genannt, pflegen zu Mittage, wenn sie in ihren Weingärten arbeiten, meist nur mit Brot und Wein vorlieb zu nehmen, und essen erst des Abends etwas Warmes. Dagegen pflegen sie sich an Sonn- und Feiertagen durch eine bessere Mahlzeit und das Besuchen der Schen-

ke zu entschädigen. Die Jause pflegen grösstentheils nur Frauen und Kinder einzunehmen, wozu meist der Kaffee dient. Zum Nachtmahle pflegt man sich im Allgemeinen mit ein Paar Speisen zu begnügen. Viele pflegen zum Nachtessen auch mit kalter Küche vorlieb zu nehmen, wobei man sich aber in Acht nehmen muss, dass man sich keine Unverdaulichkeit zuziehe; weil man zum Uebermaass des Genusses von kalten Speisen eher, als zu jenem von warmen verführt wird; auch enthalten bekanntlich die kalten Speisen in kleinerem Maasse eine grössere Menge von Nahrungsstoff als die warmen. Sie werden dann durch die Wärme des Magens ausgedehnt, und belästigen ihn. — Die höheren Stände pflegen das Nachtmahl erst um 10 oder 11 Uhr, nach dem Theater oder nach dem Spiele, zu sich zu nehmen, und gleich darauf mit vollem Magen zu Bette zu gehen. Unruhiger Schlaf, Störungen der Verdauung, Migrainen sind die Folgen davon. Ich bitte die jüngeren Herren Collegen, wenn sie zu irgend einem Patienten, der den vorigen Tag noch gesund war, schon in der Frühe gerufen werden, hierauf besonders zu reflectiren.

Die *Consumption* ist bei uns sehr beträchtlich, besonders an Fleisch, Brot, Gemüse und Kaffee, worunter die drei ersteren, nicht einmal auf dem Tische des gemeinen Mannes fehlen.

In den Pesther Gasthäusern neuerer Entstehung ist die Kost ziemlich gut; in früheren Zeiten war diess nicht der Fall; und in Ofen ist sie auch heute noch so, wie sie vor Zeiten war. Die Speisen in den Gasthäusern beider Städte stehen in Verhältniss zu den rohen Victualien in so hohem Preise, dass die Gastgeber, auch bei nur mittelmässigem Fleiss, bei einiger Umsicht und Höflichkeit recht viel gewinnen können.

Die schicklichste Gelegenheit ist hier etwas über die Küchengeschirre zu erwähnen. Am häufigsten bedient man sich bei uns der irdenen Töpferwaaren. Diese müssen

gut verglast sein; sonst kann es üble Folgen haben, wiewohl selbe nicht sogleich in die Augen fallen. In den herrschaftlichen Küchen bedient man sich allgemein des Kupfergeschirres, bei welchem man für gute Verzinnung und Erneuerung derselben bei Zeiten Sorge tragen muss, wenn man sich vor den nachtheiligen Folgen des Kupfers schützen will. Am sichersten geht man, wenn man sich der eisernen Geschirre, denen man jetzt auch Glasur gibt, zum Kochen bedient. In Betreff der Aufbewahrung der gekochten Speisen ist zu bemerken, dass man sie ja nicht in schlecht glasierten irdenen, oder schlecht verzinnnten, kupfernen Geschirren aufbewahre; sondern in Geschirren von Steingut, Glas und Porzellan, wer sie nämlich haben kann.

Wir wollen jetzt die am meisten gebräuchlichen Nahrungsmittel einzeln durchgehen.

Das Fleisch. Man sollte glauben, dass in Ungarn, wo so viel Hornvieh erzeugt wird, das beste Fleisch gegessen werde. Dem ist aber nicht so. Das beste Vieh wird gewöhnlich in's Ausland verkauft. Pesth und Ofen wenigstens können sich in Hinsicht der Güte des Rindfleisches mit Wien nicht messen. Zu der nicht immer guten Qualität des Rindfleisches gesellt sich auch noch der Umstand, dass das Gewicht sehr schlecht ist, worunter am meisten der Aermere leidet; denn der Reiche und Vornehme lässt gewöhnlich mehrere Pfunde holen, und bekommt ein hübscheres Stück, wobei man das Fehlende des Gewichts nicht so sehr vermisst. Aber wenn bei einem Pfunde schlechten Fleisches auch noch ein Viertel fehlt, so ist diess für den Armen sehr empfindlich. Um ähnlichem Uebelstande abzuhelfen haben die Graner und Pressburger Comitae, laut der vereinigten Ofner und Pesther Zeitung Nro 4 und 7 1838, festgesetzt, dass die Fleischer, um den Limitationspreis, gutes Fleisch aushacken müssen, und im Falle eines Betrugs an Gewicht, selbe, für den Abgang eines jeden Lothes, in eine Geld-

busse von 24 kr. C. M. verfallen sollen. Da nun dieser Betrug an Gewicht hauptsächlich dadurch veranlasst wurde, dass die Fleischer ihren Bankknechten keinen Lohn gaben, und diese daher um ihre Bedürfnisse zu befriedigen, die Käufer am Gewichte verkürzten; so hatte der wohlweise Magistrat der königl. Freistadt Gran, um den fortwährenden Klagen wegen Fleischbetrug abzuhelpen, den Fleischackern anbefohlen, in Zukunft ihren Bankknechten einen bestimmten Lohn zu zahlen. — Wir dürfen mit Zuversicht erwarten, dass auch das löbliche Pesther Comitath und die wohlweisen Magistrate der beiden Nachbarstädte Pesth und Ofen, nicht nur in Betreff des Fleisches, sondern auch in Betreff des Mehles und des Brots ähnliche Anordnungen, wie es in den obengenannten Comitathen der Fall ist, treffen, und selben nöthigenfalls Kraft verleihen werden. — Auch wäre es zu wünschen, dass das zu schlachtende Vieh in Betreff des Gesundheitszustandes von einem sachverständigen Commissair, wie es in Wien der Fall ist, inspiciert würde.

Das Transportiren des Fleisches aus dem Schlachthaus in die Fleischbänke geschieht auf eine Art, die Appetit zu erregen eben nicht geeignet ist. Es wird nämlich auf einen schmutzigen Wagen geladen, ohne auch nur ein reinliches Tuch unterzulegen, oder es zuzudecken, ja es will viel sagen, wenn der Wagen nicht zu jeder andern Bestimmung angewendet wird. Auch in den Fleischbänken selbst würde mehr Reinlichkeit keineswegs schaden.

Das Kalbfleisch ist mehrentheils gut, nur soll man Kälber, welche kaum einige Tage alt sind, nicht schlachten, sondern eine zeitlang trinken lassen, um gutes Fleisch zu bekommen, was unsere Landleute, die uns Kälber hereinliefern, nicht beobachten.

Das Hammel- und Lämmerfleisch ist gemeinlich gut, und wird nur von den gemeinen Leuten gegessen.

Das Schweinfleisch, welches hier in sehr grosser Quantität consummirt wird, ist ebenfalls gut. Man kauft es von den Fleischselchern, und es sollte ebenfalls, wie das Rindfleisch, einer Inspection unterworfen sein.

Ochsenzungen und Schinken werden eingebröckelt, und die letzteren geräuchert. Auch anderes Schweinfleisch wird geräuchert, und als Zuspeise mit Gemüse meist nur von den geringeren Klassen genossen. Auch werden verschiedene Wurst - Gattungen, besonders aber die mit Schwein - und Rindfleisch bereiteten, sehr häufig genossen. Aus den Füßen und andern Abfällen macht man Sulzen, welche aber nur der gemeine Mann genießt. Speck und Schweinschmalz werden allgemein zum Fettmachen der Speisen benutzt.

Eine ungeheure Quantität Geflügel aller Art, als: junge Hühner, Enten, Gänse, Indians, welche meist der Landmann zu Markte bringt (innerhalb der Städte wird wenig erzeugt), wird hier verbraucht und macht eine Lieblingspeise der hiesigen Einwohner aus. Seit Kurzem existirt in Pesth eine sogenannte Schoppanstalt, wo das Geflügel mittelst einer Maschine gefüttert und gemästet wird. — Tauben werden in den zwei Städten wenige gehalten, und vom Lande her werden auch wenige gebracht so, dass man sie nicht einmal immer für Kranke und Genesende haben kann.

Unter dem Wild, welches hier theils zum Verkauf, theils zum Geschenk an die höheren Beamten gebracht wird, sind: Hasen, Rehe, Hirsche, wilde Schweine, Fasanen, Rebhühner, Schnepfen, wilde Enten, und Krametsvögel am häufigsten. Die unteren Klassen geniessen von dem Allen nichts.

Fische werden hier in der Donau in Menge gefangen, und meist nur an Fasttagen gegessen. Ich glaube, dass man sie noch häufiger essen würde, wenn nicht eine mangelhafte Einrichtung dabei stattfände, die nämlich, dass die hiesigen Fischer keine bestimmte Taxe haben,

nach der sie ihre Waare verkaufen müssten, sie taxiren daher willkürlich, wobei sie sich freilich leicht bereichern können; die ärmeren Einwohner aber manchmal, besonders in den langen Fasten, in die grösste Verlegenheit gerathen. Die Donaufische sind durchaus wohlschmeckend, und das Beste dabei ist, dass man sie stets lebendig haben kann. Jedermann sollte sich in Acht nehmen todte Fische zu kaufen. Denn vielleicht kein Fleisch, welches der Fäulniss nahe, oder in dieselbe schon übergegangen, ist der Gesundheit so schädlich als dieses. Die Fische, welche die hiesigen Fischer verkaufen, sind: Störe, Hausen, Aalraupen, mehrere Arten von Barschen, Karpfen, Barben, Hechten, Schleichen, Karauschen, Schneiderfische, Rothaugen, Weissfische u. a. m. — Von Meerfischen, welche eingesalzen zu uns gebracht werden, sind hier am meisten nur Häringe und Sardellen im Gebrauche.

Brot. Das Brot, welches hier gegessen wird, kann man im Allgemeinen gut nennen. In den vornehmen Häusern, wird Weissbrot, Semmel genannt, gegessen. Der Preis des Mehls und des Brotes wird, wie der des Fleisches vom Komitate festgesetzt. Es ist nur zu wünschen, dass man auch die gehörige Qualität und das Quantum für den festgesetzten Preis wirklich erhielte, was aber selten der Fall ist. Nie hat man hier noch von Bestrafung eines Müllers, eines Bäckers, oder eines Fleischers gehört, und wie häufig würden sie doch diese verdienen! In den mittleren und unteren Ständen isst man meistens Hausbrot, welches aus Halbfrucht (halb Weizen und halb Roggen) und meist mit Zusatz von Kartoffeln, welche demselben eine dauerhaftere Weichheit verleihen, bereitet ist. Die unteren Klassen essen, meist Roggenbrot, ebenfalls mit Zusatz von Kartoffeln. Brot wird auch von Landleuten in beträchtlicher Menge auf die Wochenmärkte gebracht, und grösstentheils ist es gut zu nennen.

Die Mehlspeisen sind bei uns sehr im Gebrauche und beliebt. Sie werden bei den Vornehmen aus dem Mundmehle, bei den Geringeren aus Halbfrucht- und Roggenmehl bereitet.

Die Milch. Ein sehr ausgebreiteter und in allen Häusern beliebter Artikel ist die Milch, welche aber bei uns nicht von der besten Qualität zu haben ist. Wir beziehen sie von den hiesigen Eiwohnern, welche der niedrigsten Klasse angehören. Ganze solche Familien leben oft von dem Ertrage der Milch einer einzigen Kuh; und man begreift leicht, wie selbe zu vermehren gesucht wird. Ueberhaupt ist die Anzahl der Kühe in beiden Städten (Pesth hat 1,441, Ofen 865 Melkkühe) in Verhältniss zur Bevölkerung so gering, dass man sich wundern muss, wie dieser Artikel, bei der grossen Consumption desselben, doch fast für alle hinreichend sein kann, da noch insbesondere die Kühe nicht am besten gefüttert werden. Es lässt sich aber doch sehr leicht erklären; denn die Milch unterliegt hier keiner Inspection, keiner polizeilichen Aufsicht; und die Milchweiber erlauben sich daher eine gar zu industriöse Speculation dabei, nämlich: der Rahm, welcher zum Kaffee gebraucht wird, wird von der Milch abgesondert, die abgerahmte Milch mit Wasser vermehrt, mit Fett abgekocht, mit Stärkmehl vermischt, und mittelst des Sprudeln ihr der Faum gegeben. Die Milchweiber bringen sogar schon den fertigen Faum mit, den sie aus dem Milchram und Stärkemehl mittelst des Sprudeln erzeugen und auf die schlechte Milch legen, um ihr ein besseres Ansehen zu verschaffen. Ist eine solche künstliche Milch für die Gesundheit, besonders der kleinen Kinder, nicht nachtheilig? Kann man eine solche Milch zur künstlichen Auffütterung der neugeborenen Kinder in Gebrauch ziehen? — In Wien ist das Sprudeln der Milch unter Strafe verboten.

An grünen Gemüsorten setzt uns die geringe Industrie unserer Gärtner gegen andere grosse Städte sehr zu-

rück. Freilich ist der Boden in Pesth, und das Brunnenwasser, besonders in Ofen, der Kultur der grünen Waaren nicht besonders günstig; doch vermag Verstand und Fleiss auch die grössten Schwierigkeiten zu überwinden. Aber sie bauen nicht nur die gewöhnlichsten Gemüse nicht allemal in genügender Quantität, sondern beschränken sich mit ihrer Kultur auch zu sehr nur auf einen kurzen Zeitraum, und wählen überdiess nur die ordinärsten Sorten. Der Spinat und der Sauerampfer sind gewöhnlich das erste Grün, das wir zu unseren Mahlzeiten im Frühjahr bereiten; dann einige Salatarten, als: die eigentliche Laktuka, Kresse, Endiwie, Portulak, Körbel u. a. m., aus denen man gewöhnlich auch die Kräutersuppe bereitet. Radieschen (Monatrettig) werden vom April bis zum Juni sehr häufig kultivirt, und von allen Einwohnern gewöhnlich mit Butter gegessen. Petersilie, Sellerie, Porré, Zwiebeln, und Knoblauch werden meist nur als Zusätze zu anderen Speisen gebraucht. Der Spargel kömmt wohl schon im Frühjahre zeitlich vor, ist auch sehr beliebt, wird aber zu wenig, und nur für eine kurze Zeit kultivirt. Daher wird er seines hohen Preises wegen grösstentheils nur von Wohlhabenderen genossen. Grüne Erbsen und Bohnen hingegen, dann Kohl, gelbe, rothe, weisse und Mohrrüben werden von allen Klassen häufig gebraucht. Gemüse, welche von den unteren Klassen am häufigsten genossen werden, sind: Erdäpfel, Linsen, Bohnen, Sauerkohl, Sauerkraut und weisse Rüben.

Die Kartoffeln sind unter allen Küchengewächsen, bei allen Ständen und in allen Formen am meisten in Gebrauch und zwar mit vollem Rechte. Für die armen sind sie eine wahre Wohlthat. Man braucht nur etwas Salz und Fett, um sie recht schmackhaft und nahrhaft zu machen; und da sie wohlfeil sind, und man ihrer auch nicht sobald überdrüssig wird; so ist die Consumption dieses Artikels sehr gross. Ob der Genuss der Kartoffeln der Gesundheit schädlich sei, lässt sich dahin be-



antworten, dass der alleinige und häufige Genuss derselben, wie überhaupt eines jeden einzelnen Nahrungsmittels, nicht gut vertragen wird. Der menschliche Magen (den der neugeborenen Kinder ausgenommen) ist nicht für eine Gattung Nahrungsmittel, allein, sondern für verschiedene, geschaffen. Der zu häufige Genuss der Kartoffeln erzeugt Verstopfungen des Unterleibs, Durchfälle, Drüsenkrankheiten u. s. w., was besonders bei kleinen Kindern der Fall ist.

An Obst haben wir keinen Mangel. Aber die Weintrauben überbieten Alles, was Menge, Güte und Schönheit desselben anbelangt. — Was den Verkauf des Obstes betrifft, so sollten die Behörden mehr darauf sehen, dass man kein unreifes, wie es so häufig der Fall ist, verkaufen dürfte. Jedermann bemüht sich der erste zu sein, seine Waare auf den Markt zu bringen; weil er sie sodann theurer verkaufen kann. Für diesen interessirten Egoismus müssen dann aber leider meist unmündige Kinder mit ihrer Gesundheit büßen.

G e t r ä n k e .

Die Getränke, welche bei uns in Gebrauch gezogen werden, sind: Wasser, Wein, Bier, Branntwein, Kaffee u. a. Das Trinkwasser ist schon im ersten Abschnitte beschrieben worden. Es gibt bei uns wenige sogenannte Wassertrinker, die Frauenzimmer ausgenommen. Bei Tische wird von Männern fast allgemein, ja auch von vielen Frauen, Wein mit Wasser gemischt getrunken; die Mädchen machen hievon eine löbliche Ausnahme. Die wohlhabenderen Einwohner halten ihre Weine zu Hause. Der weisse Wein wird häufiger getrunken als der rothe, da der erstere sich besser wässern lässt, und auch gewöhnlich nicht so feurig ist, als der letztere. Dieser wird am häufigsten von gemeinen Leuten in den Wirthshäusern, deren es hier eine Unzahl gibt, getrunken. Die

weissen Weine werden in den Wirthshäusern stark geschwefelt, was für die Gesundheit keineswegs gleichgiltig ist; und dem rothen gibt man gern verschiedene Zusätze, um seine Farbe zu erhöhen.

Der Weinbau ist in Ofen sehr stark, ja fasst der ausschliessliche Industriezweig der Einwohner, wozu schon Ofens gebirgige Gegend einladet. Im Durchschnitte werden in Ofen jährlich 240,000 Eimer rother Wein gewonnen, 176,000 davon ausgeführt, und der Rest wird hier consummirt. In Pesth ist die Weinproduction der Ebene wegen viel geringer; doch werden vom Lande her jährlich 200,000 Eimer zugeführt. Auf die Verfälschung der Weine in den Wirthshäusern wird hier kein Augenmerk gerichtet; obwohl derselbe nur zu oft vielen schädlichen Beimischungen und Verfälschungen unterworfen ist. Im Allgemeinen ist bei uns der Genuss des Weines, besonders bei den unteren Klassen, übermässig zu nennen. Man trinkt ihn zu allen Tageszeiten. Und mancher glaubt seine Erholung nur bei einer Weinflasche finden zu können. Daher sind rothe, kupfrige Gesichter und das Zittern der Glieder häufig anzutreffen. Der Wein ist kein Getränk, das uns die Natur zum gewöhnlichen, täglichen Gebrauche bestimmt hat; es ist eine wohlthätige Gabe, die den durch Arbeit und Strapazen ermüdeten Körper stärkt, und Heiterkeit und Ruhe in's Gemüth zurückbringt. Sobald man also mehr genießt, als der erwähnte Zweck erheischt, wird er schädlich. Der gemeine Mann trinkt meist den jungen, sauren Wein, und zwar in grossen Portionen, was natürlich ein ganzes Heer von Krankheiten nach sich zieht. — Die verschiedenen Gattungen Wermuths sind mehr oder weniger schädlich. Sie verursachen Kopfschmerzen, Sodbrennen, Koliken u. a. m. — Der Most, der zur Zeit der Weinlese sehr häufig getrunken wird, macht wegen seiner fixen Luft, Blähungen, Koliken, Durchfälle u. a. m.

Bier wird hier weniger getrunken als Wein. Man legt auf's Bier keinen besondern Werth; weil es nur selten gut zu haben ist. Es ist meist jung und stark gewässert. Häufig getrunken verursacht es Koliken, Durchfälle, und Harnstrenge. Anstatt des Hopfens pflegt man es zuweilen mit bitteren, schädlichen, betäubenden Kräutern zuzubereiten, was ein geübter Geschmack leicht entdecken kann. Und wenn es auch in den Bräuhäusern gut bereitet wird, so sorgen schon die Wirthe dafür, dass es minder gut wird. Die meisten unserer Keller sind zur Aufbewahrung des Bieres nicht geeignet. Wird das Bier aber auch im guten Keller sauer, so fehlt es ihm gewiss an Hopfen, der es allein gut und dauerhaft erhält. — Der Branntwein wird nur von den untern Klassen am meisten des Morgens, doch nicht häufig genossen.

Kaffee wird allgemein von hohen und mittleren Ständen zum Frühstück mit Milch verbraucht. Auch der schwarze Kaffee nach dem Mittagsessen ist ziemlich allgemein, und die Konsumption desselben so gross, dass es für die Ofner sehr vortheilhaft wäre, wenn der Schöpfer die Hälfte ihrer Weinstöcke in Kaffeebäume verwandeln wollte.

Choccolate wird auch ziemlich häufig getrunken, die Beschaffenheit und Wirkung derselben hängt stets von verschiedenen Zusätzen ab, deren man sich bei ihrer Verfertigung bedient. Aus den Cacaoschalen wird mit Milch ein Getränk zur Ernährung der kleinen Kinder gekocht, und recht häufig in Gebrauch gezogen.

Die kalten Getränke als Mandelmilch, Limonade und Gefornes, deren man sich auf Bällen, und im Sommer auf Spaziergängen bedient, sind, mässig, und nicht unmittelbar nach einer starken Erhitzung genossen, nicht schädlich; sie erfrischen und beleben im Gegentheil den Körper. Das Geforne ist noch weniger gefahrdrohend als jene, weil man davon nur kleine Quantitäten auf einmal in den Magen bringt, welche überdiess vorher im

Munde zergehen, so dass keine schnelle und beträchtliche Erkältung dadurch erfolgen kann.

K l e i d u n g .

Wie in den Gastereien, so herrscht auch in den Kleidern, Möbeln und Geräthschaften unserer Einwohner ein Luxus, der grösstentheils ihren Stand übersteigt, und somit ihrem Wohlstande eben so, wie ihrer Moralität schädlich ist. Uebertriebener Luxus kann auch den Wohlhabendsten arm machen, und die Armuth, welche auf Wohlstand folgt, ist aus allen die bitterste. Gewöhnt, nichts zu entbehren, will sie sich nicht in ihr Schicksal fügen; und es werden alle möglichen Mittel versucht, um sich in seiner alten Lebensart zu erhalten. Hier läuft selbst die Tugend die grösste Gefahr, wie uns tägliche Beispiele davon überzeugen. Diese Sucht zu glänzen, dieses Bestreben es Andern zuvor zu thun, hat bereits alle Gränzen überschritten, und vorzüglich das weibliche Geschlecht, angefangen von der ersten Dame bis herab zur letzten Küchenmagd, mächtig ergriffen. Unzufriedenheit, Streitigkeiten, häuslicher Zwist, verschiedene Gemüthsaffekte, Betrügereien u. a. m. sind die Folgen davon. — Was thut oft nicht ein junges Weib, was ein putzsüchtiges Mädchen, um seinen Kleideraufwand zu bestreiten! Manche Schusterinn oder Fleischhackerinn würde man gewiss nicht für das halten, was sie ist, und eine Kaufmannsfrau gibt schon einer Dame vom Stande in nichts nach. Ganz vorzüglich ist bei dem Pesther Kaufmannsstande der Luxus aller Art zu Hause. Wenn die übermässige Prunkliebe in Kleidern schon bei Männern und Frauen tadelnswerth ist, so ist sie bei jungen Mädchen, die schon durch ihre Jugendfrische hinreichend geschmückt sind, gänzlich zu verdammen. Diese enorme Putzsucht erstreckt sich, wie gesagt, bis auf die weiblichen Dienstboten, die durch den unseligen Kleideraufwand zu verschiedenen mo-

ralischen Verirrungen verleitet werden. Diebstähle, Betrügereien und andere, den eigenen Leib entehrende Handlungen sind die Folgen davon, besonders, weil bei uns noch kein Regulativ für die Dienstboten existirt. Man sehe nur die Feiertagsanzüge unsers weiblichen Dienstpersonals, ob sie denn nicht jeden unparteiischen Beobachter in Erstaunen setzen? Ein einziger Rock übersteigt oft den Lohn eines ganzen Jahres! Man ist in Verlegenheit in solch einem Anzuge irgend ein Stubenmädchen oder eine Köchinn zu erkennen; und manche Hand, welche am Sonnabend den Besen schwingt und das Essgeschirr scheuert, steckt am Sonntage in einem Glacéhandschuhe.

Zu dem heut zu Tage stets mehr überhandnehmenden Wechsel der Moden und dem übertriebenen Luxus trägt wohl nichts so bei, als die Modejournale, welche mit jedem Erscheinen neue, mitunter recht abgeschmackte Trachten bringen.

Die Frauenzimmer-Trachten in den beiden Städten sind jener in Wien, Paris und anderen grossen Städten ähnlich. Nicht nur auf die Mannigfaltigkeit der Formen, sondern auch auf Güte und Feinheit der zu Kleidern erforderlichen Stoffe, wird sehr gesehen, wozu wir uns durchaus nicht zu gratuliren haben. Eine nähere Beschreibung der Kleidertrachten erlaubt der beständige Modenwechsel durchaus nicht.

In einer Gegend, wie die unsrige ist, wo so oft plötzliche Veränderungen der Temperatur eintreten, wo nicht selten an einem Tage die verschiedensten Winde sich jagen; sollte man sich solcher Kleider bedienen, welche gegen die feindlichen Eindrücke der Temperatur gehörig schützen, die körperlichen Reize anständig verhüllen, sie mehr errathen lassen, als zur Schau stellen, und die Erwartung immer gespannter erhalten. Denn wenn die Frauenzimmer zu freigebig Alles den Blicken der Männer aussetzen, was diesen immer neu bleiben sollte, oder wenn sie gar mit falschen Tailen zu prangen

und die Männer zu fesseln suchen; so schaden sie sich nur selbst, indem die Männer sie oft hart beurtheilen oder gar verachten. Das Nacktsein gewisser Theile bei Frauenzimmern, z. B. des Busens, ist keineswegs als Anlockung zu grösserer Neugierde anzusehen. Was man unverhüllt zu sehen gewöhnt ist, verliert den Reiz immer mehr und mehr, wie uns der treffliche Wieland (Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens) so schön erwiesen hat. Halbverhüllte Schönheiten reizen die Neugierde ungleich mehr.

Manche Kleidungsstücke der Frauenzimmer sind der Art, dass sie die natürlichen Verrichtungen verschiedener Organe stören. So erschweren enge Schuhe, Strumpfbänder, enge Kleider und Schnürleibchen, die Circulation des Blutes, und hindern die freie Bewegung der Muskeln. Die Schnürleibchen sollten gänzlich aus der Mode verbannt sein, weil sie eine fruchtbare Quelle vieler Krankheiten, ganz besonders der Lungenschwindsucht sind. Die volle und freie Ausdehnung der Brust ist durchaus nothwendig, um die Lunge in einem gesunden und kräftigen Zustande zu erhalten. Aber wie kann den Frauenzimmern, deren Brust in eine Maschine eingezwängt ist, diese so nothwendige Ausdehnung zu Theil werden? Die phantastischen Gesetze der Mode verderben dermaassen den Geschmack, dass man es sogar schön findet, wenn die freien und anmuthigen Contouren des Körpers, wie sie die Natur zog, durch die Mode in eine Wespengestalt ungewandelt werden. Die Aerzte aller Orten und aller Zeiten haben gegen die Schnürleibchen geeifert, aber ohne Erfolg. Der, grösstentheils von der Mode abhängende, weibliche Verstand, lässt sich eines Besseren nicht belehren.

Die Beinkleider für Frauenzimmer, in den Wintermonaten sind eine wahrhaft nothwendige Sache, und der Gebrauch derselben wird, zum Glück, von Jahr zu Jahr allgemeiner; es werden aber auch der Diarrhoeen, Un-

terleibskrämpfe und Unordnungen in der Menstruation weniger.

Die Männer wechseln zwar ebenfalls, jedoch nicht so gewaltig mit den Moden, als die Frauenzimmer. Die National-Tracht, welche auf die orientalische Abkunft der Magyaren erinnert, wird jetzt nur bei gewissen Solennitäten bemerkt. Uebrigens ist die Tracht der Männer von dem elegantesten Stutzer bis zum gemeinsten Handwerker herab — versteht sich mit mehr oder weniger Pracht — dieselbe. Sie besteht aus Hut, Frack oder Rock, Weste und weiten Beinkleidern. Der Arbeitsmann macht hievon eine Ausnahme; eben so wie der ungarische Handwerker, welcher der nationalen Tracht einigermaassen noch treu bleibt; sie besteht grösstentheils aus kurzer Jacke und engen Stiefelhosen, welche um die Hüfte mit einem Riemen befestigt sind. An Sonn- und Feiertagen trägt er aber auch meistens lange Röcke. Stiefel werden allgemein getragen, und nur die eleganteren jungen Leute tragen im Sommer, und auf den Bällen, Schuhe, was in der That eine ausgedehntere Nachahmung finden sollte. Die Stiefel geben oft, indem sie im Sommer die stärkere Ausdünstung der Füße hindern, zu einem sehr lästigen Geruch Veranlassung, was bei den Schuhen nicht der Fall ist.

Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen haben einen zu mächtigen Einfluss auf die Integrität unsers Körpers, als dass die Bestimmung derselben in der Charakteristik eines Ortes, oder einer gewissen, abgesonderten Gesellschaft von Menschen, übergangen werden dürfte, und da sie sich auf die Lebensweise beziehen, so gehören sie eigentlich unter diese Rubrik.

Mit Ausnahme der Arbeitsleute und derjenigen Kaufleute und Handwerker, deren Geschäfte körperliche Bewegung, und bei vielen in der freien Luft, erfordern; führt der grösste Theil der Einwohner beider Städte: als Beamten, Gelehrte von Profession, die meisten Handwer-

ker und die ganze Schaar des schönen Geschlechts, eine mehr ruhige als thätige Lebensart.

Die meisten Beamten an den Schreibtisch gebannt, wenn sie nach der neuen Verordnung sechs volle Stunden ununterbrochen arbeiten sollten; müssten besonders, wenn noch der Geist durch Meditiren und Spekuliren angestrengt, und der Körper durch die ruhige Stellung, und die eingespernte Luft des Bureau's erschlaft wird, vor der Zeit ihre Gesundheit einbüßen. Aber zum Glück werden sie, weder durch Geistes-Anstrengungen erschöpft, noch werden die sechs Stunden so sehr streng genommen. Man findet Praetexte genug, um sich ein wenig Luft zu machen, und was heute nicht geendigt werden kann, dazu findet sich wohl morgen auch noch Zeit genug. Man macht schon eine Leibesbewegung, indem man in's Amt und aus demselben nach Hause geht. Der Mittag verändert die Scene. Nach der Mahlzeit fühlt man, dass der volle Magen keine Anstrengung verträgt; Nachmittag hat man selten ämtliche Geschäfte, und jeder folgt seiner eigenen Lieblingsbeschäftigung, wo ihm dann zur nöthigen Zerstreung und Leibesbewegung in der freien Luft, Zeit genug übrig bleibt. Zum Schläfe haben sie auch Zeit genug. Man sieht also, dass die Klagen über das sitzende Leben der Beamten, als eine Quelle ihrer Krankheiten, im Ganzen, meist ungegründet sind. Obwohl es unter ihnen einzelne Ausnahmen gibt, welche auch ausser ihren Amtsstunden mit geistanstrengenden Arbeiten sich beschäftigen, und zu ihrer Erholung sich nur sehr wenig, oder gar keine Zeit gönnen.

Die Reichen und Vornehmen richten ihre Geschäfte nach Belieben ein.

Der Gelehrte von Profession ist eigentlich derjenige, welcher alle Uebel einer sitzenden Lebensart auszustehen hat. Seine Geschäfte erlauben ihm nicht, viel Bewegung in der freien Luft zu machen, die Geistesanstrengungen erschöpfen seine Kräfte, er ist gezwungen sich nicht selten

an dem wohlthätigen Schläfe Abbruch zu thun, und hat zuweilen auch noch mit Nahrungssorgen zu kämpfen.

Der Kaufmann steht in der Regel nicht sehr früh auf. Der ganze Tag geht ihm in Geschäften hin, wobei er meist körperliche Bewegungen macht; und nur seltener strengt er seine Geisteskräfte mit Spekuliren an. Abends hat gewiss ein jeder seine Gesellschaft und seine Unterhaltung.

Es gibt viele Handwerker, welche stets in der Stube sitzend arbeiten, schwere Speisen geniessen und auch den nöthigen Schlaf entbehren müssen. Diese leiden allerdings an Brust-, Kopf- und Unterleibsübeln; ihr schlechtes Aussehen schon zeigt es an. Aber auch hier leidet am meisten nur der Geselle. Der Lehrling weiss sich der Herrschergewalt seines Meisters und des Gesellen durch allerlei Kunstgriffe zu entziehen, der Meister aber plagt sich nur im Anfange, später pflegt er sich meist allein auf die Oberaufsicht über seine Gesellen und auf das Leiten des Handwerkes zu beschränken, besonders wenn er irgend ein Amt bei der Stadt bekleidet. Er strengt sich selten an; und von Schlaf und Ruhe bricht er sich auch nichts ab. Daher bessert sich auch das schlechte Aussehen der Gesellen in einiger Zeit, nachdem sie Meister geworden. Nur wenn ein Meister nicht Verdienst genug hat, um sich Gesellen halten zu können, oder eine zahlreiche Familie erhalten muss, sieht er sich durch seine individuellen Verhältnisse mehr zur Arbeit, und in jeder Hinsicht auch mehr sich Abbruch zu thun, gezwungen; kann dann auch eher krank werden. — Handwerker, welche meist in freier Luft oder wohl auch im Zimmer arbeiten, dabei aber stets Leibesbewegung machen, als: Zimmerleute, Maurer, Tischler, Binder, Schmiede u. s. w. leiden weniger, und sind meist kräftiger als die vorerwähnten. Diejenigen Handwerker, welche mit animalischen und vegetabilischen Ausdünstungen sich beschäftigen, als: Flei-

scher, Leimsieder, Bräuer, Lederer u. a. m. sind meist gesund und stark.

Die Frauen aus den höheren Ständen führen allgemein eine sitzende Lebensart. Sie verrichten ihre Arbeiten meist sitzend, machen sich gegenseitig zu Wagen Visiten, wo sie wieder sitzen, und bringen den Abend in Gesellschaften oder im Theater zu, wo sie abermals sitzen. Die Frauen aus dem Mittelstande, sitzen ebenfalls zuviel, denn wenn sie auch einige, wenige Gänge in die Küche und die Vorraths-Kammer machen; so verdienen diese den Namen einer heilsamen Bewegung noch lange nicht. Ihre Beschäftigung am Nähtische, Stickrahmen u. s. w. müssen sie ebenfalls sitzend und zwar oft in einer unbequemen, krummgebeugten, der Gesundheit nachtheiligen Stellung, meist nahe am Fenster und mit hängendem Kopfe, verrichten. Daher leiden sie häufig an Kopfschmerzen, Migrainen, Anschoppungen, Verstopfungen, Magenkrampf, Koliken u. a. m. — Die Beschäftigungen der Frauen der Handwerker und der Arbeitsleute ist mehrentheils der Art, dass es ihnen an körperlicher Bewegung nicht fehlt, und sie sind auch viel gesünder, als die aus den höheren Ständen.

Vergnügungen und Unterhaltungen.

Wer Fleiss und Arbeitsamkeit mit Zerstreung und Vergnügen in ein angemessenes Verhältniss zu bringen weiss, der geniesst die Würze des Lebens, und erhält zu neuer Anstrengung Kräfte und Munterkeit wieder. Das Uebermaass in beiden erschöpft die Kräfte. Die Art der Vergnügungen, die man hier besonders kultivirt und lieb gewonnen hat, muss ich auch erwähnen; weil man daraus auf den Charakter, den Grad der Kultur und die Sittlichkeit der Einwohner ziemlich richtig schliessen kann, was sowohl für den philosophischen Beobachter, als auch für eine berechnende Obrigkeit von hoher Wichtigkeit ist.

Der Zweck eines jeden Vergnügens ist wohl kein anderer, als der Genuss einer angenehmen, wohlthätigen Empfindung, wobei sich der Geist erheitert, und der Körper neue Kräfte sammelt. Das Vergnügen ist also sehr relativ, und jede Beschäftigung, die wir mit Wohlgefallen unternehmen, kann uns Vergnügen machen. Man kann sich also den ganzen Tag beschäftigen, ohne Langweile zu haben, und auch ohne seine Kräfte anzustrengen, wenn man nur mit Vergnügen arbeitet. Und diess zu erreichen, muss man mit der Beschäftigung wechseln. Sobald uns ein Gegenstand beschwerlich und unangenehm zu werden anfängt, so muss man sogleich einen andern zur Beschäftigung und Unterhaltung aussuchen. Jedes Vergnügen soll immer zur Erhaltung unserer Gesundheit, und zur Beförderung unsers physischen Wohlseins dienen, also einen diaetetischen Nutzen haben.

Eine der edelsten und wohlfeilsten Vergnügungen, wobei der Körper eben so sehr als Geist und Gemüth gewinnen, ist in der warmen Jahreszeit unstreitig der Genuss der schönen Natur. Der Anblick des schönen Grüns, der balsamische Geruch der Blumen und Kräuter, der melodische Gesang der Vögel, ach wie wohlthätig wirken sie nicht auf uns! unser Geist fühlt sich heiter, das Herz ist voll beglückenden Gefühls, und der Körper gestärkt. Und Jeder der nicht gefühllos, wie eine Maschine ist, wird Reize nach seiner Art in der Natur entdecken, die keine Sprache ausdrücken, die man nur empfinden, nicht beschreiben kann. Wohl dem, der Musse genug hat, die einengenden Mauern der Städte zu fliehen, und in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Naturschönheiten sein Vergnügen zu suchen.

Unsere Einwohner lieben die Spaziergänge und Spazierfahrten in das Grüne. Kaum zeigen sich die ersten Spuren dieser entzückenden Farbe im Frühlinge, als man auch schon besonders an Sonn- und Feiertagen, Schaaren von Menschen aller Klassen, gehend, fahrend, reitend,

alles durcheinander in buntem Gewühle, entweder nach dem Ofner Gebirge oder nach dem Pesther Stadtwäldchen eilen sieht, wobei die Arbeitsleute, Handwerker, Gesellen, Dienstboten u. s. w. die nahen Wirthshäuser und Tanzsäle im Vorbeigehen besuchen. Diess ist vorzüglich der Fall, wenn ein Kirchttag oder eine besondere Feierlichkeit in irgend einer Gegend ein Quasivolksfest veranlasst. An den Werktagen sieht man meist nur die höheren Stände im Grünen.

Bei allen diesen Spazierfahrten und Lustpartieen wird auf's Essen und Trinken sehr viel gehalten. Die Wohlhabenderen lassen sich etwas für Geld geben; die Aermeren aber, besonders die Handwerker pflegen, wenn sie mit ihren Familien zu solchen Lustpartieen sich verbinden, gewöhnlich so ansehnliche Vorräthe von Esswaaren und Getränken mitzunehmen, dass man glauben sollte, sie würden erst nach einigen Tagen wieder heimkehren. Hier muss ich meine Mitbürger noch darauf aufmerksam machen, dass sie sich bei diesen Lustpartieen, wenn sie erhitzt sind, und wenn die Erde feucht ist, nicht auf's Gras setzen, nach einem Spaziergange mit erhitztem Körper sich nicht auskleiden, und die, welche im Tanzen sich erhitzen, und gewöhnlich erst Abends heimkehren, sich vor Verkühlung in Acht nehmen mögen, damit sie sich keine Rheumatismen, Durchfälle, Ruhren, Fieber, und allerlei andere Krankheiten zuziehen.

In Pesth findet man wenig Abwechslung in den Promenaden, weil man ausser dem Stadtwäldchen, sonst keinen andern Ort hat, wo die Einwohner zusammen kommen könnten. Daher wird das Bedürfniss einer schattenreichen Promenade in der Stadt allgemein und sehr lebhaft gefühlt. Desto mehr Abwechslung an Promenaden bietet uns Ofen, welches nicht nur eines nahe liegenden, an romantischen Gegenden überreichen Gebirgs sich erfreut, sondern auch um die Festung herum, und in der Christinastadt mehrere entsprechende Spazierplätze hat.

Es ist sehr zu loben, dass man in Ofen die Wälle, die ohnediess bei der jetzigen Art Krieg zu führen, zur Sicherheit der Festung nichts beitragen würden, zu Spaziergängen eingerichtet hat, von denen man einer wahrhaft romantischen, durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände anziehenden Aussicht in die umherliegenden Gegenden genießt. Jeder hieher kommende Fremde pflegt diese Promenade zu rühmen. In hohem Sommer gewährt sie hinreichenden Schatten und Kühlung. Für die Beamten hat sie das Angenehme, dass sie darüber in ihre Aemter wandeln können und so nicht genöthigt sind, über das sehr ungleiche Strassenpflaster gehen zu müssen. Um die Mittagsstunden im Frühjahr und Herbst; im Sommer aber gegen Abend versammelt sich hier die schöne Welt, nebst den Ammen und Kindsfrauen mit den Kindern. Den gesellschaftlichen Genuss vermehrt noch die Feldmusik, welche dreimal in der Woche dort zu ertönen pflegt, wo dann auch die Pesther schaarenweise erscheinen, und die Eleganz der Versammlung oft einer Redoute gleicht. Diese Versammlungen auf der Ofner Promenade würden noch häufiger stattfinden, würde zwischen den Ober- und Unterbeamten ein minder genirender Ton herrschen; die Letzteren wollen den Ersteren nicht so oft begegnen, und suchen daher entweder in der Weite, oder in den volkreichen Strassen der Pesther Stadt ihre Promenaden. Viele geniert auch der enorme Putz, der hier gewöhnlich herrscht.

An schönen Sommerabenden pflegt man auch auf der Brücke zu spazieren, wobei man sich aber vor Verkühlung sehr in Acht nehmen muss. Die Geschwindigkeit des Flusses erstreckt sich bis auf jene Schichte der Atmosphäre, welche die Oberfläche des Wassers berührt, und erregt zu jeder Tageszeit einen sanften und frischen Wind, der aber nach Sonnenuntergang stärker und kühler ist. Schwachen Personen, leicht Gekleideten und alten Leuten ist dieser abendliche Spaziergang besonders zu widerrathen.

Ausser dem Volksfeste am Ostermontage auf dem Gerhards- oder Blocksberge, gibt es auch Kirchenfeste, welche in allen Theilen der Städte jährlich gehalten, und wobei nicht selten Excesse im Essen und Trinken, so wie auch Raufereien begangen werden. Nach jedem solchen Kirchenfeste, kann man sicher auf Vermehrung der Kranken rechnen, und es muss die ausleerende Methode bei solchen Gelegenheiten in volle Anwendung gebracht werden.

Den Sommer hindurch divertirt man sich also mehr ausserhalb der Stadt als in derselben. So wie aber der Herbst eintritt und der Winter sich nähert; treten auch die abendlichen, gesellschaftlichen Zusammenkünfte in der Stadt ein. In Pesth kommen die Männer aus den höheren Ständen im Cassino zusammen, wo gelesen, gespielt, geraucht und conversirt wird. Ausserdem wird in Pesth das Theater von allen Ständen häufig besucht, nicht so in Ofen. Hier kommen die höheren Stände beinahe täglich des Abends, bald hier bald dort zusammen. Ist die Anzahl der Gäste gross genug, so eilt man zum Spiele. Man spielt gewöhnlich Whist, seltener Tarok. Viele, die den ganzen Tag vielleicht ihre Wohnung nicht verlassen haben, eine treffliche Mahlzeit zu sich nahmen und nun wieder 3 — 4 Stunden lang in einer durch viele Lichter, verschiedene Parfums und Menschenausdünstungen verdorbenen Luft sitzen müssen; werden häufig von verschiedenen der vornehmen Welt eigenen Mal-aisen befallen.

Das gesellschaftliche Verhältniss an öffentlichen Orten ist im Allgemeinen gezwungen zu nennen. Schon die Absonderung der Stände, die man überall wahrnehmen kann, ist ein grosses Hinderniss wahrer Geselligkeit. Die Damen besonders treiben es bis in's Lächerliche. An Gastereien, Bällen, Soiréen und Concerten fehlt es nicht; jedoch sind da wahre Geselligkeit, freundliches, ungezwungenes Zusammentreten ohne grosse Zurüstung selten. Bei

dem jetzt herrschenden, übermässigen Luxus will jeder bei solchen Gelegenheiten höhern Wohlstand zur Schau stellen, als er wirklich besitzt. Die Mittelklasse will nicht hinter der höhern, der Aermere nicht hinter dem Reichern zurückbleiben; man unterzieht sich dieser Pein allerdings ein Paar Male; geschieht es aber öfter, so ist häusliches dérangement die Folge davon. Diess ist auch die Ursache, warum unsere Bälle, und öffentlichen Zusammenkünfte nicht sehr zahlreich sind.

Das Kartenspiel ist in physischer, moralischer und ökonomischer Hinsicht nachtheilig. Das lange Sitzen, das Anstrengen der Augen bei'm Kerzenlichte, der verbissene Aerger über den erlittenen Verlust, und überhaupt der Eifer bei'm Spiel verdrängt alle übrigen Rücksichten und Empfindungen. In Ofen besonders ist das Spiel so allgemein, dass die Karten zu dem wichtigsten Gegenstande der Abendunterhaltung gehören. Auch in den Kaffeehäusern wird Tag und Nacht gespielt, und dabei meist auf Profit und Betrug ausgegangen, so dass hier die Leidenschaften noch reger gemacht werden, als in den Privathäusern.

Billardspiel, Scheibenschieszen, Kegelschieben gewähren eine nützliche Leibesbewegung, und werden auch von unseren Einwohnern sehr häufig in Anspruch genommen.

Zu den Winterunterhaltungen gehören vorzüglich die öffentlichen und privatbälle. Auf öffentlichen Bällen tanzt jetzt nur die Jugend. Die Verheiratheten tanzen viel seltener, daher sind auch die gesetzteren Tänze, als: polonaise, menuette etc. aus den Tanzsälen verschwunden, und an ihre Stelle die schnellen und halbschneiderischen getreten. Das Tanzen, wenn es mässig betrieben wird, ist eine auf die Gesundheit vortheilhaft wirkende Bewegung. Aber die jetzt üblichen, schnellen Walzer, die Galopade, u. a. m., wobei der tanzende Haufe eher einem wüthenden Heere, das die Tarantel gestochen hat,

gleich sieht, sind in der That der Gesundheit sehr nachtheilig. Wie viele Schwindsuchten werden hiedurch jährlich nicht erzeugt? Den Tanz liebt unsere Jugend beiderlei Geschlechts leidenschaftlich; daher nebst den öffentlichen Bällen, fast keine gesellschaftliche Versammlung aus einander geht, ohne ein Tänzchen arrangirt zu haben. Viele lernen das Tanzen gar nicht, und sind damit zufrieden, wenn sie nur nach dem Takte der Musik hüpfen und springen können. Die vornehmen Damen zeichnen sich auf öffentlichen Bällen vor andern durch Einfachheit in ihrem Anzuge aus; desto mehr übertreiben sie es aber auf Privatunterhaltungen. Die nichttanzenden Männer mustern mit lüsternem Auge die tanzenden Schönen. Die jungen Frauen promeniren grösstentheils, die älteren sitzen rings herum im Saale, haltend ein strenges Inquisitionsgericht über Alles, was ihren Blicken begegnet, und der ruhige Beobachter findet in den sich so mannigfaltig metamorphosirenden Gesichtern, Geberden und Handlungen der Anwesenden seine volle Rechnung. — Die Tanzlust erstreckt sich auch auf die niederen Klassen. Man sieht an Sonn- und Feiertagen, und zwar zu jeder Jahreszeit, die Tanzsäle, besonders von dem Dienstpersonal, sich füllen.

Theater und Musik. Dass ein gutes Theater auf das physische und moralische Leben der Einwohner einen grossen Einfluss habe, ist ausser allem Zweifel, und die Einwohner beider Städte zeigen in der That grossen Hang dazu. Auch ist es erfreulich zu bemerken, dass die jungen Leute heut zu Tage, sowohl im Theater, als auch in anderen öffentlichen Versammlungen viel mehr Anstand und Bescheidenheit an sich wahrnehmen lassen, als es noch vor wenigen Jahren der Fall war.

Die Vorliebe für Musik nimmt in beiden Städten auf eine sehr erfreuliche Weise immer mehr und mehr zu. Seit Kurzem hat sich ein Musikverein gebildet, an welchem beide Städte Theil nehmen. In diesem Vereine

findet diese edle Kunst gleichsam einen Mittelpunkt, in welchem alle Klassen in ihrem Streben nach gleicher Bildung zusammentreffen. Und wahrhaft nichts dient wohl mehr zur Erheiterung, nach den oft so verdriesslichen Geschäften des täglichen Verkehrs, als die Musik; indem sie die Regungen der Phantasie und des Gefühls auf Kosten der kalten Verstandesthätigkeit erhöht. Es gibt in der That wenige Häuser, wo nicht ein oder das andere musikalische Instrument kultivirt würde; Pianoforte's sind aber am häufigsten anzutreffen.

Ueble Gewohnheiten, welche bei den Einwohnern beider Nachbarstädte häufig anzutreffen sind, sind: das übermässige Rauchen und Schnupfen des Tabaks und die Augengläser.

T a b a k. Dieser gehört zu den unentbehrlichsten Artikeln unserer Einwohner. Die Ungarn rauchen mehr als sie schnupfen, und die Deutschen schnupfen mehr als sie rauchen. Viele thun beides. Das Kauen des Tabaks beschränkt sich allein auf die gemeinen Leute und Soldaten, wenn sie Wache stehen oder lang exerciren müssen. Das Rauchen ist bei uns sehr allgemein, und es hat sich, je nach den Nebenumständen, bald vortheilhaft, bald nachtheilig auf die Gesundheit der Einwohner erwiesen. Sowohl Rauchen als Schnupfen mässig gebraucht, schaden nicht; schädlich ist nur das Uebermaass. Phlegmatischen, Vollsäftigen, zu Schleimerzeugung Geneigten bekommt das Rauchen gut. Es befördert die Verdauung, und mindert durch den häufigen Speichelauswurf die Vollsäftigkeit. Weniger vortheilhaft, ja sogar nachtheilig, wirkt es auf engbrüstige und sangvinische Individuen. Das jetzt, besonders unter den jungen Leuten so allgemein gewordene Cigarrenrauchen ist durchaus zu verwerfen; es greift nämlich die Augen und die Respirationsorgane an. Wir sehen, wenn wir aus langen Röhren rauchen, welche Quantität von Schmutz der Tabakrauch in dieselben absetzt. Dieser Schmutz besitzt eine betäubende, scharfe, drastische, Erbrechen und

Abführen erregende Eigenschaft, und wird bei'm Cigarrenrauchen eingesogen, was bereits vielen jungen Leuten Lungen- und Luftröhreschwindsucht zugezogen hat. Ausserdem berührt der Rauch aus Cigarren und mit kurzen Röhren versehenen Pfeifen die Augen, welche dadurch, im Laufe der Zeit, sehr geschwächt werden. — Das Wegwerfen der brennenden Cigarrenreste hat schon zu manchen Feuersbrünnten Veranlassung gegeben. Das Rauchen aus einer Pfeife, besonders mit langer Röhre, ist unschädlicher, und die Orientalen sind hierin klüger als die Europäer. Im Allgemeinen stumpft der Tabak die Sinnesorgane ab. Das Rauchen den Geschmack-, und das Schnupfen den Geruchsinne. Er stimmt auch die Esslust herab. Soldaten auf der Wache und im Felde ertragen den Hunger durch das Tabakkauen recht gut. Starke Raucher sind selten starke Esser, und sind keine Liebhaber von Leckereien; denn für einen eifrigen Raucher ist eine Pfeife Tabak die grösste Leckerei. Dass das Rauchen den Zähnen schadet, ist ungegründet; denn die Frauenzimmer rauchen nicht, und sind dem Zahnweh und der Fäulniss der Zähne fast noch mehr unterworfen als die Männer. Dass aber das Rauchen hässliche Zähne und stinkenden Mund macht ist gewiss. Das Schnupfen des Tabaks belebt das Gesicht und ist in der directen Augenschwäche dienlich. Aber es hat, wie jeder Reiz, das Unangenehme, dass, um eine beständige Wirkung desselben zu unterhalten, man mit der Gabe steigen muss, und endlich auch das Maximum keine Wirkung mehr macht. Ueberdiess ist übermässiges Schnupfen auch eckelhaft. Wenn man also die Vortheile des Tabaks mit den Nachtheilen, welche er verursacht, vergleicht, so ergibt er sich als ein unnützes Bedürfniss, welches nur der Gewohnheit seine Herrschaft verdankt. Das Tabakrauchen und Schnupfen ist demnach ein aus Langeweile, aeffischer Modesucht, und bestehender übler Gewohnheit, selbstgemachtes Bedürfniss, welches bei uns, wie überhaupt in ganz Ungarn, sehr überhand genommen hat.

Nicht nur erwachsene Leute, sondern kaum 15-jährige Jünglinge sogar, die wegen ihrer in der Entwicklung begriffenen, oft schwächlichen Constitution, vielmehr Unterstützung an Kraft suchen sollen, verkürzen durch unmässiges Rauchen ihre Tage. Die Liebhaber des Tabakrauchens legen darauf einen so hohen Werth, dass sie bereitwilliger dem Brot als dem Tabak entsagen zu können vorgeben, durch dieses Vergnügen ihre Grillen verscheuchen, und die Geburt eines tiefen Gedankens, eines trefflichen Plans eher auszuhecken im Stande sind. Indessen bleibt diess Vergnügen, immer nur ein Rauch! Die scharfe, betäubende Wirkung des Tabaks ist für die empfindliche Jugend und für die Erwachsenen, welche erhitzender, geistiger Getränke sich bedienen, doppelt verderblich. Im Zimmer, wo man die Luft mit Rauch erfüllt, ist das Rauchen schädlicher, als im Freien. Und wenn schon auch, die an den Tabak einmahl Gewöhnten, ihren Lieblingsfehler nicht mehr entsagen zu können glauben, so ist es doch mit Recht zu wünschen, dass wenigstens Kinder und Jünglinge, die dieses Reizes noch keineswegs bedürfen, auch daran sicher kein Wohlbehagen finden, sondern bloss aus Eitelkeit, oder einer schönen Pfeife oder Dose zu gefallen sich des Tabaks bedienen, gänzlich davon abgehalten würden. — In den Bier-, Wein- und Kaffeehäusern wird so fürchterlich geraucht, dass man oft vor Tabakwolken kaum den nächsten Nachbar recht unterscheiden kann. Und wen sein gutes oder böses Geschick nur auf eine Viertelstunde dahin führt, der stinkt gewiss wenigstens einen halben Tag nach diesem stinkenden Qualm.

Brillen, Augengläser. Viele unserer jungen Leute tragen, um sich auffallend zu machen, und aus Modesucht, Augengläser. Sie glauben, die liebe Natur habe sie stiefmütterlich bedacht, indem sie ihnen nur zwei Augen gab; und man doch deren viere haben müsse. Diese jungen Fashionables sind in der That mit den besten Augen

dennoch kurzsichtig, sonst würden sie nimmer Brillen tragen. Dem Kurz- und Weitsichtigen muss man wohl ein Glas verstatten, damit es den Fehler des Auges, so viel als möglich, ersetze. Aber ein gesundes Auge wird durch den Gebrauch des Glases unfehlbar geschwächt; weil es sich an den Eindruck einer Brechung der Lichtstrahlen gewöhnen muss, die für dessen Organisation unpassend ist. Man hat in dem Alter, wo die jungen Herren Brillen tragen (einige wenige ausgenommen) meistens noch gute Augen; aber durch den unzeitigen Gebrauch der Gläser verdirbt man sie so, dass sie zuletzt wirklich Bedürfniss werden, was Anfangs nur Modesucht war. Man ist nach wenigen Jahren nicht mehr im Stande einen Gegenstand zu erkennen, ohne die Augen zu bewaffnen. An dieser Modesucht hat selbst das schöne Geschlecht, besonders, wenn es vornehm thun will, mit den Lorgnetten Theil genommen. Indessen scheint dieselbe schon etwas im Abnehmen zu sein.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Krankheiten, an denen die Einwohner zu leiden pflegen.

Nachdem ich alle Gegenstände, welche auf den Gesundheitszustand unserer Einwohner irgend einen nachtheiligen Einfluss haben können, soviel als möglich ausführlich abgehandelt habe; so gehe ich zu den Krankheiten über, welche den Aerzten hier am meisten vorzukommen pflegen, und vereinige in dieser Hinsicht die Resultate eigener Beobachtungen mit den Erfahrungen anderer praktischer Aerzte, deren gütige und bereitwillige Mittheilungen mir sehr willkommen waren.

Aus dem dritten Abschnitte erhellt, dass das Verhältniss der Gestorbenen zu den Gebornen nicht ungünstig ist. Ueberdiess ist die Mortalität in grossen Städten überall grösser, als auf dem flachen Lande, mit dem sie eigentlich in dieser Beziehung gar nicht verglichen werden dürfen, da Lebensweise und andere Verhältnisse der Städtebewohner durchaus und wesentlich verschieden sind, von jenen der Landbewohner. Eher kann man die grossen Städte in dieser Beziehung mit einander vergleichen, und auch auf diese Weise liefern unsere Sterblichkeitslisten kein ungünstiges Resultat. Und in der That, wenn man die bisher erörterten, für die Gesundheit der Einwohner

nachtheiligen Einflüsse näher würdigt, so findet man nur wenige, von welchen auffallend nachtheilige Wirkungen zu erwarten wären, und auch diese macht die Gewohnheit zum Theil unschädlich. Bei den meisten Krankheiten sind die schädlichen Einflüsse individuelle, hängen mehr von den Einzelverhältnissen der Individuen als den allgemeinen ab. Wir haben ausser den catarrhalisch-rheumatischen, die den sehr häufig herrschenden West-, Nord- und Nordwestwinden ihre Entstehung verdanken, keine andern endemischen, d. i. den beiden Städten eigenthümlichen Krankheiten; Lage und Beschaffenheit beider Städte gehören zu den gesündesten. Die Nähe des Donaustromes und der mit üppiger Vegetation bedeckten Ofner Gebirge; so wie die häufigen Winde reinigen unsere Atmosphaere hinreichend. Die Bauart der Häuser ist gut, die meisten Wohnungen sind gesund. Das Trinkwasser ist, wenn auch nicht überall das beste, doch der Gesundheit allenthalben wenigstens nicht bedeutend schädlich; auch die Nahrungsmittel endlich sind, mit wenigen Ausnahmen, gut und stets in hinreichender Menge vorhanden. Nur der Mangel an gehöriger Reinlichkeit der Strassen, der ungeheure Staub, so manche feuchte Wohnung, das Fehlen einer zweckmässigen medizinischen Polizei und der häufige Temperaturwechsel in allen Jahreszeiten sind Momente, welche nachtheilig auf unsere Gesundheit wirken und Krankheiten eigenthümlicher Art veranlassen können.

Von den in früheren Zeiten hier herrschendgewesenen Epidemien, als: die orientalische Pest-, dann Blattern- und Typhus-Epidemien, sind wir, durch die weisen Vorkehrungen der Regierung, heut zu Tage geschützt.

Obwohl die hiesigen klimatischen Verhältnisse einen mehr oder minder entzündlich catarrhalisch-rheumatischen Krankheitsgenius zu veranlassen geeignet sind, so war doch in der ersten Hälfte des letzten Decenniums der gastrisch-nervöse vorherrschend, besonders während des

Sommers der Jahre 1828, 1829 und 1830, wo das Wechselfieber epidemisch herrschte; und im Sommer 1831, wo derselbe während der Choleraepidemie seine grösste Höhe erreicht hatte, und sich später wieder mehr dem entzündlichen näherte, wie uns die im Jahre 1832 hier epidemisch herrschendgewesene Scharlachepidemie, und 1833 die Grippe, so wie auch sporadische aber häufige rheumatisch-catarrhalische Entzündungen bewiesen.

Während der Dauer des letzten Decenniums erlebten wir mehrere mehr oder minder heftige Epidemien. So herrschte bei uns im Winter und Frühjahr 1828 der Keuchhusten, der meist nur Kinder von einem halben Jahre bis zu der Zeit der Pubertät ergriff. Als reiner Keuchhusten ohne Complication war er nicht leicht gefährlich, wohl aber war dies der Fall, wo Complicationen mit inneren Entzündungen und Skropheln stattfanden. In den meisten Fällen konnte man die Succession der Stadien deutlich unterscheiden. Weder durch Belladonna, noch irgend ein anderes Mittel war die Krankheit plötzlich wegzuzaubern, wohl aber, besonders durch Pulv. Rad. Belladonnae in steigender Gabe, von $\frac{1}{8}$ —1 Gr. zweimal täglich; dann durch das Extractum Nicotianae *), ebenfalls in steigender Gabe bis zum Brechreiz, in Zimmetwasser gereicht, ausserordentlich zu lindern. Sie machte ihren bestimmten Cyclus von Veränderungen, und man musste sich klugerweise nur darauf beschränken, die drei Stadien in ihren Schranken zu halten, was natürlich von der Individualität jedes einzelnen Kranken abhing. Der epidemische Charakter hatte nichts besonders Eigenthümliches. Noch muss ich erwähnen, dass die Kinder der ärmeren Klassen, ohne die geringste Vorsicht, jedem Temperaturwechsel sich aussetzten, ohne dass ihnen daraus ein besonderes Leiden erwachsen wäre.

*) Ich bitte die Herren Collegen, diesem trefflichen Mittel in Keuchhusten eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Das Wechselfieber, welches in früheren Jahren mehrtheils nur im Frühjahr und Sommer sporadisch sich gezeigt hatte, fing im Jahre 1826 epidemisch zu herrschen an, nahm die folgenden Jahre an In- und Extensität zu, bis zum Ausbruch der asiatischen Cholera im Jahre 1831, wo es dieser den Platz räumte. Kurz vor dem Ausbruch der Cholera hatte das Wechselfieber viele Symptome mit derselben gemein, es ging auch oft in die Cholera über; aber nur selten endigte die Cholera mit Wechselfieber. Die disponirende Ursache des Wechselfiebers lag offenbar in der Atmosphaere. Diaetfehler, aber noch öfter Verkühlungen brachten selbes zum Ausbruch. Der Character des Fiebers war rein nervös; seltener mit gastrischer Complication. In Hinsicht des Typus kamen am meisten Tertian-, seltener Quotidian- und nur äusserst selten Quartan-Fieber vor. Der Verlauf war nicht bösartig, Rückfälle jedoch sehr häufig, besonders dort, wo das Fieber bei gastrischer Complication durch Anwendung des Chinins rasch unterdrückt; oder wo nach Beseitigung des Fiebers keine stärkenden Mittel gebraucht worden waren. Mit dem in dieser Krankheit specifisch wirkenden Chinin wurde besonders von Wundärzten sehr viel Unfug getrieben, denn wo nur immer ein fieberhafter Zustand sich zeigte, da wurde auch schon an dasselbe gedacht, ohne recht überzeugt gewesen zu sein, ob das Fieber ein anhaltendes oder ein intermittirendes sei. Aerzte, die sich stets nach dem Zungenbelege richteten, und auflösende Mittel verordneten, kamen selten, oder nur mühsam zum Zwecke. Brechmittel leisteten in dieser Krankheit gute Dienste. Chinin wirkte in der That specifisch. In Verbindung mit kleinen Gaben Rhabarbers beseitigte selbes sowohl das Fieber, als auch die gastrischen Erscheinungen. Um die Recidiven zu verhüten, war man genöthigt, stärkende Mittel anzuwenden. Kalmus, Chinarinde und Eisen entsprachen dem Zwecke am besten.

Die heftigste Epidemie neuerer Zeit aber, deren merkwürdige und räthselhafte Wanderung durch die ganze Welt auch jetzt noch fort dauert, war die asiatische Cholera, welche vom 13ten Juli an bis Ende September 1831 in beiden Städten wüthete. Wenn man den ämtlichen Berichten trauen darf, so sind daran erkrankt gewesen, in Pesth: 3700 Menschen, in Ofen: 2400. — Davon starben: in Pesth 1911 — in Ofen 1240; — und es genesen: in Pesth: 1789 — in Ofen: 1160 Personen.

In Hinsicht des Geschlechts war das Verhältniss der verstorbenen Männer zu dem der Weiber ziemlich gleich. In Hinsicht des Alters, war das günstigste Genesungsverhältniss in den ersten 15 Jahren, mit dem Vorrücken des Alters ward es ungünstiger, so, dass in der mittleren Lebensperiode gegen 40 Jahre hin, sich die grösste Sterblichkeit ergab, während sie mit der Zunahme der Jahre wieder abnahm.

Die Epidemie brach nicht plötzlich, sondern nur allmählig aus, sie kündigte sich schon geraume Zeit früher durch manche Krankheiten und krankhafte Erscheinungen als: Durchfälle, krampfhaftes Zufälle in verschiedenen Theilen des Körpers, Wechselfieber mit Erbrechen oder Durchfall u. a. m. an, welche zuweilen Uebergangsformen zur Cholera bildeten. Bei keiner bis jetzt bekannten Epidemie war die Anlage zu der Krankheit so allgemein verbreitet, als bei der Cholera. Alle Menschen wurden von dem herrschenden venös-nervösen Genius der Epidemie mehr oder weniger ergriffen, so, dass sie, in unzähligen Abstufungen und Modifikationen von dem leisesten Anklang einer cholerischen Unbehaglichkeit, bis zu der furchtbarsten asphyctischen Form, fast mit jedem individuellen Leben den Kampf auf Leben und Tod versuchte.

Anfangs der Epidemie sah man nur leichte Unpässlichkeiten, die Fälle mehrten sich langsam an In- und Extensität. Die ersten Erkrankungen lagen einige Tage aus einander, dann ereigneten sich mehrere an einem Tage,

und endlich brach die Krankheit bei vielen zugleich aus. Jetzt folgten die Erkrankungen rasch aufeinander. In der vierten bis zur sechsten Woche, d. i. bis zur zweiten Hälfte des Monats August erreichte sie ihren Culminationspunkt, während welcher Zeit sie in ihren reinsten und deutlichsten Formen mit Erbrechen und Durchfall specifischer Art, heftigen Krämpfen, Blausucht, Marmorkälte, Pulslosigkeit, und in der gefährlichsten asphyctischen Form sich darstellte. Alle andern acuten Krankheitsformen wurden von der herrschenden Epidemie so modificirt, dass man bei allen mehr oder minder Cholerazufälle beobachtete; ja es klagten sogar die sonst Gesunden allgemein aber vorübergehend, über Reissen in den Gliedern, Druck in den Praecordien, Schwindel, Brustbeklemmung, Kollern im Unterleibe, Angstgefühl u. a. m. Im Anfange und gegen Ende der Epidemie waren schädliche Einflüsse von Bedeutung erforderlich, auf der Höhe der Epidemie aber auch die Geringste Veranlassung hinreichend, um die Krankheit hervorzurufen. Wegen grosser Neigung zur Diarrhoe durfte man sich der Mittelsalze, des Obstes, des Biers und der grünen Waaren nicht ohne Gefahr bedienen.

Mit der sechsten Woche fing die Epidemie an sowohl an In- als Extensität abzunehmen. Deutlich ausgesprochene und heftig verlaufende Fälle wurden zwar seltener, choleriche Zufälle waren jedoch in allen vorkommenden acuten Krankheitsformen noch immer vorherrschend.

In der achten Woche begann die Krankheit ihren ursprünglichen Character einzubüssen, die Fälle, wo sie ihre eigentliche Beschaffenheit entwickelte, wurden sehr selten und gewöhnlich durch sehr grobe, schädliche Potenzen veranlasst. In dieser Epoche stellten sich deutlichere, fieberhafte Reactionen ein, die in den zwei ersten Epochen entweder mangelten oder nur unbedeutend waren. Jetzt gingen sie häufig in Nervenfieber über. Somit war die Epidemie in 10 Wochen vorüber, und man be-

merkte nur noch hie und da einzelne seltene Fälle, als Nachzügler.

Der Verlauf der Krankheit selbst bot nichts Eigenenthümliches dar, sie verlief hier unter den bekannten Symptomen, wie überall.

Die Krankheit verschonte keine Klasse, keinen Stand, kein Geschlecht, kein Alter und keine Natur. Aermere Leute ergriff sie häufiger, weil sich diese den schädlichen Einflüssen häufiger auszusetzen genöthigt waren, als die Wohlhabenden. Dem Trunke ergebene, einen regellosen Lebenswandel führende, von Elend, Furcht und andern niederdrückenden Gemüthsaffekten gequälte, an Krämpfen und an chronischen Unterleibskrankheiten leidende Individuen unterlagen der Krankheit am meisten. Schwangere blieben von ihr eben so wenig als andere verschont; sie abortirten dann gewöhnlich, selbst wenn sie später besser wurden.

In Hinsicht der Körperkonstitution fand der Unterschied Statt, dass die plethorischen, torosen Subjekte die erethistische Form der Cholera bekamen, sie erkrankten viel heftiger und gefährlicher, als die mit geringer Blutmenge und gracilem Körperbau; Reaktion und Kongestion gegen die edleren Theile war bei ihnen viel heftiger und selbst die Genesung wegen der Blutstockungen viel schwerer. Die mit nervöser Konstitution Begabten bekamen mehrentheils die spasmodische Form der Cholera; und die mit venöser Konstitution hielten zwischen beiden die Mitte. In allen drei Formen fanden, in ihren höchsten Graden, asphyktische Fälle Statt.

In Hinsicht des Wesens, der Kontagiosität und Nicht-Kontagiosität der Krankheit stritt man hier, wie überall. Doch hielten die besseren Aerzte die Krankheit für ein Nervenleiden, in den meisten Fällen miasmatischer Natur, wobei aber doch, nach sicherer Erfahrung, die Kontagiosität unter gewissen Verhältnissen nicht gänzlich geläugnet werden durfte.

Die heilsamen Krisen dieser schrecklichen Krankheit erfolgten durch die drei Hauptkollatorien, nämlich: Haut, Nieren und Darmkanal. In leichteren Fällen, dann bei kräftigen Subjekten und richtiger Behandlung traten sie sogleich nach dem Invasions-Stadium, wie durch einen Zauberschlag ein, und gaben sich durch einen allgemeinen, warmen Schweiß kund. Kalter, klebriger Schweiß half nichts. Traten die Krisen aber erst nach dem Reaktions-Stadium ein, so geschah diess mehrentheils erst den vierten Tag. Während eines ruhigen und erquickenden Schlafes brach ein allgemeiner, perlender Schweiß aus; die Urinexkretion wurde reichlich mit einem mehligem Sediment, und mehrentheils erfolgten auch mehrere breiartige und gefärbte Stuhlentleerungen. Entschied sich die Krankheit durch Lysis, so trat die Besserung erst den siebenten Tag, ja zuweilen auch noch später ein. Waren die Krisen unvollständig, das Subjekt bejahrt, schwach, cachektisch, so folgte unmittelbar auf die Cholera keine Genesung, sondern irgend eine Nachkrankheit.

Die beste praktische Eintheilung der asiatischen Cholera in Betreff ihrer Form hielt man die in die Cholera oder Diarrhoea cholericæ; die Cholera erethistica; die Cholera spasmodica oder nervosa und in die Cholera asphyctica. Jede dieser Formen konnte nach der erregenden Ursache einen gastrischen, rheumatischen oder katarrhalischen Charakter annehmen. Alle diese Choleraformen hatten ihre Stadien, nämlich: Stadium Invasionis, Reactionis und Collapsus oder paralyticum. Aber nur in den langsamer verlaufenden Fällen konnte man diese unterscheiden; in den schnell verlaufenden war es unmöglich; sie schienen gleichsam zusammenzufallen, und das Stadium Invasionis schien auch zugleich das des Collapsus zu sein. Diese waren die gefährlichsten Fälle von allen. Aber nicht alle drei Stadien machten die Krankheit immer durch. In jedem derselben konnte sie sich durch Krisen entscheiden, und nicht weiter gehen. Nur das paralyticum führte stets zum Tode.

Die Behandlung war nach Verschiedenheit der Ansichten und Bildung unserer Aerzte verschieden. Als die Krankheit bei uns ausbrach, hatten wir noch kein rechtes Vorbild nach dem wir uns hätten richten können. Die Grundlehren der allgemeinen Therapie, die wir den individuellen Fällen anzupassen suchten, die Stadien, Form, Komplikation der Krankheit, geographische Lage, Jahreszeit, Lokalitätsverhältnisse, Nationalität u. a. Momente möglichst berücksichtigend, mussten uns zum Leitfaden dienen.

Es ist allerdings wahr, dass man die Heilung der Cholera durch verschiedene, nicht selten sich widersprechende Methoden bewirken konnte. Nichts desto weniger aber stimmten alle besseren Aerzte darin überein, dass eine individualisirende auf bestimmte Indikation sich stützende, der Form und dem Stadium der Krankheit entsprechende Behandlungsweise, wobei man mit gelinderen Mitteln die Kur anfing und zu den stärkeren nur allmählig überging, mehr den Erwartungen entsprochen hatte, als ein stürmisches, empirisches Verfahren mit grossen Gaben der stärksten Arzneimittel, besonders wenn von Stunde zu Stunde Methode auf Methode, Mittel auf Mittel gewechselt, und in der kürzesten Zeit das ganze bunte Heer von angepriesenen Heilmitteln angewendet wurde, in der Meinung, alles Mögliche zur Rettung des Kranken versucht und in Ausführung gebracht zu haben; wobei natürlich der Vernichtungsprozess noch mehr beschleunigt werden musste.

Eben indem ich diess schreibe, im Sommer 1836, herrscht die asiatische Cholera bei uns wieder, und zwar mit der Intensität, welche sie im Jahre 1831 hatte, doch ist die Extensität viel geringer und die Behandlung der Aerzte viel sicherer und glücklicher als damals. Nur in den höchst ausgebildeten Formen, in der Cholera asphyctica, im Stadio paralytico waren wir allgemein eben so unglücklich als im Jahre 1831. Und ich bin, durch meine Erfahrung, zu der Ueberzeugung gelangt, dass diese durch ein specifi-

sches Gift erzeugte Krankheit, nur durch ein Specificum ganz glücklich behandelt werden könne.

Im Jahre 1832 erlebten wir eine Scharlach-Epidemie. Im Frühjahre zeigte sich nämlich der Scharlach sporadisch, wurde in den Sommermonaten zur Epidemie, diese nahm darauf an In- und Extensität allmählig ab, so, dass sie im November und December nur noch in einzelnen seltenen Fällen und zwar gutartig verlaufend vorkam.

Die Krankheit befiel sowohl Kinder als erwachsene junge Leute. Anfangs und gegen Ende der Epidemie war die Krankheit gelind, regelmässig und in den meisten Fällen so unbedeutend, dass die mit dem Scharlach behafteten Kinder ohne Gefahr herumliefen und spielten. Auf der Höhe der Epidemie war sie gefährlich und schnell tödtend; sie bot kein charakteristisches und stetes Symptom dar; es war vielmehr alles wandelbar und unsicher. Wo sie mit Erbrechen anfang, dort war sie in den meisten Fällen sehr heftig. Die Stärke und Ausbreitung des Exanthems stand in keinem Verhältnisse zur Heftigkeit und Gefahr der Krankheit. Dunkelrother, über die ganze Hautoberfläche ausgebreiteter Scharlach kam zuweilen mit leichtem und regelmässigem Verlaufe gepaart vor; während eine leichte Röthung der Hautoberfläche öfter von heftiger Angina und Kopfschmerzen begleitet zu sehen war. Oft hielt die Angina mit dem Exanthem sowohl an Heftigkeit, als auch an Dauer gleichen Schritt. Zuweilen wieder minderte sich die Angina, wenn das Exanthem auf der Haut stark hervortrat. Der Ausschlag war in den meisten Fällen glatt; die Haut in vielen Fällen bedeutend geschwollen, und in der Kulminations-Periode der Krankheit bemerkte man in heftigeren Fällen gruppenweise kleine, weisse Bläschen, welche aber nicht am ganzen Körper zu sehen waren. Nach vier- bis achttägiger Dauer trat gewöhnlich die Abschuppungs-Periode ein. Die Krisen erfolgten durch die Haut und den Urin. Als Nach-

krankheiten wurden Wassersuchten und Ohrendrüsengeschwülste am häufigsten beobachtet.

Die Behandlung unserer Aerzte war mehr oder minder antiphlogistisch. Strenge Diact, kühles Verhalten und das Trinken des frischen Wassers war in vielen Fällen schon hinreichend, um die Krankheit zu besiegen. Aber die Waschungen mit kaltem Wasser, wollten trotz ihrer Vortrefflichkeit, bei unsern Aerzten nicht recht Eingang finden. Die Sterblichkeit war jedoch in Verhältniss zur Heftigkeit der Krankheit nicht bedeutend.

Eine zweite sehr ausgebreitete Epidemie neuerer Zeit war die im Jahre 1833 herrschendgewesene Influenza oder Grippe. Diese Krankheit nahm hier in den ersten Tagen des Monats April ihren Anfang und dauerte volle sechs Wochen fort. Schon in der zweiten Hälfte des Monats März beobachtete man häufig katarrhalische Zufälle, aber erst im Monat April bemerkte man, dass die Krankheit epidemisch zu werden drohe. Sie verschonte keinen Stand, kein Alter und kein Geschlecht, so, dass vielleicht kein Bewohner in den beiden Städten existirte, der nicht mehr oder minder davon befallen worden wäre. An Extensität übertraf sie auch die Cholera; aber zum Glück war sie nichts weniger als gefährlich, und nur vernachlässigt oder verkehrt behandelt; dann für Individuen mit phthisischem Habitus wurde sie durch Folgeübel gefährlich. Alte Leute und solche, welche organische Fehler der Lunge hatten, litten bei dieser Epidemie am meisten; von diesen unterlagen ihr auch mehrere. In der gewöhnlichen Sterblichkeit des ganzen Jahres brachte die Epidemie keine merkliche Vermehrung hervor.

Die Krankheitserscheinungen waren die bekannten eines heftigen Katarrhs und Schnupfens, welche zuweilen bis zur Entzündung sich steigerten. Gewöhnlich wurden die Menschen von einem Mattigkeitsgeföhle überfallen, und fühlten ein charakteristisches Drücken in der Stirn und im Augapfel, begleitet von häufigem Niessen,

und von Stechen in der Gegend des Kehlkopfes. Zugleich trat ein Schauer, und darauf ein Fieber von verschiedener Heftigkeit ein, welches von einem bis zu drei, auch fünf Tagen dauerte, bis es sich durch Urin, Schweiß und Schleimauswurf, seltener durch Nasenbluten, entschied.

Obwohl die Epidemie atmosphärischen Ursprungs war, so ist doch in einzelnen Fällen die Wirkung eines Kontagiums nicht zu verkennen gewesen. Mit Blutentziehungen musste man selbst bei sehr gereiztem Zustande sehr behutsam zu Werke gehen, da sie die Krankheit ungewöhnlich verlängerten, und die Kranken sich darnach nur sehr langsam erholten. Einhüllende, temperirende und ekkoprotische Mittel als: *Species pectorales*, Brechweinstein *dosi refracta*, Manna, *Cremor Tartari* u. a. m. entsprächen dem Heilzwecke am besten. Bei lokalem Schmerze mussten theils Blutegel, theils Blasenpflaster angewendet werden. Erhitzende und schweisstreibende Mittel machten Kongestionen gegen Kopf und Brust, und wurden folglich nicht gut vertragen. Zurückgebliebene, chronische Katarrhe erheischten *Tonica* und *Expektorantia* nämlich: *Polygala senega*, *Sulphur aurat.* *Antim.* *Gummi ammoniac.* *Lichen island.* *Stipit.* *Dulcamarae* u. a. m.

Ausser diesen bedeutenden Epidemien des letzten Decenniums herrschten bei uns im Jahre 1834 die Masern und natürlichen Blattern, und 1835 das Nervenfieber; aber nicht so ausgebreitet, dass sie den Namen einer Epidemie verdient hätten.

Ueber die in Pesth und Ofen herrschenden einzelnen Krankheiten lässt sich wenig sagen, indem sie nichts Eigenthümliches darbieten, was sie von den Krankheiten anderer Städte, die ähnliche klimatische Verhältnisse darbieten, unterscheiden möchte. Im Ganzen sind Pesth und Ofen gesunde Städte, denn ausser den durch die häufigen Winde, den schnellen Temperaturwechsel und den ungeheuren Staub verursachten, verschiedenen rheumatisch-katarrhalischen Krankheitsformen, die sehr oft bis zur

Entzündung gesteigert werden, bemerken wir keine den zwei Städten eigenthümliche Krankheiten.

Jener rasche und häufige Temperaturwechsel im Verlaufe eines Jahres zeigt hier zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande des Thermometers einen Unterschied von ungefähr 44° R. (von -17° bis $+27^{\circ}$). Von der zweiten Hälfte des Monats April bis zur zweiten Hälfte des Monats Juni wechselt die tägliche Temperatur besonders auffallend rasch; nicht in so hohem Grade in den übrigen Monaten. Auf einige recht warme Tage folgt oft anhaltend rauhes und kaltes Wetter. Die Winde wehen beständig, und Nachtfröste sind nicht selten. Hieraus ist leicht erklärbar, warum rheumatische und katarrhale Leiden in allen ihren Schattirungen und Formen bei uns so an der Tagesordnung sind.

Neben dieser klimatischen Unbeständigkeit gibt auch der Mangel an nöthiger Vorsicht zu den genannten Krankheiten Veranlassung. Kaum zeigt sich ein hübscher Frühlingstag, als man auch schon Männer und Weiber in leichten Sommerkleidern einhergehen sieht. Dies ist selbst bei dem stärkern männlichen Geschlechte, als ein Fehler anzusehen, desto mehr aber noch bei dem zarteren weiblichen, besonders wenn man sich im Gehen erhitzt und dann die Donau passirt, wo ein beständiger und kühler Luftzug herrscht. In Ofen ist man einer Verkühlung noch mehr ausgesetzt, weil man sich beim Bergsteigen nothwendigerweise mehr oder minder erhitzt, und dann an gewissen Plätzen als: am Georgiplatz, in der Gegend vom Wasser- und Stuhlweissenburgerthor, an der Pfarrkirche u. a. m., wo ein beständiger Luftzug ist, sehr leicht verkühlen kann. Es ist in der That zu wundern, dass das schöne Geschlecht bei uns im Winter mit nacktem Hals, und in dünnen Schuhen in den mit Schnee und Eis bedeckten Strassen auf und ab wandeln kann, ohne etwas mehr als einen leichten Schnupfen, Katarrh, oder Halsschmerz davonzutragen.

Ein dritter und häufiger Grund katarrhalischer und rheumatischer Leiden sind hie und da die feuchten, vorzüglich die an der Donau gelegenen Wohnungen, in welchen man selbst im Sommer mit schwitzendem Körper so leicht eine Erkältung davontragen kann. Die Frauenzimmer, welche in der Nähe der Fenster arbeiten leiden durch den Luftzug am meisten.

Da unsere Küchen der beständigen Winde wegen meist rauchen, und folglich eines Luftzugs bedürfen; so so sind die in der Küche beschäftigten Personen dem rheumatisch-katarrhalischen Leiden sehr häufig ausgesetzt. Hierzu kommt noch, dass der Fussboden der Küchen allgemein mit Steinen gepflastert ist, wo dann durch den Aufenthalt am Heerd der obere Theil des Körpers sich erhitzt, die Füsse hingegen durch die stets kalten Steine verköhlt werden.

Auch die Beschäftigung unserer Tagelöhner erzeugt häufig rheumatisch-katarrhalische Krankheiten. Die Arbeit dieser Klasse von Menschen besteht im Tragen und Führen grosser Lasten, Aus- und Einladen der Schiffe u. a. m., wobei Erhitzung, besonders im Sommer, unausbleiblich und Verköhlung in unserem windreichen Klima leicht möglich ist. Mangel an gehöriger Vorsicht und das Trinken kalten Wassers führen selbe am häufigsten herbei.

Aus jenen anstrengenden Arbeiten, die mit steter Leibesbewegung verbunden sind, erklärt es sich auch leicht, warum bei uns in den unteren Klassen und bei Soldaten chronische Krankheiten des Unterleibs, Anschoppungen in der Leber und Milz, trotz der groben Nahrung, so selten angetroffen werden, während sie bei Beamten und Handwerkern, die ein sitzendes Leben führen müssen, an der Tagesordnung sind. Ein Mensch, der seine körperlichen Kräfte bis zur Ermüdung verwendet, kann schwer verdauliche, selbst ungesunde Nahrungsmittel viel leichter vertragen, als derjenige, welcher den Magen,

wenn auch mit leicht verdaulichen Speisen anfüllt, aber dabei unthätig bleibt.

Die oberwähnten klimatischen Verhältnisse bringen es mit sich, dass bei uns, besonders in der Ofner Festung, die gewöhnlich herrschende Krankheitskonstitution zu Entzündungen disponirt. Und man muss in der That bei jeder vorkommenden Krankheit, vorzüglich im Anfange darauf Rücksicht nehmen. Diess ist aber nicht so zu verstehen, als wenn jede bei uns vorkommende Krankheit eine Entzündung sein müsste. Zwischen einem gereizten Zustande und einer Entzündung liegen unendlich viele Mittelzustände, die sich bei allen hier vorkommenden Krankheiten mehr oder minder äussern. Aber auch echte Entzündungen sind bei uns das ganze Jahr hindurch, vorzüglich aber im Winter häufig anzutreffen; und die antiphlogistische Methode findet hier, bald in strengem und bald in gelindem Grade, die ausgebreiteteste Anwendung. Schweisstreibende Mittel darf man aus obiger Rücksicht nur beschränkt und mehrentheils nur am ersten Tage der Krankheit und in fieberlosem Zustande anwenden; weil man sonst, wie es auch wirklich so oft der Fall ist, die Reizung in eine Entzündung verwandelt. In gelinderen rheumatisch-katarrhalischen Zuständen genügt meist schon eine magere Kost und ein gelind antiphlogistisches Verfahren.

Wie die Witterung einzelner Tage und Monate, so äussern die Jahreszeiten einen mächtigen Einfluss auf den Gang und Charakter der Krankheiten; ja jede Jahreszeit hat sogar ihre eigenthümlichen Krankheiten, deren Succession wir hier nur kurz andeuten wollen.

Im Frühjahre herrschen bei uns vorzüglich Haemorrhoidalkrankheit, Schnupfen, Katarrhe und verschiedene Affektionen der Hals- und Brustorgane, welche Uebel bei vollblütigen Subjecten oft in wahre Entzündungen übergehen. Im Winter ist die Ernährung gewöhnlich stärker, und das Blut auch in grösserer Menge vorhanden, welches im Frühjahre, als der Jahreszeit des Wachstums, einen thä-

tigern Umlauf bekömmt, daher leiden haemorrhoidalkranke in dieser Jahreszeit vorzüglich.

Im Januar, März und April zählen wir in gewöhnlichen Jahren die meisten Todesfälle, welche als das Opfer des Winters und der chronischen Krankheiten zu betrachten sind.

Der Sommer bringt bei uns gewöhnlich acute Rheumatismen und andere echtrheumatische Affektionen sehr häufig mit sich; besonders wenn, was hier sehr oft vorkommt, auf heisse Tage kalte Abende folgen. Gallenkrankheiten, Durchfälle, Ruhren und Wechselfieber kommen auch häufig vor, und rühren theils von Verkühlungen, theils vom Genuss des im Ueberfluss vorhandenen und keiner hinlänglichen, polizeilichen Aufsicht unterworfenen Obstes her. Der heisse Sommer bringt in alle Functionen und Organe Trägheit und Schloffheit, und das Pfortadersystem ist vorzüglich leidend; Unterleibsplethora, Haemorrhoiden, Leberaffectionen sind daher an der Tagesordnung. Im Allgemeinen sind, die zweite Hälfte des Sommers und die erste des Herbstes, die an Krankheiten ärmsten Zeitabschnitte des Jahres. Die Zeit der Ferien für die Aerzte sind die Monate August und September. Diese zwei Monate zählen auch gewöhnlich die wenigsten Todesfälle.

Die erste Hälfte des Herbstes ist bei uns die angenehmste Jahreszeit. Die Witterung ist etwas beständiger als sonst, und ist weder zu warm noch zu kalt. Dem zu Folge stellen sich unsere Herbstkrankheiten erst mit Ende des Monats October ein, deren Zahl in den Wintermonaten December und Januar ihre Höhe erreicht. Durch die in Herbst gewöhnliche, nasskalte, neblige und häufig wechselnde Witterung, werden meist Störungen in der Hautfunction veranlasst; woraus verschiedene rheumatisch-catarrhische Affektionen, Augen- und Halsentzündungen, Schnupfen, Zahnschmerzen, Ohrenstechen, Rothlauf, Anschwellungen der Drüsen, häutige Bräune, Durchfälle, Ruhren

und besonders Gicht entstehen. Auf Gichtkranke wirkt der Herbst ausnehmend ungünstig. Die im Herbst vorkommenden rheumatischen Fieber neigen sich mehrentheils zum nervösen Charakter hin. Die Krankenzahl in dieser Jahreszeit vermehrt hier die Weinlese, wo der unmässige Genuss der Weintrauben und des Mostes Verkühlungen und Excesse im Essen und Trinken, Störungen in der Verdauung, Koliken, Durchfälle, Brechdurchfälle u. a. m. veranlassen. Die Sterblichkeit ist jedoch in den Herbstmonaten unbedeutend.

Im Winter beobachten wir die meisten Krankheiten, deren Zahl mit der Zu- und Abnahme der Kälte steigt und fällt. Man glaubt allgemein, dass eine strenge und trockene Kälte gesunder sei, als warmes und feuchtes Wetter, dem ist aber nicht so. Im strengen und harten Winter kommen viel mehr Krankheiten vor, als im gelinden. Gegen den allgemein angenommenen Glauben lehrt uns die Erfahrung, dass Feuchtigkeit der Luft die üblen Wirkungen sowohl grosser Hitze als grosser Kälte vermindert; wenigstens ist es gewiss, dass während eines feuchten Sommers und nach demselben, die Krankenzahl viel geringer ist, als bei einem heissen und trockenen. So bringen auch gelinde und feuchte Winter weniger Krankheiten mit sich, als trockene und strenge.

Der Winter bringt meist entzündliche Krankheiten von verschiedener Form, und verschiedener In- und Extensität hervor. Entzündungen der Hals-, Brust- und Unterleibs-Organe sind die häufigsten. Mit chronischen Brustübeln behaftete Kranke befinden sich in dieser Jahreszeit am schlimmsten. Die häutige Bräune und die fieberhaften Ausschlagskrankheiten der Kinder, als: Scharlach, Masern u. a. m. sind gefährlicher als zu einer andern Jahreszeit. Der Umstand, dass ärmere Leute im Winter aus Mangel an Erwerb, und folglich aus Mangel an Holz und an Nahrungsmitteln, auf kleine mit mephitischer, fast

nie erneuerter Luft gefüllte Zimmer beschränkt sind, erzeugt und vermehrt rheumatisch-gastrische Fieber, welche sehr leicht einen asthenischen und fauligten Charakter annehmen. Feuchte und gelinde Winter erzeugen bei uns gewöhnlich nur wenige Krankheiten, höchstens leichte rheumatisch-katarrhalische Beschwerden.

Bevor wir uns zu den einzelnen Krankheiten wenden, müssen wir noch der bei uns herrschenden, sogenannten Modekrankheiten und Modemittel erwähnen, welche besonders in der vornehmen und vornehmthuenden Welt durch wechselseitige Mittheilung entstehen. Es ist nämlich Gebrauch und Mode vieler Damen, ihre, grösstentheils eingebildeten und aus Langweile entstehenden Uebel in ihren Cerclen zu erzählen mit dem Beisatz irgend eines neuen, unschuldigen Mittels, einer neuen Heilmethode, eines geschickten Heilkünstlers etc. Die Einbildungskraft der Anwesenden stellt ihnen dann bald eine Aehnlichkeit des krankhaften Zustandes vor (wenn auch nur aus Gefälligkeit gegen die vornehme Erzählerinn), obgleich wirklich keiner vorhanden ist. Und so wird der Name einer Krankheit, eines Mittels oder einer Kurart bald allgemein Mode. So kam die Hahnemann'sche Heilmethode, so die Morisson'schen Pillen, das kalte Wasser, das Ricinusöl u. a. m. in die Mode.

Jetzt wollen wir uns zu den einzelnen, wichtigeren und bei uns häufiger vorkommenden Krankheiten wenden, bei welcher Gelegenheit wir aber unser höchstes Bedauern an den Tag legen müssen, dass bei unseren höchst mangelhaften, medicinisch-polizeilichen Anstalten es unmöglich ist, eine genaue Aufzeichnung sowohl der jährlich behandelten Kranken, als auch der einzeln vorkommenden Krankheiten zu erlangen.

Entzündungen, wie schon erwähnt wurde, kommen bei uns in allen Gestalten und Formen sehr häufig vor; am häufigsten aber die Entzündungen der Hals- und Brustorgane; weniger die des Kopfes und der Baueingeweide.

Die Lebensperiode, in welcher sie am häufigsten stattfinden, ist die des blühenden, jugendlichen Alters von ungefähr 16 bis 36 Jahren, wo die Blutbereitung und die Arteriosität praedominirt; doch sind sie auch in anderen Lebensperioden, ja sogar im hohen Alter nicht selten anzutreffen. Die entzündungswidrige Heilmethode unserer Aerzte ist nach dem Grade der Entzündung, nach dem Charakter des Fiebers, nach dem Organe und dessen Wichtigkeit für die thierische Oekonomie und anderen Momenten, verschieden. Allgemeine und örtliche Blutentleerungen, Nitrum, Calomel und kaltes Wasser sind ihre hauptentzündungswidrigen Mittel.

Unter den Fiebern tieferer Bedeutung sind die rheumatisch-nervösen, die gastrisch-nervösen und die rein nervösen bei uns die häufigsten.

Rheumatismus und Gicht kommen hier ebenfalls sehr häufig vor. Viele unserer Aerzte werfen noch immer beide Krankheiten zusammen, und machen zwischen selben keinen Unterschied, was natürlich in therapeutischer Hinsicht zu manchem Missgriffe Veranlassung gibt.

Die schweisstreibende Methode, welche in der Behandlung des acuten Rheumatismus nur zu häufig angewendet wird, entspricht der Erwartung nicht immer. Denn abgesehen davon, dass sie in vielen Fällen die Reizung in Entzündung verwandelt, oder auch Ueberreizung herbeiführt; so hätte auch der Umstand schon die Aerzte in Anwendung dieser Methode beschränken sollen, dass in fieberhaften Rheumatismen die Haut zuweilen in Schweißen zerfließt, und der Schmerz dennoch fort dauert. Die unteren Klassen, besonders in Ofen, gebrauchen gegen frische Rheumatismen die Ofner Thermen meist mit ungünstigem Erfolge. Diess ist ganz natürlich; denn in acuten Rheumatismen ist die Haut in erethistischem Zustande und folglich ist alles, was diesen erhöht, schädlich, und was ihn mindert nützlich. Mit den topischen Mitteln wird von Aerzten und Nichtärzten sehr viel Unfug

getrieben. Salben, Pflaster, Blutegel werden ohne Unterschied durch einander gebraucht. Mit den Blutegeln aber wird der meiste Schaden angerichtet. Es ist nicht zu läugnen, dass bei uns die Rheumatismen zuweilen sehr heftig sind, dass in den benachbarten Gebilden, ja den Gelenken selbst, eine wahre Entzündung entstehen kann, wo die Blutentleerung unentbehrlich ist. Es giebt aber auch Aerzte, die jeden rheumatischen Schmerz sogleich mit Blutegeln behandeln, auf diese Weise verwandeln sie aber den acuten Rheumatismus in einen chronischen. Geschieht diess in den Gelenken, wo die aponeurotischen Häute so gefässarm sind, so führen sie leicht Ankylosen herbei. Gegen chronische Rheumatismen und zurückgebliebene Steifigkeit der Gelenke sind die Ofner Thermen ausgezeichnet gut.

Die Gicht ist bei uns in allen ihren Formen sehr häufig anzutreffen. Entwickelte Podagra-Anfälle kommen seltner vor; desto öfter unvollkommene Gichtanfalle; am öftersten aber die anomale Gicht in allen ihren proteusartigen Formen, und zwar so modificirt, dass die wesentlichen Symptome der wahren Gicht nur unvollkommen, zuweilen gar nicht vorhanden sind, und die Krankheit in einer ganz fremdartigen Gestalt unter der Maske fast jeder chronischen Krankheitsform auftritt, sowohl den Kranken als auch den Arzt täuscht, und daher bei Beurtheilung schwerer und verwickelter, chronischer Krankheiten als verborgene Ursache nicht genug berücksichtigt werden kann. Indessen wird der Name Gicht von unseren Aerzten und Nichtärzten sehr oft gemissbraucht, um nur auch das unbedeutendste rheumatische Leiden desto wichtiger zu machen; oder aber um in Ermangelung einer deutlichen Diagnose sich hinter diesem Schilde zu verbergen. Sie sehen sogar bei Kindern Gicht, obwohl es erwiesen ist, dass diese Krankheit meist nur in die zweite Hälfte des menschlichen Alters, in die Involutionsperiode, fällt. Wenn nämlich bei reichlicher Ernährung gewisse

Theile des Blutes in der thierischen Oekonomie nicht mehr verwendet, aber auch nicht aus dem Organismus hinausgeschieden werden; so pflegen sie die Gicht mit allen ihren Formen zu veranlassen. Daher gehen dieser Krankheit stets Unordnungen im Pfortadersystem voran, welche durch Digestionsbeschwerden Flatulenz, Säureerzeugung, Verschleimung, Apepsie, Obstruktionen, das Gefühl von Druck, Oppression in der Herzgrube, sogar Palpitation des Stammes der Pfortader; die Auftreibung der Gegend zwischen Leber und Milz, Nabel und Scrobiculo Cordis, und die ganze Reihe von Erscheinungen, die Folge der Alimentation und der Funktion dieser Gebilde, dann der damit zusammenhängenden Veränderungen anderer Organe sind, sich kund geben, und welche später in gichtische Anfälle, entzündliche Gelenkaffektionen, Gichtknoten und kalkerdige Konkremeute übergehen. Der häufige Genuss der sauren und der starken, feurigen Weine und die reichbesetzten Tafeln sind mächtige Ursachen der bei uns so häufig vorkommenden Gicht und Haemorrhoiden. Die Disposition zu der Gicht liegt schon in dem vorgerückten Alter, aber die Lebensart bringt selbe zur Reife und zum Ausbruch. Die Erzeugung der Gichtmaterie geschieht offenbar in den Digestions- und Chylifikationsorganen. Daher ist zur Heilung der Gicht die ausleerende Methode durch Urin, Schweiss und Stuhlentleerungen die einzig heilsame, welcher aber zur Verhütung neuer Anfälle die stärkende Methode nachfolgen muss. Resina Guajaci, Flores sulphuris, Rhabarber, Vinum semin. Colchici autumn. und die auflösenden Ofner Thermen sind die Hauptmittel unserer Aerzte gegen diese Krankheit. Quassia China und Eisen beschliessen die Kur. Alle übrige, berühmte und nichtberühmte Mittel gegen diese Krankheit kann man füglich entbehren. Ich hielt mich absichtlich etwas länger bei diesem Artikel, weil in Betreff dieser und der folgenden Krankheit bei uns gar irrige Meinungen herrschen.

Auch die Haemorrhoidalkrankheit und die Haemorrhoiden sind bei uns sehr häufig, ja man kann sagen, dass es nur wenig Individuen gibt, die nicht mit der Gicht- und Haemorrhoidal-Krankheit in einem gewissen Grade behaftet wären; sie wechseln sogar nicht selten in einem und demselben Individuo mit einander ab. Beider Ursprung ist im Unterleibe, ob aber beide dieselbe nächste Ursache haben, und nur auf verschiedene Weise und in verschiedenen Organen sich kund geben, ist schwer zu unterscheiden. Diese Krankheit gehört zu den höchst chronischen, und begleitet den Menschen oft durch das ganze Leben; sie ist sehr allgemein und obwohl an und für sich nicht gefährlich, so ist sie doch sehr wichtig, weil sie eine der häufigsten und verkanntesten Ursachen einer Menge chronischer Krankheiten abgibt, auf welche der Arzt nicht genug Rücksicht nehmen kann.

Will man die Haemorrhoidalkrankheit heilen, so muss man die ganze Lebensweise des Menschen ändern, was nicht immer thunlich ist, und daher ist dieses Uebel so schwer zu heben. Strenge Diaet, magere Kost, Obst- und Milchspeisen, frisches Wasser zum Trinken, fleissige Bewegung in der freien Luft, Reinlichkeit des Körpers, mässiger Genuss der Liebesfreuden sind Momente, welche die Haemorrhoiden zu verhüten und die schon vorhandenen zu beseitigen im Stande sind. In der Behandlung dieser Krankheit wird von unseren Aerzten die auflösende und gelind eröffnende Methode allgemein und mit gutem Erfolg in Gebrauch gezogen, wobei uns die Ofner Thermen eine sehr willkommene Gabe sind. Ausser dem wird das bekannte Haemorrhoidalpulver, aus Weinstein, Magnesia, Schwefel, Rhabarber und Zucker bestehend, sehr häufig angewendet.

Drastische Abführmittel werden in dieser Krankheit, meist aber nur von Laien, gemissbraucht, um die gewöhnlichen Stuhlverhaltungen zu heben. Die schwedischen-, Seehofer'schen- und die Servitentropfen; dann

die verschiedenen Pillen, welche meist aus Aloe, Coloquinthen, Rhabarber und anderen drastischen Mitteln bestehen, und deren Gebrauch eine Abdominalplethora und folglich auch die Haemorrhoiden erzeugt; dann der Missbrauch des Bittersalzes, des Püllnaer- und Saidschützer Bitterwassers, deren anhaltender Gebrauch die Schleimhaut der Därme mächtig erschlafft und zu Haemorrhoiden disponirt, gehören hierher.

Die Lustseuche ist bei uns ebenfalls sehr häufig und in allen Formen anzutreffen. Es kann aber auch da nicht anders sein, wo eine Menge junger unverheiratheter Leute und eine bedeutende Besatzung leben; wo die zwei Städte, wegen der Anwesenheit der Landesbehörden und eines bedeutenden Handelsverkehrs den häufigen Besuchen von Fremden und Landleuten ausgesetzt sind, und wo eine sehr mangelhafte polizeiliche Aufsicht über die ungeheure Menge feiler Dirnen von allen Gattungen Statt findet.

Unsere venerischen Kranken pflegen ihre Krankheiten stets zu verheimlichen und meist, besonders im Anfange, nur bei Winkelärzten, Quacksalbern und radotirenden Chirurgen, Hülfe zu suchen. Erst dann, wenn das Uebel eine schlechte Wendung zu nehmen droht, oder gar zu lange dauert, pflegen sie sich an ordentliche Aerzte zu wenden. Daher sind bei uns veraltete venerische Uebel, Lues syphilitica universalis und Syphilis larvata nicht gar selten anzutreffen; aber doch nicht so häufig, als man nach der sehr häufigen Ansteckung schliessen könnte, was, zum Theil, einen Beweis liefert, dass viele an den Genitalien vorkommende Uebel, als venerisch betrachtet werden, welche es nicht sind. Und in der That wird bei uns fast jedes, an den Geschlechtstheilen vorkommende Uebel als venerisch behandelt, was allerdings sehr viel Unheil stiftet, besonders da unsere Aerzte alle solche Uebel mit Mercur behandeln, was wahrhaft unrecht ist. Nicht jedes, auch nach dem Beischlaffe an den Geschlechtstheilen vorkommende Uebel ist venerischer Na-

tur. Es gibt sehr viele Ursachen, die in Folge des Beischlafs eine örtliche Entzündung, welche die Tendenz zur Eiterung hat, erregen. Solche Ursachen sind: Mangel an Reinlichkeit, scharfes Menstrualblut, weisser, nicht syphilitischer Fluss, lange Reibung etc. Da diese verschiedenen Zustände aber im Anfange sehr schwer zu unterscheiden sind, so ist es immer besser, alle an den Genitalien vorkommenden Uebel im Beginne, bei sehr strenger Diaet, nur einfach antiphlogistisch und ohne Quecksilber zu behandeln. Die Zeit gibt uns bei einer auch nur geringen Aufmerksamkeit, über den venerischen oder nicht venerischen Character des Uebels, den besten Aufschluss.

Vom Tripper halten viele unserer Aerzte, dass er niemals venerischen Ursprungs sei, und niemals die Lues universalis veranlasse. Aber die vielen, Jahre lang dauernden, Tripper sind ein schlagender Beweis, dass sich jene im Irrthume befinden. Man kämpft oft Monate, auch Jahre lang mit allen balsamischen und tonischen Mitteln gegen den Nachtripper, und er weicht nicht; aber auf die Anwendung der Mercurialmittel verschwindet er sicher, wovon ich ein merkwürdiges Beispiel beobachtet habe.

In Heilung der venerischen Krankheiten wird das Calomel von unseren Aerzten am meisten in Gebrauch gezogen. Meiner Erfahrung zu Folge, ist das Calomel in Entzündungen ein vortreffliches Mittel, aber in der Syphilis ist es, wie sich Dr Pittschafft ausdrückt, ein wahrer Unheilstifter. Sein Gebrauch erfordert eine sehr strenge Diaet, und führt bald Salivation herbei, die uns, besonders, wenn sie zu früh eintritt, sehr unwillkommen ist, sie erfolgt oft schon nach einigen Granen. Mit solchem Erfolge nicht zufrieden, wandte ich die vollkommenen Mercurialoxyde, namentlich den sublimatus corrosivus, vorzüglich aber den praecipitatus ruber an, und bin mit dem Erfolge so zufrieden, dass ich jetzt nur diese sowohl in frischen als auch inveterirten Uebeln anwende. Sie verlangen ein gehöriges Warmhalten, aber keine so strenge

Diaet, als die halboxyde. Der Magen verträgt sie recht gut, nur müssen sie in so kleinen Gaben gereicht werden, dass sie selben durchaus nicht belästigen; sie sind auch in kleinen Gaben sehr wirksam, auf welche Weise sie, besonders in veralteten Fällen, länger gebraucht werden müssen, und schaden nur dann, wenn sie so unverständig gegeben werden, dass sie als Corrosiva auf Magen und Darmkanal wirken. In dieser Beziehung ist die im Pesther Bürgerspital allgemein eingeführte Dzondische Methode stets zu fürchten.

Unter den Schwindsuchten kommt die Lungensucht bei uns am häufigsten vor. Nicht bloss abgelebte Greise, sondern selbst den blühendsten, trefflichsten Theil der Bevölkerung rafft diese furchtbare Krankheit mitten aus der schönsten Wirksamkeit hinweg; sie verschont zwar kein Alter und kein Geschlecht, ist aber gerade in der Zeit vom 20-ten bis zum 35-ten Lebensjahre am häufigsten. Unsere Todtenprotokolle sind in der wahren Bestimmung dieser Krankheit unrichtig. Alle Arten von Schwindsuchten kommen meist unter dem Namen Abzehrung vor, ohne genaue Bestimmung des Organs, welches eigentlich leidend war. Die Lungensucht ist ein Gemeinübel aller grossen Städte, denn die Schädlichkeiten welche sie veranlassen, sind allen mehr oder weniger gemein, und je ausgedehnter eine Stadt, desto häufiger ist die Krankheit, besonders, wenn die Stadt auf sandigem Boden liegt, wo die Einwohner in staubiger Luft schnell und weit zu gehen haben. In Beziehung auf unsere beiden Städte verdienen vorzüglich folgende Schädlichkeiten erwähnt zu werden: Erstens, das Bergsteigen in Ofen, und das Treppensteigen in beiden Städten, wodurch beständig Blutcongestionen gegen die Lungen Statt finden. Zweitens, das Einathmen von Sand und Staub. Der sandige Boden und die Unreinlichkeit bringt es mit sich, dass die Städte bei einem nur einigermaassen heftigen Winde in Staubwolken eingehüllt sind. Der Staub, be-

sonders wenn er gröber ist, reizt stets die Athmungsorgane, erregt Katarrhe, Entzündungen, Vereiterungen und andere Entartungen in denselben. Müller, Bäcker, Wollkämmer, Steinmetze, Maurer u. a. werden, aus dieser Ursache; sehr häufig lungensüchtig. Dass der Staub für die Lungen sehr schädlich ist, beweist die in der Praeparatensammlung der Josephsakademie in Wien aufbewahrte Lunge eines Steinhauers (Steinmetz), deren Luftgefäße alle mit Steinstaub ausgefüllt sind, so, dass das Praeparat das Ansehen eines Petrificats hat. Drittens, der Missbrauch hitziger Getränke und des Tabakrauchens, besonders bei jungen Leuten. Viertens, häufiger und schneller Wechsel der Temperatur. Kommen nun diese Schädlichkeiten zu einer ererbten Anlage, so bleibt die Krankheit gewiss nicht aus.

In der Heilung der ausgebildeten Lungensucht sind unsere Aerzte, so wie es aller Orten der Fall ist, unglücklich. Trotz der pomphaften Ankündigung des englischen Arztes Ramadge (Die Lungensucht heilbar etc.); stimmen alle besseren Aerzte darin überein, dass diese Krankheit nur in dem Zeitraume der Entwicklung, welcher Jahre lang dauern kann, durch Verhütung der vollkommenen Ausbildung gehoben werden kann. Von der Erkenntniss dieses Zeitraumes und von dem genauen Unterschiede des individuellen Falles, ob nämlich Atonie oder Phlogosis oder gesteigerte Nervosität der Lungen, ob Lungentuberkeln, abdomineller Consensus, Lungenmetastase u. a. m. vorhanden seien; hängt das ganze Heil des Krauken ab. Durch die Entfernung der erwähnten krankmachenden Potenzen, werden der fernern Entwicklung der Krankheit Schranken gesetzt. Die Mittel hiezu sind nach Verschiedenheit des individuellen Falles verschieden. Kleine Aderlässe, Blutegel, Zugpflaster, Fontanelle am Oberarm, Dulcamara, Hyoseyamus, Aqua Laurocerasi, Molken- und Milchkuren, Selterser Wasser mit Milch, Lichen islandicum und Lichen Carageen, Tussila-

go, Marrubium album, die Inhalationsmethode nach Ramadge u. a. m. Aber bei der ausgebildeten Lungensucht muss man sich leider nur auf ein palliatives Verfahren beschränken, wozu die erwähnten Mittel ebenfalls gut sind. — Leider machen unsere Aerzte in Brustkrankheiten vom Stethoskop durchaus keinen Gebrauch. Ich bin aber vollkommen überzeugt, dass ohne die richtige Anwendung der Percussion und Auscultation in Brustkrankheiten keine vollkommene Diagnose möglich sei.

Unsere Aerzte pflegen die wohlhabenderen Schwindsüchtigen beider Städte in das Ofner Gebirge, namentlich in das romantische Thal, Auwinkel genannt, zu senden. Und in der That werden dadurch viele solcher Kranken hergestellt; wenn sie nur nicht gar im letzten Stadio der Krankheit dahin gesendet werden. Es wäre zu wünschen, dass in diesem Thale mehrere bequeme Wohnungen und eine Molkenanstalt errichtet würden. Auf den hoch gelegenen Orten, als: am Schwabenberg, bei der schönen Schäferinn u. a., wo beständige Winde wehen, dürfen Brustkranke nicht wohnen; diese Orte eignen sich besser für Unterleibskranke, Hypochondristen, hysterische Frauen, bleichsüchtige Mädchen, skrophulose Kinder u. a. m.

Die Bleichsucht ist bei unsern Mädchen, vorzüglich aus den gebildeteren Ständen, nicht gar selten. Die Anwendung der Ofner Thermen, um die Hautthätigkeit zu befördern, mässige Bewegung in freier Luft und der innerliche Gebrauch der Eisenmittel, mit Berücksichtigung der Verdauungskräfte, sind stets hinreichend, um das Uebel zu besiegen.

Der weisse Fluss ist bei unserem weiblichen Geschlechte sehr häufig anzutreffen, und weil selber meist verheimlicht und der Arzt seinetwegen nur in höchster Noth zu Rathe gezogen wird; so ist er eine der langwierigsten und am schwersten zu heilenden Krankheiten, besonders, wenn er Wirkung einer nicht zu ändernden Lebensart, oder Symptom jeder Menstruation ist.

Hysterie und **Hypochondrie** kommen bei uns auch häufig vor. Beide Formen werden vor der Pubertät nicht beobachtet; die kindliche Unbefangenheit scheint dagegen zu schützen. Die Erscheinungen dieser Krankheiten, in welchen die Phantasie eine so mächtige Rolle spielt, sind sehr mannigfaltig, und einem beständigen Wechsel unterworfen. Solche Kranke sind eine wahre Plage für die Aerzte, mit denen sie beständig wechseln. Jedermann ist zu bedauern, der vom Geschick zur nächsten Umgebung eines Hypochondristen oder eines hysterischen Frauenzimmers verdammt ist. Alte Junggesellen werden meist hypochondrisch; alte Jungfern hysterisch. Männer, welche an venerischen Krankheiten gelitten haben, und sich mit der Lectüre medizinischer Bücher beschäftigen, werden gewiss hypochondrisch. Wegen Unbeständigkeit dieser Kranken kann man in therapeutischer Hinsicht zu keinem sichern Resultate gelangen. Reisen, Genuss der freien Natur, Bäder und der innerliche Gebrauch der Mineralwässer sind Mittel, welche uns gegen diese Krankheiten am besten zu Statten kommen.

Die Krätze ist hier unter den Juden sehr häufig. Es gibt Familien, wo alle Individuen zusammen krätzig sind. Sie bekommen die ersten Tage ihres Lebens die Krätze, und werden damit alt; es fällt ihnen nie ein, sich davon zu befreien, weil sie sich dabei sonst gut befinden. Da diese Krankheit wirklich ansteckend ist, so theilen sie selbe auch andern Einwohnern, besonders den unteren Klassen, mit denen sie in Berührung kommen, mit. Unter den Soldaten, den Schneidern und auch anderen Handwerkern, die mit der Wolle sich beschäftigen, ist diess Uebel häufig anzutreffen. Unsere Spitäler zählen stets viele Krätzige; denn die Aerzte geben sich in der Privatpraxis mit dieser Krankheit nicht gern ab. Die Schwefelräucherungen, die in der medizinischen Klinik gegen diese Krankheit öfters angewendet wurden, entsprachen dem Zwecke durchaus nicht. Man pflegt solche

Kranke in die Ofner Thermen zu schicken, welche anhaltend gebraucht in frischen, noch nicht veralteten Fällen sich zuweilen hülfreich zeigen. Aber diese Bäder bleiben stets nur ein Adjuvans und kein specifisches Mittel gegen die Krätze. Das Volk pflegt Einreibungen von der bekannten Schwefelsalbe, die es auf verschiedene Weise modificirt, gewöhnlich beim warmen Ofen zu machen, und mit gutem Erfolg. Man muss aber diese Einreibungen so machen, dass man einen leichten, entzündlichen Zustand auf der Haut hervorbringt; daher ist es rathsam der Salbe auch Salmiak zuzusetzen, und anstatt des fettes Seife zu nehmen; weil die mit Fett zubereiteten Salben die Wäsche zu Grunde richten. Der Gebrauch der Bäder unterstützt die Kur bedeutend.

Schlagflüsse kommen hier ebenfalls häufig vor. Die hier fast allgemein übliche Methode, jedem vom Schlagfluss gerührten zur Ader zu lassen, ist in der That nicht zu billigen. Wie viele andere Zustände, ausser der Vollblütigkeit, können nicht den Schlagfluss herbeiführen?

Augenkrankheiten sind im Verhältniss zur Bevölkerung, zu dem häufigen Temperaturwechsel, und zu dem ungeheuren Staub nicht sehr häufig.

Geisteskrankheiten sind in den zwei Städten zum Glück noch nicht zahlreich. Zum Glück sage ich, denn wir besitzen noch im ganzen Lande keine Irrenanstalt, wo man die unglücklichen Geisteskranken unterbringen könnte. Sind sie ruhige Narren, so laufen sie frei herum, meist dem Volke zum Spott. Sind sie aber der Gesellschaft gefährlich, so werden sie in irgend ein Loch, oder in eine Detentions-Kammer geworfen, wo sie dann, zur Schande der Menschheit gleich einem gemeinen Verbrecher, unbarmherzig verwahrlost werden. Einige solche Detentionskammern besitzen die Civilspitäler sowohl in Pesth als in Ofen. Man kann billigerweise von einzelnen Gemeinden nicht fordern, dass sie wohl eingerichtete

Irrenanstalten besitzen sollen; aber das Reich könnte endlich einmal ernstlich darauf bedacht sein, ein solches Institut zu errichten. Denn dass man im ganzen Lande viele solcher Unglücklichen findet, ist gewiss. Seit vielen Jahren hört man von einem zu errichtenden Irrenhause, und fast bei jedem Reichstage kommt dieser Gegenstand zur Sprache, aber noch immer ohne Erfolg. Sollte es doch einmal zu Stande kommen, so möge man die Ideen des trefflichen Langermann, über Behandlung der Wahnsinnigen, erkennen und beherzigen. Möge man eine Irrenanstalt stets als ein paedagogisches Institut, in welchem der Geistes-Unmündige (der Wahnsinnige) zum Menschen wieder erzogen wird, betrachten, und darnach einrichten.

Nachdem wir die bei uns am häufigsten vorkommenden Krankheiten der Erwachsenen bereits abgehandelt haben, gehen wir zu jenen der Kinder über.

Unter den Kinderkrankheiten kommen: hitzige Kopfwassersucht, häutige Bräune, Scharlach, Masern, Skropheln, Rhachitis, Durchfälle und Atrophie am häufigsten vor.

Jeder Arzt der nur einiger Praxis sich erfreut, selbst wenn er nicht in jedem fieberhaften Zustande der Kinder, wie er so oft vorkommt, sogleich eine Entzündung wittert, muss doch gestehen, dass bei uns fieberhafte Hirnaffektionen, ganz vorzüglich aber die hitzige Hirnhöhlenwassersucht bei Kindern, sehr häufig vorkommt. Sie ist bis zum achten Jahr anzutreffen; doch am öftersten in den zwei ersten Lebensjahren zur Zeit der Dentition. Es ist bekannt, dass die Vegetation des Gehirns in dieser Lebensperiode viel stärker ist, als die aller übrigen Organe, und dass es folglich in einem mehr oder minder erethistischen Zustande sich befindet. Wer diese wichtige Epoche des kindlichen Organismus genau kennt, der wird es sehr natürlich finden, dass bei der geringsten zufälligen Störung als: durch Schrecken, Erschütterung beim

Fallen, Diaetfehler, äussere Hitze, Erkältung u. a. m. die genannte Krankheit entsteht.

Das allgemein übliche antiphlogistische Verfahren unserer Aerzte gegen diese Krankheit zeigt sich sehr hülffreich. Aber nachdrückliche Blutentleerungen verträgt diese Krankheit doch nicht. Eine dem Kindesalter und dessen Konstitution angemessene Anzahl von Blutegeln hinter die Ohren gelegt, und andere die Vegetation des Gehirns beschränkende Mittel als: Calomel, kalte Ueberschläge, kleine, öfter zu wiederholende Senfteige, auf die unteren Extremitäten, Essigklystiere u. a. m. sind meist hinreichend, um die beginnende, ja, um sogar die vorgerückte Krankheit zu beseitigen. In einem hoffnungslosen Falle, wo die eben genannten Mittel keine Besserung bewirkt zu haben schienen, liess ich auf den abgeschorenen Hinterkopf des schon bewusstlosen, zwei und ein halbes Jahr alten Kindes, ein tüchtiges Cantharidenpflaster setzen, und mehrere Tage in Eiterung unterhalten, worauf es sich allmählig besserte und auch genas. Das Kind verbrauchte 26 Gran Calomel binnen vier Tagen, ohne auch nur eine Spur der Salivation. Dieser Fall war in jeder Hinsicht merkwürdig, besonders da er ein Kind aus einer Familie betraf, wo diese Krankheit erblich war, und in welcher bereits schon vier Geschwister des Kindes an ähnlichen Kopfszufällen gestorben waren.

Auch die häutige Bräune kommt bei uns sehr häufig vor und rafft viele Kinder weg. Der häufige Temperaturwechsel, besonders bei herrschendem Nordostwind gibt Veranlassung zu dieser Krankheit. Kinder bis zum 8-ten Jahre sind dem Croup am meisten unterworfen. In späteren Jahren ist das Uebel seltener. Schon der Name dieser Krankheit setzt die besorgten Mütter in Furcht und Schrecken, so dass sie bei jeder katarrhalischen Affektion mit Heiserkeit verbunden sogleich an die Bräune denken. Allerdings ist eine genaue Diagnose Anfangs sehr schwer; daher ist es rathsam, sobald irgend ein Verdacht der

Krankheit obwaltet, sogleich diejenigen Mittel in Anwendung zu bringen, welche, ohne auf das Allgemeinbefinden der Kranken zu eingreifend zu wirken; doch einer beginnenden Ausschwitzung in der Luftröhre zu begegnen im Stande sind; destomehr, da die Krankheit nicht immer acute und plötzlich als solche auftritt; sondern oft aus einem gewöhnlichen Katarrhal-Leiden sich entwickelt, wo sie dann leicht übersehen werden kann. Ein aus einem bis zwei Gran Cupri sulphurici bestehendes und gegebenes Brechmittel und ein Senfteig um den Hals entsprechen diesem Zwecke vollkommen. Seit dem wir die herrliche Wirkung des Cupri sulphurici, in acuten Fällen, kennen lernten, ist uns um die Heilung dieser Krankheit nicht mehr so bange. Seit fünf Jahren verlor ich wenigstens keinen Kranken daran; obwohl mir mitunter auch recht heftige Fälle vorgekommen sind. Es gibt heut zu Tage keinen echten Praktiker mehr bei uns, der im Croup des sonst in dieser Krankheit so hoch gepriesenen Calomels sich bediente. Man pflegt nach Anlegung einiger Blutegel ein Brechmittel ex Cupro sulphurico plena dosi zu reichen, und selbes noch ein oder zwei Tage dosi refracta fortzusetzen, bis alle Gefahr verschwindet. In minder heftigen Fällen sind selbst die Blutegel entbehrlich.

Scharlach und Masern kommen bei aus, wie wir schon angedeutet haben, zuweilen epidemisch vor; aber auch sporadisch erscheinen sie, und versetzen die Aeltern in Schrecken und die Kinder sehr häufig in Todesgefahr.

Natürliche Blattern kommen bei uns seit der Einführung der Kuhpockenimpfung selten und nur in einzelnen Fällen, desto öfter aber die Varioloiden oder die modificirten Pocken vor. Im Herbste 1834 und im Winter 1835 hatten wir zwar in beiden Städten mehrere bösartige Fälle von natürlichen Blattern, von denen selbst vaccinirte Individuen nicht verschont blieben, wodurch natürlich der Glaube an die Schutzkraft der Vaccine in den Augen des Publikums zu wanken anfang. Zu dieser Zeit wurden

viele Individuen revaccinirt und mit Erfolg, andere nicht, wobei es sehr schwer zu entscheiden ist, ob nicht vielleicht die erste Vaccination mangelhaft und folglich unzureichend gewesen? oder aber erlischt in gewissen Individuen nach einer unbestimmten Zeitfrist die schützende Kraft der Vaccine wirklich, und die Receptivität für natürliche Blattern kommt wieder zum Vorschein! Jedenfalls lässt sich der Werth der Vaccine nicht in Abrede stellen. Wir wissen, dass selbst das Ueberstehen der natürlichen Pocken keine unbedingte Sicherheit gegen wiederholte Ansteckung gewährt, und dann sind Varioloiden, die nicht selten nach der Vaccine erscheinen, im Vergleich mit den wahren Menschenpocken, eine höchst unbedeutende, äusserst selten mit Gefahr verbundene, Krankheit. Es gibt aber, vorzüglich unter den gebildeteren Ständen Viele, die die Vaccine aus einem andern Grunde sogar für schädlich halten, und deshalb ihre Kinder nur mit Widerwillen einimpfen lassen. Sie leben nämlich in dem Irrwahn, dass die vielen Unreinigkeiten, die sonst bei natürlichen Blattern aus dem Körper herausgeschafft wurden, seit der eingeführten Kuhpockenimpfung aber im Körper zurückgehalten werden, viele Krankheiten und vorzüglich die Skropheln veranlassen! Als wenn gedachte Unreinigkeiten im Körper wirklich praeexistirt hätten, während sie doch nur nach Aufnahme des Giftes, und als Folge dieses, sich erzeugen. Die Unreinigkeiten, welche durch die Pestbubonen aus dem Körper herausgeschafft werden, müssten auch im Körper praeexistirt haben, was zu behaupten doch eine Absurdität wäre. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass wenn Skrophelanlage im Körper bereits vorhanden ist, selbe in Folge des durch die Kuhpockenimpfung erfolgten Fiebers, in eine wirkliche Krankheit ausbrechen kann. Diese Erfahrung hat selbst die Aerzte irre gemacht, obwohl sie kein Argument gegen die Vaccination sein kann; denn in den genannten Fällen würden die Skropheln früher oder später, bei ir-

gend einer andern Veranlassung, dennoch immer ausbrechen.

Seitdem die Regierung die weise Maassregel ergehen liess, dass kein Kind in die Schule und kein Lehrling zu irgend einem Handwerk, ohne das Zeugniß über überstandene Kuhpockenimpfung zuzulassen sei; widersetzt sich das Volk der Vaccination nicht mehr. Diese weise Maassregel der Regierung wirkt besser, als alle Kanzelreden und andere Zwangsmittel.

Die Kuhpockenimpfung wird von allen hiesigen, vorzüglich aber städtischen Aerzten, mit besonderem Eifer betrieben. In beiden Städten existiren hiezu eigene Kommissionen, deren Praeses der erste Physikus ist. Alle Aerzte sind verpflichtet die Tabellen der von ihnen Vaccinirten dem ersten Physicus einzusenden. Die städtischen Aerzte pflegen in den Schulen ihres Bezirks die Kinder der ärmern Klasse unentgeltlich zu impfen, wofür sie laut einer hochlöblichen k. Statthaltereiverordnung, aus der städtischen Kassa honorirt werden sollten; was aber nur sehr unordentlich oder gar nicht geschieht. Die Herren Aerzte, die um die Einführung und Fortpflanzung der Vaccine in den beiden Städten sich am meisten verdient gemacht haben, sind: der weiland Protomedicus Pfisterer, Lenhossék, Bene, Birly, Szombathy, Streit, Manovetz, Christen der ältere; dann die Wundärzte Gregori, Losteiner, Rosendorfszki, Ruisz a. a. m.

Skrophelkrankheit und Rhachitis sind verwandte Krankheiten und der Unterschied besteht bloss darin, dass die erste in den weichen und die letzte in festen Theilen haftet. Beide Krankheiten sind bei uns, wie in allen grösseren Städten sehr häufig. Man findet sie in allen Ständen; in Pallästen eben so, wie in den ärmsten Hütten. Zwei Ursachen sind es, die diesen Krankheiten zum Grunde liegen, nämlich: fehlerhafte Ernährung und erbliche Anlage. Die erste Ursache ist bei armen Leuten anzutreffen; übrigens aber auch bei Reichen, wo zwar

nicht Mangel an guten Nahrungsmitteln, sondern Mangel an verständiger Darreichung derselben, daran Schuld ist. Die zweite Ursache ist eher bei höheren Ständen anzutreffen. Ich kenne wohlhabende Familien, in welchen auf die physische Erziehung der Kinder jede vernünftige Sorgfalt verwandt wird, und die Skrophelsymptome zeigen sich doch; die man sorgfältig bekämpfen muss, wenn man dem Ausbruche der Krankheit vorbeugen will.

Dass nebst erblicher Anlage eine fehlerhafte und für die schwachen Verdauungskräfte unpassende Ernährung an den Skropheln Schuld sei, ist ausser allem Zweifel; so wie es auch gewiss ist, dass ohne Mutterbrust aufgezogene Kinder fast alle in die Skropheln verfallen, und zwar um so gewisser, je weniger Sorgfalt auf ihre Auferziehung verwendet wird. Ich sah es so oft, dass von kränklichen Aeltern erzeugte Kinder, welche bis zum Durchbruch der Zähne keine andere Nahrung, als die Milch einer gesunden Mutter oder Amme bekamen, ausser dem rein gehalten wurden und in gesunden Wohnungen wohnten, von den Skropheln verschont blieben, während Kinder von zwar gesunden aber unverheiligten Müttern, die von diesen fremden, meist armen Leuten zum Aufziehen übergeben wurden, entweder atrophisch starben, oder skrophulös wurden. Es ist gewiss, dass, wenn man Kinder unter einem Jahre mit Mehlbrei, Brot, Kartoffeln und allerlei Gemüse füttert, wenn man sie in Schmutz und Unreinlichkeit liegen und in dumpfen und feuchten Stuben wohnen lässt; die armen Geschöpfe entweder atrophisch sterben, oder aber in die Skropheln und die englische Krankheit verfallen müssen. Man denke sich nur die Zartheit der Verdauungsorgane im ersten Lebensjahre, und man begreift leicht, dass grobe Nahrungsmittel nicht gehörig verarbeitet werden können, was viel Schleim und Säure, schlechten Chylus und fehlerhafte Sanguification erzeugt, wodurch natürlich eine mangelhafte Ernährung,

Diarrhoeen, Atrophie, Skropheln und Rhachitis als Folge sich ergeben.

Die Resultate der Behandlung der Skrophelkrankheit sind bei uns nicht sehr günstig, weil es nicht immer in unserer Macht steht, alle Einflüsse und Verhältnisse, die den Skrophulosenprozess bedingen, zu entfernen. Durch den Gebrauch der Arzneien allein kann die Kur nimmer gelingen. Hingegen gelingt durch die Realisirung der gedachten Momente häufig, wenigstens im Anfange, allein schon die Heilung.

Doppelte Glieder und Höcker sieht man schon in dem ersten und zweiten Lebensjahre sich bilden. Ausweichungen, und Verkrümmungen sowohl der Wirbelsäule als auch anderer Theile aber erst später, vom zehnten bis zum sechszehnten Jahre, und meist nur bei'm weiblichen Geschlechte, weil dieses schon von Natur aus zarter ist, als das männliche, und durch die Erziehung vollends krüppelhaft gemacht wird. Die Mädchen machen wenig Bewegung, essen wenig und das mehrentheils nur Näsche-reien; und können folglich zu keiner Kraft kommen. Sie werden frühzeitig mit geistigen Unterricht angestrengt, wodurch die Ausbildung des Körpers und folglich auch des Knochenbaues zuruckbleibt. Hiezu kommt noch, dass sie an StICKRAHMEN, und bei andern künstlichen Handarbeiten recht fleissig in einer krumm gebeugten Stellung, meist eine Schulter höher haltend', sitzen müssen.

Diarrhoeen und Atrophie rühren bei kleinen Kindern meist von fehlerhafter Ernährung her. Oft bekommen die Kinder gleich nach der Geburt Diarrhoe, die Excremente sehen wie gehackte Eier, später grasgrün aus; die Kinder magern ab, bekommen ein altes, runzliges Ansehen, der Mund und die Lippen sind hochroth, die Augen weitgeöffnet, und werden auch im Schlafe nicht geschlossen, bis sie atrophisch sterben. Tritt aber die schlechte Ernährung später ein, so bekommen die Kinder zuerst grosse, dicke Bäuche; dann magern die Füsse ab, der Kopf schwitzt

leicht, besonders wenn das Kind schläft, der Stuhlgang ist unregelmässig, bald hartnäckig verstopft, bald stellt sich Diarrhöe ein. Die Kinder sind mehrentheils sehr gefrässig. Nun entwickelt sich allmählig eine Reihe von Erscheinungen, die die Skropheln oder die englische Krankheit, oder aber auch die Abzehrung herbeiführen.

SECHSTER ABSCHNITT.

Medizinalwesen.

Unter diesem verstehe ich sowohl die, für das öffentliche Wohl nöthigen medizinisch - polizeilichen, als auch die ärztlichen Bildungsanstalten.

Es gehört zu den vorzüglichsten Pflichten einer Staatsverwaltung, für das physische Wohl der Bürger zu sorgen; denn nur ein gesunder Bürger kann seine Obliegenheiten genau erfüllen. Daher muss, sowohl das über die Gesundheit der Bürger wachende Personale, als auch alle dahin zielenden Anstalten, einer höhern Aufsicht und Leitung unterworfen sein. Nur muss diess nicht den Nichtärzten überlassen werden; denn sind diese noch so gebildet und aufgeklärt, so sind sie doch nicht im Stande die Aerzte, ihre Handlungen und ihre Wissenschaft zu beurtheilen.

Die oberste Leitung und Verwaltung des Sanitätswesens in den zwei Städten ruht in den Händen der hochlöbl. kön. Statthalterei, und die in dieses Fach einschlagenden Referate hat der Protomedikus zu besorgen. Diese oberste Medizinalwürde im Königreiche Ungarn bekleidet gegenwärtig der kön. Landes - Protomedikus, Statthalterirath, Praeses der medizinischen Fakultät, Direktor des

medizinisch-chirurgischen Studiums an der Landes-Universität, Herr Dr Michael von Lenhossék, der, als medizinischer Schriftsteller, sich bereits eines europäischen Rufes erfreut. Seine Geschäfte sind mannigfaltig und sehr ausgedehnt. In der Eigenschaft eines Protomedikus hat er als Statthaltereirath bei dieser dirigirenden hohen Landesbehörde in Sanitätsangelegenheiten zu referiren, und vermög allerhöchster Verordnung, gehören alle auf das Medizinal-Wesen sich beziehenden Gegenstände in seine Referate. Er hat die mittelbare Oberaufsicht über das Sanitätswesen des ganzen Königreichs zu führen. Bei'm Ausbruch irgend einer Epidemie muss er sich an Ort und Stelle begeben, um die nöthigen Vorkehrungsmaassregeln zu treffen. Zu ihm gelangen alle Berichte über den allgemeinen Gesundheitszustand; über den Gang der Krankheiten; wie auch über alle, die allgemeine Gesundheit betreffenden Anstalten. Ihm käme es ebenfalls zu, die in den Komitaten, Städten und an allen im Lande befindlichen, öffentlichen Gesundheitsanstalten anzustellenden ärztlichen Individuen, den respektiven Behörden vorzuschlagen, allein dieses findet nicht Statt.

Als Direktor des medizinisch-chirurgischen Studiums hat der Protomedikus die oberste Aufsicht über sämtliche Lehrer und Schüler dieser Facultät; indem er ausschliessend die Leitung des medizinischen Unterrichts an der hiesigen Universität zu besorgen hat. An ihn gelangen daher alle auf diesen Gegenstand sich beziehenden Verordnungen der Regierung, deren Vollziehung ihm obliegt.

Für die Bildung tauglicher Aerzte wird durch die Pesther Universität gesorgt. Die Art und Weise des medizinisch-chirurgischen Unterrichts ist folgende: Erstens, zum Doktorgrad der Medizin ist, nach gehörig vollendeten philosophischen Studien, ein fünfjähriger Kurs erforderlich. Im ersten Jahre werden: Encyclopädie, specielle Naturgeschichte (Zoologie, Mineralogie, Botanik), und Anatomie vorgetragen. — Im zweiten: höhere Anato-

mie und Physiologie, Chemie und Pharmacie. — Im dritten: Allgemeine Pathologie (die Semiotik, Aetiologie und allgemeine Therapie mit einbegriffen), theoretische Chirurgie, theoretische Geburtshilfe und Pharmacologie (samt Receptirkunst). — Im vierten: Specielle Therapie, medizinische und chirurgische Klinik, Lehre von den chirurgischen Operationen und Lehre von den Seuchen der Haus-säugethiere. — Im fünften: Fortsetzung der speciellen Therapie, medizinische Klinik, theoretische und praktische Augenheilkunde, medizinische Polizei, gerichtliche Medizin, und gerichtliche Sektionen.

Zweitens, zum Doktorgrad der Chirurgie sind die ersten vier Jahre des medizinischen Kurses, dann der Kurs der theoretischen und praktischen Augenheilkunde, und ausserdem Demonstrationen am Cadaver und Operationen an Lebenden erforderlich.

Drittens, zum Magister-Rang der Chirurgie ist ein dreijähriger Kurs; zu dem der Geburtshilfe ausserdem ein zweimonatlicher Besuch des Gebärhause der Fakultät; zu dem der Augenheilkunde eine Wiederholung des halbjährigen Kurses und eine Operation an Lebenden; zu dem der Pharmacie ein einjähriger Kurs und die Bereitung zweier chemischer Praeparate im Laboratorio der Fakultät, nebst der Ablegung der rigorosen Prüfungen erforderlich. — Civilwundärzte, Zahnärzte, Hebammen, Kurschmiede u. s. w. müssen ebenfalls ihre vorgeschriebenen Lehrkurse beendigen, und den Prüfungen sich unterziehen, worauf sie ihre Diplome erhalten. *)

Ausserordentliche Vorlesungen werden, aus der Diaetetik und Makrobiotik, der Krankenwärterlehre, und aus

*) Es werden jährlich an 40 — 50 Doktoren der Medizin, 4 — 6 Doktoren der Chirurgie, 30 — 40 Magistri der Chirurgie und Geburtshilfe, 60 — 70 Wund- und Geburtsärzte, 40 — 50 Magistri der Pharmacie und 80 — 100 Hebammen mit Diplomen versehen.

den Frauen- und Kinderkrankheiten, von ausserordentlichen Professoren gehalten.

Zum Behufe der Vorlesungen besitzt die medizinische Fakultät folgende Institute:

1. Ein **Naturalienkabinet** von Thieren und Fossilien, welches durch die Sammlungen der Prinzessin Maria Anna und des gelehrten Professors Piller (welche beide um den Betrag von 48,000 Fl. angekauft wurden) die meisten Bereicherungen erhielt, und seit dem nur unbedeutend vermehrt wurde. Dieses Kabinet besteht aus 7 Zimmern. Im ersten sind die Säugethiere, deren Anzahl jedoch sehr unbedeutend ist; im zweiten die Vögel; im dritten die Fische, Crustaceen und einige Amphibien; im vierten die Insecten und Zoophyten aufgestellt; und die grössten drei Zimmer sind den Mineralien gewidmet. Im letzten Zimmer befinden sich auch einige in Weingeist aufbewahrte Reptilien und Missgeburten. — Ein vollständiger Katalog ist in einem solchen Institute sehr nothwendig.

Ausser diesem Naturalienkabinete, stehen an bestimmten Tagen auch die, im National-Museum befindlichen, viel reicheren, Naturalien-Sammlungen den Studirenden offen.

2. **Botanischer Garten.** Der kleine, aber wohlgeordnete botanische Garten der Universität, welcher 12,000 Species lebende Pflanzen, in 20,000 Speciminibus zählt, dann das Ofner Gebirge bieten, sammt der übrigen Umgebung von Ofen und Pesth den Studirenden eine reiche Ausbeute dar. Zur Pflege ausländischer Gewächse besitzt der Garten ein 29 Klafter langes Gewächshaus, zum Anbau der zarteren Pflanzen im Frühjahre eigene, gemauerte Treibbeeten, und für Wasserpflanzen ein Wasserbecken, von 72 Fuss Länge, 12 Fuss Breite und 3 Fuss Tiefe. Die im Freien stehenden Gewächse sind ihrer Natur gemäss zweckmässig dislocirt, nach dem Linné'schen Systeme geordnet, und jedem ist der lateinische Name

auf einer eigenen, kleinen Tafel beigelegt. Schade, dass der beschränkte Raum des Gartens nicht gestattet, den officinellen Pflanzen eine grössere Ausdehnung zu geben; damit die Studirenden alle verwandten und ähnlichen Pflanzenarten genau mit einander vergleichen und von einander unterscheiden lernten. Ist doch der Hauptzweck dieses Gartens ein medicinisch - pharmaceutischer! Die exotischen, nicht officinellen Gewächse gehören meist nur zum Luxus und zur Liebhaberei.

Vorsteher des Gartens ist gegenwärtig der, in der literarischen Welt rühmlichst bekannte, Professor der Botanik, Herr Dr Sadler, der bedeutende und auserlesene Sammlungen von getrockneten Pflanzen zum Behufe der Studirenden besitzt; auch unterhält derselbe in Saamen und getrockneten Pflanzen einen gegenseitigen Tausch mit ähnlichen Anstalten Deutschlands, Italiens, Frankreichs, Englands und Russlands. — Gärtner dieses Instituts ist der wackere Botaniker Herr Magister Rochel.

3. Das anatomisch-physiologische Kabinet, welches sehr unbedeutend ist. Einige Wachspräparate von Fontana (Kaiser Josephs II. Geschenk), und einige wenige trockene Präparate, machen das ganze Kabinet aus, dessen Inhalt seit vielen Jahren gar nicht mehr vermehrt wird.

Der anatomische Secirsaal wird von den Schülern zu wenig benützt. Es ist etwas ganz Unerlässliches, dass, wer ein guter Anatome sein will, auch selbst präpariren, und zwar rein und aufmerksam präpariren müsse. Die schönsten Abbildungen und von andern angefertigten Präparate können es durchaus nicht ersetzen. — Durch den neuen Professor der Anatomie, Herrn Dr Csauz, der durch Strenge in Erfüllung seiner Berufspflicht allgemein bekannt ist, sind wir in obenerwähnter Hinsicht, zu den schönsten Erwartungen berechtigt.

4. Das pathologische Kabinet. Wie die Zahl der anatomisch-physiologischen, so ist auch die der pa-

thologischen Praeparate sehr unbedeutend; diese sind, wegen Mangel an Raum in ein dunkles Zimmer im Erdgeschosse, relegirt, so, dass man selbe mit dem besten Willen nicht benutzen kann.

5. Das Kabinet für chirurgische Instrumente und Bandagen, deren die Fakultät eine bedeutende Sammlung besitzt.

6. Das chemische Laboratorium. Die chemischen Vorlesungen werden, des sehr beschränkten Raumes wegen, nicht im chemischen Laboratio, sondern in einem anderen Lokale gehalten. Leider kann hier für die praktische Chemie nur wenig geschehen, denn der für sie bestimmte Fond ist so gering, dass derselbe kaum für die Retorten und anderen Utensilien, deren der Professor bedarf, hinreicht. Und wahrhaft, wir müssen es dankbar anerkennen, dass es bloss dem lehrreichen und lebendigen Vortrage des genialen und mit ausserordentlichen Kenntnissen ausgerüsteten Herrn Professors Schuster zu verdanken sei, wenn unsere Aerzte und Apotheker in den chemischen Kenntnissen dennoch soweit kommen, als dies jetzt der Fall ist.

7. Die klinischen Anstalten. Unsere klinischen Anstalten sind zwar alle vortrefflich, aber für die Anzahl der Studirenden bereits zu klein, als dass sie ihnen eine hinreichende Gelegenheit, sich praktisch, auszubilden, bieten könnten.

Die medizinische Fakultät und unsere klinischen Anstalten befinden sich in einem ehemaligen Jesuitenkloster, welches nur aus Mangel eines passendern Lokals zu der jetzigen Bestimmung eingerichtet wurde. Weder Lage noch Bauart des Gebäudes entsprechen dem Zwecke, zu welchem es bestimmt ist. Der innere Raum desselben ist zu beschränkt, um für die von Tag zu Tag zunehmende Anzahl der Studirenden, und für die zur Bildung derselben nöthigen Kabinete und klinischen Anstalten auch nur halbwegs hinreichend zu sein. In der Mitte der Stadt an

einer sehr befahrenen Strasse gelegen, bietet das Haus weder den Kranken noch den Studirenden die nöthige Ruhe dar. *)

Die medizinische Klinik für Aerzte besteht aus zwei geräumigen Zimmern, eines für das männliche, das andere für das weibliche Geschlecht. Jedes der Zimmer ist mit sieben Betten versehen. Die Zahl der hier jährlich behandelten Kranken beläuft sich ungefähr auf 200; und die Zahl der den praktischen Kurs machenden Mediziner im vierten und fünften Jahre auf 100 — 120. Also kommen im Durchschnitte jährlich zwei Kranke auf einen Studirenden zu behandeln.

Der Vorsteher der medizinischen Klinik, Herr kön. Rath, Dr Franz von B e n e, ist ein gründlicher, mit umfassenden, und wahrhaft hippokratischen Kenntnissen ausgerüsteter, äusserst humaner Mann, der nur nach solidem Wirken, und nie nach schimmerndem Glanze strebt. Ihm verdankt Ungarn den grössten Theil seiner trefflichen, in hippokratischem Geiste gebildeten Aerzte. Seine Lehrmethode ist seiner hohen Bildung entsprechend. Nur einen Umstand, der zwar den besseren Schülern eine Selbstständigkeit verschafft, aber auf die Bildung der minderfähigen etwas nachtheilig wirkt, kann ich nicht unberührt lassen, dass nämlich das Krankenexamen, nicht allezeit in Gegenwart des Professors, oder des Assistenten geschieht, und folglich nicht methodisch eingeübt wird.

*) Um den so sehr nöthigen Raum für das medizinische Collegium zu erweitern, und zugleich die Stadt an zwei Orten zu verschönern, würde es zweckdienlich sein, den an der Universitäts-Bibliothek befindlichen, mit einer Mauer eingefassten, unnützen Raum, zu Hausstellen zu verkaufen, und das dafür gelöste Geld zum Aufbaue des in der Hatvaner Gasse befindlichen, niedern Theils des Jesuitengebäudes zu verwenden.

Die Zahl der graduirten Medicinæ Doktoren in Pesth beläuft sich auf 100, in Ofen auf 20, worunter mehrere auch den Doktorgrad der Chirurgie besitzen. Seit beinahe 15 Jahren vermehrt sich die Zahl der Aerzte um ein Bedeutendes, und es scheint, dass für manche derselben nicht sowohl das Studium der Heilkunde, als der Broterwerb anlockend sei. Durch Schriften haben sich bis jetzt nur wenige aus ihnen einen schriftstellerischen Ruf erworben; obschon sehr viele wahre Gelehrsamkeit mit der richtigsten Beurtheilungskraft und unverdrossenen Eifer in der Erfüllung ihres schweren Berufs gepaart besitzen. Sie behandeln die Krankheiten nach verschiedenen, aber rationellen Grundsätzen, ohne sich ausschliesslich an ein gewisses System oder an eine gewisse Methode zu binden, einige sehr wenige ausgenommen, welche nach dem thörichten Willen oder Eigensinn ihrer Patienten sich richten, und selbe nach der von ihnen verlangten Methode behandeln. Diese handeln aber unrecht. Ein Arzt, der gegen seine Ueberzeugung handelt, und einen gefälligen Diener seiner Patienten macht, begreift seinen Beruf nicht. Er darf Einzelnen zu Gefallen das nie vergessen, was er dem Wohle der Menschheit und der Würde der Kunst schuldig ist.

Die moralische Seite unserer Aerzte ist lobenswerth; sie sind durchgehends human, bieder und gutherzig. Sie bedürfen keiner Ermahnung, um auch den Armen Hilfe zu leisten; wiewohl nur einige aus ihnen eine ausgebreitetere und einträglichere Praxis haben; zwei Drittheile können von der Praxis standesmässig kaum leben, besonders da unsere Einwohner durch kein Gesetz gebunden sind, den Arzt zu honoriren, wenn Ehre und Dankbarkeit sie nicht selbst dazu verpflichten. Uebrigens genießen die Aerzte die Achtung ihrer Mitbürger, und werden von allen Ständen mit Auszeichnung behandelt.

Das Verhältniss des Arztes zum Publikum hat im Allgemeinen hier, wie überall, manche Licht- und manche Schattenseite. Der gebildete Ofner und Pesther zeigt

stets ein verständiges Vertrauen zu der Arzneykunst. Doch findet man von den vornehmsten Personen bis zum Bettler herab den Hang zur Quacksalberei.

Eine eigentliche ärztliche Taxe, als Norm der ärztlichen Bezahlung besitzen wir zwar, die aber durchaus nicht beobachtet wird. Es bleibt der Diskretion des Patienten überlassen, nach seinen Kräften und Einsichten den Arzt zu honoriren oder nicht. Es ist allerdings wahr, dass der edle Arzt durch die Bezahlung allein nie belohnt werden kann; die Achtung seiner Patienten und die Anerkennung seiner Thätigkeit und seines menschenfreundlichen Willens ist seine angenehmste Vergeltung. Und obschon in dieser und anderer Beziehung die ärztliche Taxe stets ein missliches Mittel sein wird, ärztliche Verdienste abzuschätzen (Wenn wir z. B. ein leichtes Reizfieber durch unpassende Behandlung in ein gefährliches verwandelt, und den Kranken längere Zeit behandelt haben; so werden wir nach dem Buchstaben des Gesetzes Anspruch auf grössere Belohnung haben, als dann, wenn wir den Kranken richtig behandelt, und in drei Tagen hergestellt hätten); so würde das Publikum wenigstens wissen, dass es gesetzlich verpflichtet ist, den Arzt zu honoriren, und dem Anfänger würde es stets willkommen sein. Es ist in der That, besonders für einen Anfänger, sehr betrübend, wenn er allein von der Diskretion der Patienten, wie es bei uns der Fall ist, abhängt. Es gibt mitunter hier, wie anderswo Familien, welche splendid leben, aber den Arzt und Apotheker nie bezahlen, weil sie wissen, dass sie gerichtlich dazu nicht gezwungen werden. Bleibt ihnen ein Arzt aus, so nehmen sie einen andern. Es gibt ferner Familien, welche bei jedem vorkommenden Krankheitsfall stets einen andern Arzt rufen, und keinen von allen bezahlen. Diess ist sehr ungerecht, und in Hinsicht solcher Menschen wäre die Taxe wünschenswerth. Solche gewissenlose Menschen bedenken nicht, dass die Aerzte von der Luft allein nicht leben können; dass sie durch ihr

mühseliges und sorgenvolles Geschäft Tag und Nacht geplagt, meist auf alle Unterhaltungen, Zerstreuungen, Liebhabereien Verzicht leistend, frühzeitiger als andere Geschäftsmänner gebrechlich werden, wo sie dann in gezwungener Unthätigkeit mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben.

„Leiden mindern

Leben retten, Unglück hindern,
 Thränen trocknen, Schmerzen lindern,
 Unlust und Gefahr nicht achten,
 Nie nach eignem Vortheil trachten,
 Undank nicht scheu'n, nicht Beschwerden
 Also soll der Arzt auf Erden;
 Wo wird Lohn dafür ihm werden?“

Die Einwohner beider Städte bedürfen oft der ärztlichen Hilfe und nehmen auch (die gemeinen Leute ausgenommen) ziemlich schnell ihre Zuflucht zu ihr. Die Wohlhabenden halten sich ihre Hausärzte, die sie je öfter je lieber bei sich sehen, nur soll man ihnen keine zu lang dauernden Besuche machen, aber auch nicht oberflächlich die Kranken examiniren. Wehe dem Arzte, der sich den Ruf eines Leichtsinnigen und Theilnahmlösen erwirbt, und der den tausend nichtssagenden Fragen der Frau Basen und Muhmen kein williges Gehör leihet.

Es ist eine löbliche Sitte sich Hausärzte zu halten. Auf diese Weise beugt man, indem der Arzt selbst bei geringeren Uebeln zu Rathe gezogen wird, grösseren Uebeln vor. Ein Arzt der aus früherer Bekanntschaft die Konstitution eines Kranken, seine Lebensart und gewisse Eigenthümlichkeiten kennt, wird auch bei geringerer Geschicklichkeit, doch in der Regel ein besserer Arzt für ihn sein, als ein anderer, der zwar viel geschickter, aber dem Kranken völlig unbekannt ist. Der Hausarzt besucht die Familien, auch wenn niemand krank ist, um ihre Lebensart und Natur auch im gesunden Zustande zu beobachten, und das gesunde Leben durch passende, diäteti-

sche Vorschriften zu reguliren. Die prophylaktische Methode, wenn sie mit gehöriger Umsicht, mit gehöriger Erwägung der herrschenden Krankheitskonstitution, der klimatischen und Ortsverhältnisse, des Alters und anderer Momente, angewendet wird, ist immerhin ein wichtiger Zweig der Arzneykunst. Und es ist wahrhaft kein geringeres Verdienst den Krankheiten vorzubeugen und Krankheitsanlagen zu tilgen, als bereits entwickelte Krankheiten zu heilen. Man erspart grössere Leiden und grösseren Kostenaufwand. Aber leider ist das Publikum unendlich klein, welches diesen wichtigen Zweig der Heilkunst recht zu würdigen weiss.

Durch alle bei uns herrschenden medizinisch-polizeilichen Mängel wird das Leben der Einwohner der beiden Städte dennoch nicht so bedroht, als durch die so sehr überhandgenommene Quacksalberei und Charlatanerie. Ausser den alten Mütterchen, gutherzigen Basen und Muhmen, deren guter Rath, wie gesagt, eben nicht sehr theuer ist, und die bloss aus Gutherzigkeit sich verfehlen; gibt es hier eine Menge Pfuscher und Quacksalber von Profession, welche mit verschiedenen Mitteln das Publikum betrügen, und selbes um sein Geld und seine Gesundheit bringen; und je leerer ihre Köpfe und je geläufiger ihre Zungen sind, desto mehr Glück machen sie. Sie wissen nicht nur den gemeinen Haufen, den das Denken nichts angeht, für sich zu gewinnen, sondern auch angesehene Personen, wenn diese nämlich, dem gemeinen Volke gleich, den nöthigen Scharfsinn nicht besitzen, um den Ignoranten zu entlarven. Als unlängst zwei fremde Magnetiseurs ihr Gaukelspiel hier trieben, liefen ihnen unsere Einwohner haufenweise zu. Sie schienen zu glauben, dass sie, wie das Eisen, durch den Magnet umgestaltet werden könnten. Seitdem Professor Oertel und Consorten in's Wasser gerathen sind, glauben Viele, dass sie, wie Pflanzensamen, nur des Begiessens bedürfen, um gesund zu wer-

den. Jetzt sind die Morisson'schen Pillen en vogue, deren Wunderwirkungen durch eigene Apostel verbreitet werden. — Die Homoeopathie üben mehrere Damen förmlich aus etc.

Das kollegialische Verhältniss der Ofner und Pesther Aerzte ist nicht besonders zu rühmen. Es fehlt ihnen der zur Aufrechthaltung der Kollegialität nöthige Gemeingeist (*esprit de corps*). Brotneid und Eifersucht sind unter ihnen so selten nicht. Wir besitzen zwar Aerzte von gründlicher medicinisch-philosophischer Ausbildung, deren Selbstgefühl sie schon von jedem Brotneide und von jeder Eifersucht zurückhält, und die nie vergessen, was sie der Würde ihrer Kunst, der Menschheit, sich selbst und ihren Kollegen schuldig sind. Unter diesen herrscht gegenseitige Achtung und Anerkennung. Es giebt aber auch Aerzte, welche mehr nach der lucrativen Seite hin sehen, und die Wissenschaft, nur insofern sie dem obigen Zwecke förderlich ist, kultiviren. Die meisten Data für Kunst und Wissenschaft werden da in dem Sturme der Praxis verschüttet. Unter solchen pflegt bisweilen ein gewisser Grad kleinlicher Eifersucht, Brotneid und ein der ärztlichen Würde schädliches Streben, seinen Geschäftskreis und seinen Ruf auf Kosten eines andern zu vergrössern, zu entstehen. Da aber die Aerzte ihr Beruf so sehr von einander trennt, und die Ausbildung ihrer Kunst und Wissenschaft nur von ihren vereinten Kräften abhängt; so wäre es wünschenswerther und vortheilhafter, wenn sie in freundschaftlichem Einvernehmen mit einander stünden, einander fleissiger aufsuchten und sich gegenseitig belehrten. Denn es ist etwas ganz Anderes um die mündliche Unterhaltung mit einem unterrichteten, erfahren und denkenden Manne, als um das einsame Lesen auch des besten Buches. Der Austausch der Ideen und Ansichten zweier unterrichteter und denkender Aerzte bereichert die Kenntnisse beider in einer Stunde mehr, als das Lesen und Studiren auch des besten Buches in einem Tage es thun kann. Aber viele unserer Aerzte ken-

nen sich kaum dem Namen nach, woraus auch der Nachtheil entsteht, dass die jüngeren, die meist nur zu ärmeren Kranken gerufen werden, bei lebensgefährlichen Krankheiten den Beistand älterer, menschenfreundlicher Kollegen zum unentgeltlichen Consilium anzurufen sich gar nicht trauen, auf welche Weise zuweilen, wo nicht das Leben des Kranken, wenigstens der Ruf des jungen Arztes gerettet werden könnte.

In praktischer Beziehung gewährt eine kollegialische Verbindung der praktischen Aerzte sehr grossen Gewinn; durch sie wird es möglich, dass Aerzte, welche wenig Kranke haben, mit dem Genius der herrschenden Krankheiten, der Jahreskonstitution, mit allgemeinen und lokalen Beobachtungen und Verhältnissen ihres Publikums in kurzer Zeit bekannt werden. Nicht jeder Arzt besitzt den Scharfsinn und die Beobachtungsgabe eines Hippokrates oder eines Sydenhams, um die, für die Praxis wichtigsten Fragen sich mit ziemlicher Sicherheit zu rechter Zeit beantworten zu können. Die Krankheiten so einfach sie ihrem Wesen nach sind, so vielfältig und mancherlei sind sie in ihren Formen. Keine ist auch nur in zwei Individuen ihrer Form nach ganz gleich, ja man kann mit Recht sagen, dass jedes Individuum seine eigenen Krankheiten habe. Jeder praktische Arzt sieht daher täglich Krankheiten von verschiedenen Formen; aber er sieht nur die, welche er selbst zu behandeln hat, die, welche Andere zu behandeln haben, sieht er nicht. Einflüsse, die Einer vielleicht nicht ahnete, oder gar übersah, lernt ein Anderer, als sehr wichtige Krankheitsursachen, kennen. Arzneimittel, die Einer entweder noch nicht kannte, oder zu versuchen fürchtete, kennt bereits ein Anderer, und weiss aus sicherer Erfahrung, wie und was sie wirken. In dieser Hinsicht sind also Mittheilungen und Besprechungen mit scharfsinnigen Kollegen von grösstem Nutzen.

Alle bis jetzt gemachten Versuche, die Kollegialität der Aerzte zu befördern, sind fruchtlos geblieben. Das medici-

nische Lektorium, welches vorzüglich aus dem erwähnten Grunde sich gebildet hatte, und welches ausser einer ausserlesenen, medicinischen Bibliothek, auch die meisten medicinischen Zeitschriften besitzt, entspricht dem Zwecke keineswegs. Man kömmt auch hier nicht zusammen, sondern jeder nimmt sich, das, was er zu lesen wünscht, mit nach Hause, und behält's Wochen lange bei sich, wobei natürlich Viele zu kurz kommen und sich folglich zurückziehen.

Die medicinische Fakultät bildet das höchste Landeskollegium in Sanitätsangelegenheiten unter Vorsitz des Protomedikus. Seit dem Jahre 1815 bildet dieses Kollegium einen Verein von Gelehrten (wie es auch bei den übrigen Universitätsfakultäten der Fall ist), und nimmt Aerzte zu Mitgliedern auf, die aber nur ein einziges Mal im Jahre, und zwar zur Dekanwahl, zusammengerufen werden. Als der jetzige Protomedikus sah, dass dieser Verein, wie er bis jetzt bestanden, weder dem wissenschaftlichen, noch dem praktischen Zwecke der Heilkunst je förderlich sein könne, wollte derselbe einen wissenschaftlich-medicinischen, dem obigen Zwecke entsprechenden, Verein bilden, der kam aber aus Mangel an Theilnahme nicht zu Stande.

Unsere Wundärzte theilen sich in Doktoren der Chirurgie, deren Anzahl aber leider zu gering ist; und in gewöhnliche Chirurgen, welche entweder Magistri Chirurgiae, oder nur sogenannte Civil-Chirurgen sind. Die Magistri Chirurgiae unterscheiden sich von den Civil-Chirurgen dadurch, dass die Ersteren das letzte Jahr repetiren müssen.

Die Wundärzte haben das Recht Barbierstuben zu errichten, oder schon vorhandene an sich zu kaufen, wo sie dann ihre Gehilfen und Lehrlinge halten können. Sie sind befugt Gremium zu halten *). Die Vorsteher derselben sind verpflichtet dafür zu sorgen, dass die Nichtbe-

*) Constituta Rei sanitatis in Hungaria, partibusque adnexis. Concinnata per Joannem Zsoldos etc. 1819. S. 52 und 55.

fugten nicht praktiziren; die Lehrlinge ohne Prüfung nicht freigesprochen werden u. a. m.

Die meisten unserer Wundärzte kommen aus den Barbierstuben, um den niederern chirurgischen Kurs zu machen, welcher nur zwei Jahre dauert. Diejenigen aber, welche nicht in einer Barbierstube sich in der Lehre befanden, müssen die chirurgischen Kollegien durch drei Jahre besuchen. Da die ersteren ohne alle Vorkenntnisse sind, und kaum das Lesen und Schreiben kennen, dabei aber doch in der kurzen Zeit die vielen vorgeschriebenen Lehrgegenstände erlernen sollen; so ist es kein Wunder, wenn wir so wenige recht brauchbare Chirurgen besitzen. So lange die Chirurgie in den Händen der Barbieri bleibt, wird sie keine besonderen Fortschritte machen; weil diess Handwerk stets zur Zielscheibe des Spottes dienen wird. Die Barbierstuben sollten in der That mit der Chirurgie nichts gemein haben. Die Barbieri könnten für sich ein eigenes Gewerbe, eine eigene Zunft ausmachen, und zugleich zu Krankenwärtern, an denen es uns so sehr Noth thut, gebildet werden. Die Chirurgen aber sollten studirte Menschen sein; und wenigstens sechs Gymnasialschulen gehörig absolvirt haben. Es ist bekannt, dass Barbier meistens nur der wird, der nicht studiren will. Während der zwei oder drei Lehrjahre hat derselbe in der Barbierstube höchstens das Aderschlagen, Zahnreissen und andere Kleinigkeiten gelernt; und jetzt soll er auf einmal an der Universität so viel studiren! das geht schwer.

Die Zahl der Wundärzte in Pesth beläuft sich auf 80; in Ofen auf 30. Aber ausser dieser Zahl giebt es noch eine Menge Unbefugter, die ungenirt die Praxis treiben.

Die medicinische Klinik für Wundärzte, steht unter der Leitung des verdienstvollen Herrn Professors Dr Gebhardt. Diese Anstalt zählt im Ganzen sechs Betten in einem Zimmer, und deshalb können hier Kranke von beiden Geschlechtern zu gleicher Zeit nicht aufgenommen werden; das erste halbe Jahr ist daher für das männliche Geschlecht

und das zweite für das weibliche bestimmt. Die Zahl der in dieser Anstalt behandelten Kranken kann man jährlich im Durchschnitt auf 70, und die Zahl der Studirenden auf 100 annehmen.

Die chirurgische Klinik steht unter der Leitung des genialen und in allen praktischen Fächern der Heilkunst gleich bewanderten k. Rathes und Professors von St h á l y; sie besteht aus zwei Zimmern mit 8 Betten. Die Zahl der hier behandelten Kranken beläuft sich jährlich auf 70—80, welche Zahl zwar gering ist; aber dafür bietet die Zahl der ambulatorischen Kranken, die im Jahre 1836 auf 1100 stieg, den Studirenden hinreichende Gelegenheit dar, sich praktisch zu üben.

Seit der Wirksamkeit des allgemein geschätzten Lehrers der praktischen Chirurgie bekommt diese Kunst bei uns ein besseres Ansehen, und es ist erfreulich zu sehen, wie die Liebe zu derselben, selbst bei Aerzten, zunimmt. Sie sehen nach und nach ein, dass in der Ausübung die Medicin ohne Chirurgie und die Chirurgie ohne Medicin nicht bestehen können. Früher trennte man diese beiden Wissenschaften von einander zum Nachtheile der Menschheit und zur Schande der Aerzte; indem oft unsere, sonst braven Medici, nicht die geringsten chirurgischen Kenntnisse besaßen, und folglich nicht selten von Wundärzten in Verlegenheit gebracht wurden. Der Chirurg braucht deswegen nicht ein Operateur zu sein, wozu schon viel Uebung und Fertigkeit erforderlich sind, was natürlich nur wenige erlangen können. Man kann ein recht guter Chirurg sein, ohne gerade auch Operateur sein zu müssen.

Hebammen und Geburtshelfer. Alle Aerzte und Wundärzte müssen, sowohl den theoretischen, als praktischen geburtshilflichen Vorträgen regelmäßig beiwohnen, und die Ersteren daraus nur ein theoretisches Semestral-Examen, die Letzteren aber auch ein praktisches und ein rigorosum bestehen. Die Hebammen müssen einen halbjährigen Kurs machen, wobei, wegen

Verschiedenheit der Sprachen, die Einrichtung besteht, dass die Geburtshilfe im Wintersemester deutsch, und im Sommersemester ungarisch vorgetragen wird.

Die Geburtshilfliche Klinik, welche aus drei Zimmern mit 16 Betten besteht, und wo jährlich gegen 300 Geburtsfälle sich ereignen, steht unter der Leitung des Herrn Professors von Byrli, dessen vortrefflicher, praktischer Unterricht nicht genug zu rühmen ist; seine Methodus expectativa und die Wahl des rechten Augenblicks machen ihn zum Meister in der Entbindungskunst. Unglückliche Entbindungen kommen bei uns im Allgemeinen selten vor; wenn nicht Nachkrankheiten einen unglücklichen Ausgang herbeiführen.

Bei der Aufnahme der Hebammen zum Studium der Geburtshilfe, sollte man auf die Moralität dieser Personen vorzüglich Rücksicht nehmen, dann würde auch dieser Stand sich einer grösseren Achtung erfreuen, als es bis jetzt der Fall war. Es ist nämlich bekannt, dass sich diesem Stande meist nur Personen aus den unteren Klassen widmen, welche in so mancher Hinsicht eben nicht als Muster der Moralität zu rühmen sind. Daher muss jede solche Person vor ihrer Aufnahme ein beglaubigtes Zeugniß der respektiven Behörde über ihr früheres sittliches Betragen vorzeigen, und wenigstens schreiben und lesen können, obschon diese Vorsicht nicht durchaus genügt.

Die Zahl der Hebammen in Pesth beläuft sich auf 100; in Ofen auf 45. Man kann unseren Hebammen fast allgemein den Vorwurf machen, dass sie in die Behandlung der Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten zu viel einpfuschen; ja sie erlauben sich sogar das Verschreiben und Selbstbereiten von Kindersäftchen, Muttertränkchen, Abtreibungsmitteln u. a. m. Die meisten Vorurtheile, welche bei Kindbetterinnen und in den Kinderstuben anzutreffen sind, rühren von den Hebammen her. Und es ist sonderbar, dass selbst gebildetere Frauen, nicht sel-

ten, mehr Vertrauen in eine Hebamme setzen, als in ihren Hausarzt! Die Hebamme mag wohl ihre Kunst zu entbinden recht gut verstehen, aber was die physische Kinderpflege, dann die Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten anbelangt, so ist sie in dieser Beziehung eben so unwissend, als die Frau selbst, von welcher sie zu Rathe gezogen wird.

Augenärzte. Die okulistische Klinik steht unter der musterhaften Leitung unsers berühmten Professors Herrn Dr Fabini, dessen Namen in der medicinischen Welt stets mit Auszeichnung genannt wird. Ihm verdankt Ungarn viele geschickte Augenärzte und mehrere Operateurs; und die Augenheilkunde, die bei uns vor 20 Jahren noch in der Wiege lag, bekömmt nach und nach durch seine Anleitung eine solche Ausbildung, dass wir in dieser Beziehung bald mit Deutschland werden wetteifern können. Die augenärztliche Klinik besitzt bloss sechs Betten, welche meist nur für sehr wichtige Fälle aufbewahrt werden. Im Durchschnitt werden hier jährlich 60 bis 80 Kranke behandelt. Die ambulatorische Praxis ist jedoch viel zahlreicher und sehr instruktiv. Ausserdem unterhält der wohlthätige Frauenverein jeden Sommer ein Spital mit sechs Betten für Starblinde, welche der menschenfreundliche Herr Professor unentgeltlich versieht, und somit seinen Schülern eine noch grössere Gelegenheit sich auszubilden darbietet.

Zahnärzte. Unsere Zahnärzte, deren wir bereits eine grosse Anzahl besitzen, werden meistentheils an der Wiener Hochschule gebildet. Sie müssen den chirurgischen Kurs machen, und einer gehörigen Prüfung sich unterziehen. Sonderbar ist es, dass diesem Zweige der Heilkunde sich fast ausschliesslich nur Juden widmen, und dass, seit man die Zahnheilkunde von der Chirurgie getrennt, und aus ihr einen eigenen Zweig der Letztern gemacht hat, die Zahnkrankheiten und die schlechten Zähne eher zu- als abgenommen haben. Die Zahnkrank-

heiten gehören, so gut, wie die Uebrigen, in das Gebiet der Medicin und Chirurgie, und bloss die Technik mag wohl eigenen Individuen überlassen bleiben. Wenn nun Menschen, welche keine hinreichenden medicinischen Kenntnisse besitzen, um das Eigenthümliche einer jeden Zahnkrankheit gehörig würdigen zu können, sich damit beschäftigen; so ist die obige Behauptung leicht erklärbar. Von den herumwandernden Zahnärzten sollte sich das Publikum sorgfältig hüten, weil diese nur kurze Zeit an einem Orte sich aufhalten, durch marktschreierische Ankündigungen das Publikum für sich zu gewinnen wissen, und selbes durch ihre Geheimnisse, Zahnpulver, Zahnelixire, Zahnkitt u. a. m. gewissenlos um sein Geld und seine noch übrigen, guten Zähne bringen.

Thierärzte und Thierarzneischule. Die Thierarzneischule in Pesth wurde im Jahre 1784 in der Josephstadt errichtet. Der erste Professor und Praefekt des Instituts war Tolnay. Das Lokale und die ersten Einrichtungen darin, welche bis 1828 bestanden, waren sehr mangelhaft, und entsprachen dem Zwecke keineswegs. Erst nach der Ernennung des vortrefflichen Herrn Dr Hoffner zum Professor und Praefekten der Thierarzneischule, wurde diese weiter hinein gegen die Stadt in die Tabakgasse verlegt. Der Raum dieses Instituts ist aber auch hier zu beschränkt, als dass man nur einige praktische Uebungen mit Erfolg vornehmen könnte. Denn nicht nur Pferde, sondern auch das Hornvieh und andere Haushiere gehören in das Gebiet der Thierarzneischule, und es sollten folglich auch diese mehr berücksichtigt werden. Dieses Institut würde eigentlich auf einen grössern, freien Platz, in irgend eine Vorstadt gehören, wobei nicht etwa die Studirenden, die weiter hinaus zu gehen hätten, sondern der Zweck des Instituts und die öffentliche Gesundheit der Einwohner berücksichtigt werden sollten.

Unter der Leitung des jetzigen Praefekten erfuhr dieses Institut gewiss sehr heilsame und höchst nothwendige

Verbesserungen; doch ist selbes noch weit entfernt seinem Zwecke genügend zu entsprechen. Eine gute und vollständig organisirte Thierarzneischule ist für Ungarn von der grössten Wichtigkeit. Ungarns Viehzucht und Agrikultur gehört unter seine ersten Industriezweige. Der Ackerbau kann ohne Vieh nicht bestehen. Nun büsst aber das Land den dritten Theil seiner Heerden durch Seuchen und andere sporadische Krankheiten ein. Daher interessirt sich auch das Land, soviel es nur dessen Kräfte erlauben, recht brave und viele Thierärzte zu bilden.

Der Unterricht in diesem Institute geschieht auf folgende Weise: die Mediciner im vierten Jahre; die Chirurgen im zweiten und die übrigen thierärztlichen Zöglinge müssen den Vorlesungen über die Seuchen, welche nur im Sommersemester gehalten, und den ärztlichen Ordinationen, welche vom Professor selbst besorgt werden, beiwohnen. Der Lehrkurs für die Schmiede und andere thierärztliche Zöglinge ist auf ein Jahr festgesetzt, während welcher Zeit die Naturgeschichte der Haussäugethiere, die Zootomie, Zoophysiologie, allgemeine Krankheits- und Heilmittellehre, besondere Therapie und die Gestütskunde von zwei Assistenten in deutscher und ungarischer Sprache vorgetragen werden. Die Hufbeschlagskunst wird vom Lehrschmiede gelehrt.

Aus dem bereits Gesagten ersieht man, dass ein Jahr des Lehrkurses, für Menschen, die das Studiren nicht gewöhnt sind, zu wenig ist. Auch taugt das in die Feder dictirte Studium für diese Menschen nicht viel. Lehrreiche, leichtfassliche Vorträge und Uebungen taugen ungleich mehr. Das Dociren könnte man meines Erachtens, ohne jedoch der bestehenden Ordnung auch nur im Mindesten nahe treten zu wollen, füglich einem zweiten Professor als denen Assistenten, welche alle zwei Jahre wechseln, und sich folglich nicht gehörig einüben können, übertragen; die Assistenten aber bloss auf die Korrepetition beschränken. Nach der jetzigen Einrichtung haben

die Assistenten mehr vorzutragen als der Professor selbst, und beziehen eine Bezahlung von 600 fl. W. W., ohne die mindeste Hoffnung auf irgend eine ihrem Fache entsprechende Anstellung. Kein Wunder also, dass unsere Aerzte von diesem Zweige der Arzneiwissenschaft sich gänzlich zurückziehen. Der jetzige Praefekt dieses Instituts hat der hohen Landesstelle in Hinsicht dieses Uebelstandes wiederholte Vorstellungen gemacht, welche jedoch aus dem Grunde erfolglos blieben, weil der Studienfond keine höheren Auslagen gestatte.

Apotheker und Apotheken. Pesth besitzt 11 öffentliche und eine Spitalapotheke, Ofen 9 öffentliche und zwei Spitalapotheken. Kraft einer höheren Verordnung vom 1773 (Constitutata Rei Sanitatis in Hungaria, partibusque adnexis concinnata per Joannem Zsoldos Med. Drem 1819) sind die Apotheker befugt Gremium zu halten, und es hatten auch um Ordnung und Einigkeit unter sich zu erhalten, die Apotheker beider Städte, (nach dem Muster der Wiener Apotheker) früher ein eigenes Gremium, an dessen Spitze zwei Mitglieder, als Vorsteher, standen. Diess war desto nothwendiger, als bei uns keine eigene Apothekerordnung (wie es in Wien der Fall ist) existirt, welche die Pflichten der Apotheker, ihrer Gehilfen und Lehrlinge genau bestimmte. Seit Kurzem dürfen sie aber nur unter dem Vorsitz eines Kommissairs ihre Berathungen halten.

Um hinsichtlich der Güte und Echtheit der Apothekerwaaren sicher zu sein, pflegt eine Kommission (nach dem Sinne des o. a. Werkes S. 29 N. 5), aus dem Direktor der medicinischen Fakultät, dem Dekan, dem Professor der Chemie und der Botanik und zwei Apothekersenioren bestehend, alljährlich die Visitation der Apotheken vorzunehmen. Allerdings muss hier die Visitation vollständiger sein, als auf dem Lande, wo der Physikus allein dieses Geschäft verrichtet. Aber der Physikus ist bei uns die einzige medicinisch-polizeiliche Person, dieser

sollte also von der Kommission nicht ausgeschlossen bleiben. Denn, ich setze nur den Fall, es würde in irgend einer Apotheke ein bedeutender Fehler vor sich gehen, müsste nicht der Physikus den Bericht darüber erstatten?

Die Visitation der Apotheken müsste, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen soll (wie es die oben angeführte Verordnung ausdrücklich verlangt), zu unbestimmter Zeit und unversehens geschehen. Ich will desswegen auf die Treue und Genauigkeit kein Misstrauen setzen, sondern nur den Beweis liefern, dass die Visitation, wie sie gewöhnlich vor sich geht, kein untrügliches Mittel sei, die Güte einer Apotheke zu bestimmen. Uebrigens müssen wir, obwohl nicht alle Apotheken der zwei Städte sich eines gleich guten Abganges erfreuen, was in ihrer mehr oder minder vortheilhaften Lage gegründet ist; doch zum Lobe unserer Apotheker sagen, dass sie alle redlich und geschickt sind, und dass ihnen nichts mangelt, was man von einem gründlichen Apotheker mit Recht fordern kann. Durch Güte der Materialien, durch Fleiss und Geschicklichkeit in Zubereitung derselben, so wie durch Unverdrossenheit jedes neue Mittel auch mit eigenem Schaden zu bereiten oder anzuschaffen, und durch eine prompte und humane Bedienung der Parteien zeichnen sie sich aus. Bei Konkursprozessen werden zwar die Apotheker, wie auch die Aerzte, zuerst berücksichtigt; doch bleiben jedem Apotheker von Jahr zu Jahr eine Menge Rückstände unbezahlt. Auf dem Rechtswege würde sich die Sache in die Länge ziehen, und es bleibt folglich grösstentheils der Grossmuth und Diskretion der Parteien überlassen, selbe zu bezahlen oder nicht.

Nach bestehendem Landesgesetze *) ist den Aerzten das Selbstdispensiren der Arzneien verboten. Da es aber bekannt ist, dass die homoeopathischen Aerzte ihre Arzneien grösstentheils selbst bereiten, und das bekannte

*) s. a. a. O. S. 31. N. 9.

Nichts dem Publikum um einen enormen Preis verkaufen, so dürfte man billig fragen, warum in dieser Beziehung nichts geschieht, um dem Unfug Einhalt zu thun? Man sollte ohne Weiteres die Bereitung der Arzneien den Apothekern überlassen; sie besitzen mehr Geschicklichkeit und technische Fertigkeit in den pharmaceutischen Kunstgriffen, als die Aerzte, welche in dieser Hinsicht weniger Uebung haben. Ueberdiess sind die Aerzte dadurch einer gewissen Kontrolle unterworfen. Wenn man aber die Apotheker auf alle Weise beeinträchtigt, wenn der Absatz ihrer Waaren von Zufälligkeiten abhängt; wie sollen sie dann den unendlichen Wust von Arzneimitteln, die ihnen die Landespharmakopoea vorschreibt, stets echt, gut und in hinreichender Menge vorräthig halten. Aus eben den angeführten Ursachen, und besonders wegen der Gefahr des Vergiftens, sollte es den Kaufleuten streng verboten sein, Arzneikörper, von welcher Art sie auch immer sein mögen, im Kleinen zu verkaufen; sie sollten sich bloss auf den Handel im Grossen beschränken, und vorzüglich in Betreff der Gifte ein genaues Protokoll führen.

Damit das Publikum bei Bezahlung der Arzneien nicht von der Willkür der Apotheker abhängt, so haben wir eine von der Regierung bestimmte Taxe, und die Apotheker dürfen ihre Arzneien nicht theurer, als sie darin angesetzt sind, verkaufen. Nur im Falle ausgewiesener Armuth dürfen sie von der bestimmten Taxe nachlassen, nicht aber um Kunden an sich zu ziehen.

Städtische Physici und die medicinische Polizei. Die specielle Aufsicht und Handhabung der medicinischen Polizei in den beiden Städten ist den städtischen Physicis anvertraut. Die in Betreff der Medicinalangelegenheiten seit dem Jahre 1656—1818 erlassenen Regierungsverordnungen sind, in dem von Dr Zsoldos herausgegebenen Werke: *Constituta Rei Sanitatis in Hungaria partibusque adnexis*, enthalten. Aber die seit 1818 erlassenen sind nur in den betreffenden Archiven zu fin-

den. Die Regierungsverordnungen werden an die Komitee und Städte erlassen, deren Magistrate mit der exekutiven Gewalt bekleidet sind, stets mit Beziehung des Physikus (a. a. O. S. 18 §. 3) Pesth und Ofen verdienen in Betreff der medicinischen Polizei eine ganz besondere Berücksichtigung, und es ist in der That hohe Zeit, die Physikate in den beiden Städten den Lokalumständen angemessen zu reguliren, und auf die pünktliche Exekutur der Gesetze besonders Acht zu haben. An heilsamen Medicinalgesetzen fehlt es uns nicht, sondern an exekutiver Gewalt, und nur diese letztere ist Schuld an unserer mangelhaften medicinischen Polizei.

Pesth hat gegenwärtig vier salarisirte Physikos. Der erste derselben ist zugleich Direktor des Bürgerspitals und ordinirender Arzt daselbst. Er führt die Oberaufsicht über die medicinische Polizei, muss allen medicinisch-gerichtlichen Untersuchungen beiwohnen, und über dieses Alles dem städtischen Magistrate den Bericht erstatten. Im Verhinderungsfalle muss denselben der zweite Physikus in allen seinen Verrichtungen ersetzen. Der zweite Physikus hat die Civilgefangenen, wenn sie erkranken, zu versehen; er sowohl als die übrigen Physici haben, die erkrankten Armen ihrer Bezirke in ihren Wohnungen unentgeltlich zu behandeln, oder nach Umständen, selbe auch in das Spital zu senden. Alle städtische Aerzte und Wundärzte haben das Recht den Hausarmen die nöthigen Medikamente auf städtische Rechnung zu verordnen.

Die jetzige Einrichtung der städtischen Physikate in Pesth ist mangelhaft zu nennen. Denn erstens, ist das Geschäft des ersten Physikus, der Spitaldirektor und zugleich ordinirender Arzt daselbst ist, so ausgedehnt, dass demselben beinahe keine Zeit übrig bleibt, sich mit der medicinischen Polizei zu befassen. Vor Allem müssten also diese zwei Würden von einander getrennt werden. Zweitens, müsste jeder Stadttheil seinen besoldeten Physikus haben, der verpflichtet wäre, in Mitte seines Bezirks

zu wohnen, den erkrankten Armen in ihren Wohnungen unentgeltlich beizustehen, alle ärztlichen Untersuchungen in Kriminal- und Polizeisachen mit Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, auf die Reinlichkeit seines Bezirks, der Häuser und Wohnungen, auf gesunde und unverfälschte Ess- und Trinkwaaren Acht zu haben, die Rechte der medicinischen Fakultät zu wahren (a. a. O. S. 34. Dekret ddo 10. Mart. 1774), über die unbefugten Aerzte, Wundärzte, Hebammen und Quacksalber überhaupt und besonders zu wachen, selbe unermüdet und mit Nachdruck zu verfolgen, und überhaupt auf alle, den allgemeinen Gesundheitszustand betreffende, Momente aufmerksam zu sein, die entdeckten Mängel aber der respektiven Behörde anzuzeigen. Jeder Arzt oder Wundarzt, der in der Stadt praktiziren will, muss sich beim Physikus melden, und sein legales Diplom vorzeigen. Der Physikus hat ein Verzeichniss der befugten Aerzte und Wundärzte jedem Apotheker mitzutheilen. Die Apotheker dürfen Niemand, dessen Name nicht auf dem Verzeichnisse steht, etwas expediren. Jeder Arzt oder Wundarzt müsste seinem Namen das, was er ist, Doktor oder Magister, beifügen, und nicht bloss den Namen, oder gar nur den ersten Buchstaben des Namens hinschreiben, was zu Missverständnissen sehr leicht Anlass geben kann. Wenn nun dem Stadtphysikus das wichtige Geschäft, die Handhabung der medicinischen Polizei, anvertraut ist, so sollte man vor der Wahl stets einen Konkurs ausschreiben und nur denjenigen wählen, den, einer höheren Verordnung zufolge (a. a. O. S. 29 N. 3), die medicinische Fakultät dazu vorschlagen würde; denn, nur diese kann über die Tüchtigkeit und Tauglichkeit, der ihr bekannten Individuen, ein richtiges Urtheil fällen.

Ofen hat drei salarisirte Physikos. Ihre Pflicht, in Bezug auf die medicinische Polizei, wäre eine mit jener der Pesther, welche letztere aber leider in Ofen eben so mangelhaft ist, als in Pesth. Ihre übrigen Amtsverrich-

tungen unterscheiden sich jedoch von denen der Pesther dadurch, dass sie das städtisch-weibliche Krankenhaus und das der Barmherzigen-Brüder monatweise abwechselnd versehen, und allen während dieser Zeit vorfallenden, gerichtlich-medicinischen Untersuchungen beiwohnen, welches Letztere in Pesth nur der erste Physikus verrichtet. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn der städtische Magistrat den Umstand künftighin berücksichtigte, dass die Physici in ihren respektiven Bezirken wohneten. Denn, es giebt drei Vorstädte in Ofen, nämlich: Christinastadt, Landstrass und Neustift, die ohne Arzt sind, was wahrhaft unbillig ist. Der städtische Physikus ist für die Armen bestimmt, und diese sind mehr in den Vorstädten, als in der Festung zu finden.

SIEBENTER ABSCHNITT.

Wohlthätigkeitsanstalten.

I. Krankenhäuser.

Das Bürgerspital zu St. Rochus in Pesth.

Der menschenfreundliche und echte Wohlthätigkeitssinn der Pesther Einwohner, der nicht nur gegen ihre ärmeren, leidenden Mitbürger, sondern auch gegen jeden Fremdling ohne Unterschied der Nation und Religion auf eine höchst löbliche Weise sich stets offenbart, gründete im Jahre 1796 diese Anstalt, welcher in Kurzem eine bedeutende, der zunehmenden Volksmenge entsprechende, Erweiterung bevorsteht. Es ist in der That für einen philanthropischen Beobachter sehr erfreulich zu sehen, wie die Pesther Bewohner in ihrer fortschreitenden Entwicklung und Bildung aller Art auch die Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten gleichmässig befördern. Ausser dem Hatvanerthor an der Kerepescherstrasse befindet sich das auf einem freien Platze alleinstehende, zwei Stockwerke hohe Gebäude, welches unter dem Namen Bürgerspital, Rochusspital, eine Kranken- und zwei Versorgungsanstalten in sich enthält.

Dieses Spital wurde vor 40 Jahren errichtet, und es war dem damaligen Wohlstande und der Zahl der Einwohner angemessen. Heut zu Tage ist es zu klein, und man sieht täglich der Vergrösserung und Reorganisirung desselben entgegen. Die letzte Zeit her war die Stadt genöthigt, mehrere Privathäuser mit grossem Kostenaufwande zu Spitalern einzurichten, in welchen weder auf eine geeignete Lage, noch auf die Zweckmässigkeit der Bauart oder auf die Zimmereinrichtung die erforderliche Rücksicht genommen werden konnte, und folglich auch der wahre Zweck eines Krankenhauses nicht gehörig erreicht wurde. Krankenhäuser brauchen zwar keine Palläste zu sein, und kein Luxus braucht in ihnen zu herrschen; denn in ein Krankenhaus kommen meist nur arme Leute, die sonst aus ihrer gewohnten, in eine ganz verschiedene Lage und in ungewohnte Lebensverhältnisse versetzt sein würden, was natürlich auf den Gang und die Entscheidung der Krankheiten einen besondern Einfluss ausüben würde; sondern sie müssen bloss ihrem Zwecke gemäss eingerichtet sein.

Dieses Krankenhaus hat eine zweckmässige Form. Es bildet nämlich ein an einer Seite offenes Viereck, so, dass es aus einem Hauptgebäude und zwei Flügeln besteht. Die hintere, offene Seite ist durch eine sieben Fuss hohe Mauer geschlossen, so, dass es dem Gebäude an Erneuerung der Luft durchaus nicht mangelt. Die Hauptfronte des Gebäudes liegt gegen Südost und der hinter ihr verlaufende Corridor gegen Nordwest, so, dass die Strahlen der Morgensonne fast sämtliche Krankenzimmer treffen.

Die eine Ecke des Gebäudes an der Strasse, bildet die Rochuskapelle, welche den Religionsübungen, nicht nur der Spitalbewohner, sondern auch des Publikums gewidmet ist. Hinter der Kapelle im Hofe ist die Wohnung des Kirchendieners; hierauf folgen vier Detentionskammern für Wahnsinnige, die, als gefährlich für die

anderen Spitalbewohner, in strenger Verwahrung gehalten werden müssen. Dann kömmt ein Sektionszimmer und zwei Todtenkammern. — Diesem ganzen jetzt beschriebenen Theile hinter der Kirche, steht nach dem neuen Bauplane eine heilsame Veränderung bevor. — Nächst der Kirche ist der Eingang in's Krankenhaus. Links bei'm Eingange ist die Wohnung des Pfortners; rechts die Hausapotheke sammt der Wohnung des Provisors; das Aufnahm- und Reinigungszimmer, welche zur Aufnahme und Reinigung der bei'm Eintritt oft unreinen Kranken bestimmt sind. Ferner sind hier vier Krankensäle mit 54 Betten für äusserliche Kranke beiderlei Geschlechts, *) und zwei kleinere Gemächer für Sträflinge, die im Stadtgefängnisse erkrankt, hieher gebracht werden; dann Wohnungen für den Oberwundarzt, für den chirurgischen Assistenten, die Hebamme und den Gastgeber. Ausserdem befindet sich hier noch das Waschhaus und die unter dem Namen, Pintér'sche Stiftung bekannte, für acht Männer und eben so viele Weiber hiesiger, verarmter Bürger und Professionisten katholischer Religion, vom k. Rathe von Pintér gegründete, Versorgungsanstalt.

Im ersten Stockwerke bestehen vier Krankenzimmer mit 47 Betten für männliche, mit innerlichen Krankheiten behaftete Kranke; dann die Wohnung des Direktors, des Verwalters sammt der Kanzlei, des Seelsorgers und zweier medizinischer Assistenten; dann das Oratorium

*) Es wäre zweckmässiger, die mit äusserlichen Krankheiten behafteten Kranken in die oberen Stockwerke zu verlegen, weil sie stets eine üblere und stärkere Ausdünstung, die in die Höhe steigt, und den oberen Stockwerken mitgetheilt wird, verbreiten; desto mehr, als man die im Erdgeschosse befindlichen Krankenzimmer nicht so gut lüften kann, als die in oberen Stockwerken.

und ein Saal für 18 verarmte, alte und aus dem Spitalfond verpflegte Männer. Im zweiten Stockwerke befinden sich in drei geräumigen Zimmern 41 Betten für innerlich Kranke des weiblichen Geschlechtes, dann eine aus drei Zimmern bestehende Gebäranstalt, in welcher das erste Zimmer, mit neun Betten, für Schwangere, das zweite, mit zwei Betten, für Gebärende, und das dritte, mit acht Betten für Kindbetterinnen gehört. Wegen Mangel an Raum werden nicht selten auch andere weibliche Kranke in die Gebäranstalt gelegt, was natürlich zur Verbreitung des Krankheitsstoffes und Erzeugung des Kindbettfiebers nicht wenig beiträgt. Diese Gebäranstalt könnte erweitert werden; sie ist sammt der geburtshilflichen Klinik für die grosse Stadt zu klein. Um das Verbrechen des Kindesmordes zu verhüten, sollte man allen armen, gefallenen Personen hier ein Asyl geben, nach dem Muster des Wiener Gebärhause. — Ausserdem sind in diesem Stockwerke noch einige Extrazimmer, die Wohnung des Kanzellisten und ein Saal für 30 verarmte, alte, ebenfalls vom Spitalfond verpflegte Weiber.

In allem bestehen also in dieser Anstalt für Kranke beider Geschlechter 175 Betten und für Pfründner, welche hier in der Versorgungsanstalt sind, 64.

Ein geräumiger, mit Bäumen bepflanzter, schattenreicher Hof gewährt den Rekonvalescenten, so wie den alten Pfründnern einen angenehmen Spazierort und den Genuss freier, gesunder Luft. Nur wäre es zu wünschen, dass man auf die Reinigung dieses Hofes mehr Sorgfalt verwenden möchte. Schattenreiche, mit Bänken versehene Spazierwege würden den Rekonvalescenten zuträglicher sein, als wenn sich dieselben in Ermangelung der Bänke aufs Gras setzen, und in Ermangelung der Spazierwege im Gras spazieren und sich leicht verkühlen. Wie wohlthuend und stärkend eine mässige, den Kräften angemessene Bewegung in freier Luft für Rekonvalescenten ist, wird jeder, der schon krank gewesen, und der diese

Wohlthat empfand, am besten beurtheilen können. Der von Krankheiten Genesende ist gewöhnlich gemüthlicher und reflektirender, als der Gesunde, und der erste Gang aus dem Krankenzimmer in's Freie ist für ihn ein wahrer Hochgenuss; man sieht ihn in vollen Zügen die reine Luft einathmen.

Das Spital hat 5 Brunnen, welche Wasser zu jedem Bedarf im Ueberfluss liefern. Vorzüglich aber liefert der Brunnen an der Wohnung des Kirchendieners und der in dem kleinen Hofe nächst dem Traiteur ein frisches und wohlschmeckendes Trinkwasser.

In diese Krankenanstalt werden manche Kranke unentgeltlich und manche wieder gegen Bezahlung aufgenommen. Unter die Ersten gehören alle Mittellosen, deren Dürftigkeit es unmöglich macht, sich selbst Hilfe und Beistand zu verschaffen. Als solche sind zu betrachten: Dienstboten jeder Art, fremde, hier arbeitende Handwerksburschen, dann gebrechliche oder sonst eckelhafte Individuen, die man auf der Strasse findet. Die Summe dieser letzteren ist aus Mangel eines öffentlichen Arbeitshauses sehr gross. Dieses Bettelgesinde, welches aus dem ganzen Lande, ja aus allen übrigen österreichischen Provinzen sich hier anhäuft, und durch einen unordentlichen, ja oft den verworfensten Lebenswandel seine Gesundheit zu Grunde richtet, nöthigt die städtische Behörde nur zu oft, selbes, um der Menschlichkeit Willen, in Schutz zu nehmen. — Zu der Zweiten oder zahlenden Klasse gehören alle diejenigen, welche nicht ganz mittellos sind. Es wäre unbillig, dass diejenigen, deren Umstände etwas zu bezahlen gestatten, dem öffentlichen Mitleid zur Last fallen, und solches wirklich Bedürftigen, die eigentlich die gegründetesten Ansprüche darauf haben, entziehen sollten.

Im Durchschnitte werden in dieser Krankenanstalt (samt den Filialspitalern) jährlich über 3,000 Kranke behandelt. Im Jahre 1835 wurden hier 3,221 Kranke gepflegt, wovon 2,227 genesen, 470 starben und 296 ge-

bessert entlassen wurden. In der Anstalt verblieben 228. Auf den ersten Augenblick scheint hier die Mortalität sehr gross zu sein; indem fast der siebente Theil der Kranken starb. Dieses ungünstige Verhältniss fällt aber von selbst weg, wenn man bedenkt, dass sehr viele Sterbende aus der Stadt, und sehr viele chronische Kranke, denen die Aerzte in der Stadt das Leben bereits abgesprochen haben, in diese Anstalt gebracht werden. Ausserdem vermehren hier die Mortalität auch die hier in den Versorgungsanstalten sich befindlichen alten Leute.

Die Apotheke dieser Anstalt wird durch das Gremium der Pesther Apotheker um den halben Preis auf das Beste versehen. Es existirt zwar hier eine eigene Receptnorm, um in manchen Fällen Zeit und Kosten zu ersparen; die Aerzte sind aber an dieselbe durchaus nicht gebunden, sie dürfen nach Belieben magistratualiter verschreiben. Die Kost besorgt ein Traiteur, der im Hause wohnt. Die Essgeschirre bestehen sämmtlich aus Zinn. Alle Kranke bekommen beim Eintritt in das Spital einen Schlafrock, Wäsche und Pantoffeln. Schade, dass sie nicht auch Strümpfe bekommen. Auf diese Weise würde man gewiss vielen Verkühlungen vorbeugen. Die Nichtzahlenden müssen ihre Kleider der Spitalverwaltung zur Aufbewahrung übergeben, welche sie ihnen dann bei dem Austritt aus dem Spital zurückgibt. Im Falle sie aber sterben sollten, fallen ihre Kleider dem Spital anheim. Die Zahlenden können ihre Kleider nach Hause schicken, oder aber der Spitalverwaltung zur Aufbewahrung übergeben. Das Bett besteht aus einem Strohsack, einer Matratze, einem Bettuch, einem Kopfkissen und einer Decke. Ueberhaupt hat das Spital durch die rastlose Thätigkeit des wahrhaft humanen und in jeder Hinsicht gebildeten, jetzigen Direktors, Herrn Leopold von Windisch, und durch die kluge Verwaltung des Herrn Spitalverwalters Schuhmaier, so wie durch die gute Wahl des gesammten Personals, durch gut zuberei-

tete Arzneien, gute Kost, gutes Bett, Reinlichkeit und Ordnung eine Gestalt gewonnen, dass es den daselbst Aufgenommenen an derjenigen ordentlichen und liebevollen Behandlung nicht fehlt, die dem wahren Endzwecke dieser humanen Anstalt entspricht. So ist die vormalige Furcht vor dem Spital verschwunden, und die Menschen sind froh, wenn sie erkrankt in diese Anstalt aufgenommen werden.

Diese Anstalt besitzt eine bedeutende Bibliothek, welche der verstorbene Direktor von Bossányi derselben vermacht hatte, und eine Sammlung von chirurgischen Instrumenten. Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit herrscht allenthalben, was den Vorstehern zur grossen Ehre gereicht. Ueber diese Anstalt wacht eine beständige Kommission, bestehend aus 13 Mitgliedern, deren Praeses ein Statthaltereisekretair, in der Eigenschaft eines königl. Kommissairs, ist. Diese Kommission hält regelmässig ihre Sitzungen, durchsicht die Rechnungen, schlichtet nach Möglichkeit die vorkommenden Gegenstände und verfasst über das Abgehandelte ein Protokoll, welches dem städtischen Magistrate und durch diesen der hochlöblichen k. Statthalterei unterbreitet wird.

Nun müssen wir auch auf einige Mängel dieses Instituts aufmerksam machen, um so mehr, da selbe bei der bevorstehenden Reorganisation des Instituts leicht abgestellt werden können. Es fehlt nämlich dem Institute ein Operations - Saal und ein ordentliches Badehaus. Welchen unangenehmen Eindruck muss es auf die übrigen Kranken machen, wenn man im Krankenzimmer, wie es bis jetzt der Fall war, die Operationen unternimmt! — Das bis jetzt bestandene Badehaus war zu wenig gut eingerichtet, und zu entfernt vom Haupt - Gebäude, als dass man es mit Nutzen hätte brauchen können. Douche-, Tropf- und Sturzbäder, sind in einer ähnlichen Anstalt unentbehrlich. Auch fehlt es dem Institute an den nöthigen Requisiten zur Rettung Schein-

totder. Die Externisten sind zwar in dieser Anstalt von den Internisten getrennt, aber nicht die Gattungen der Krankheiten. Es ist bekannt, welcher Nachtheil, sowohl für die Kranken, als auch für das Institut daraus entspringt, wenn ein nichtkrätziger Kranke, in das Bett eines krätzigen selbst beim Wechseln der Wäsche gelegt wird. Für Phthisische, Venerische, Augenkranke, Krätzige u. a. sollte man eigene Abtheilungen haben. Diess ist in der That wichtiger, als man gewöhnlich glaubt.

Nach sicheren Nachrichten wird endlich der Bau und die Erweiterung des Spitals im künftigen Frühjahr beginnen, und die Zahl der Betten für Kranke bis auf 600 vermehrt werden. Möge man doch auch für eine ordentliche Unterkunft der Wahnsinnigen sorgen. Der Direktor der neu zu organisirenden Anstalt, in welcher der Krankenstand so bedeutend sein wird, sollte kein ordinirender, sondern nur dirigirender Arzt sein. Und überhaupt müsste der Geschäftsgang, wenn er einen guten Erfolg haben soll, eine ganz andere Gestalt gewinnen. Die Ordinationen sollte ein eigener Arzt besorgen, diese sollten nicht dem Assistenten allein überlassen bleiben, was bei der jetzigen Einrichtung, im Erkrankungsfall des Direktors, immer der Fall ist.

Militair-Spital in Pesth.

Für die garnisonirenden Truppen, deren Zahl sammt den Invaliden sich nahe an 10,000 Mann beläuft, ist an der Ostseite des grossen, drei Stockwerke hohen Invalidenhauses ein Spital eingerichtet, welches in 15 Krankensälen 400 Betten enthält. Dieses Gebäude ist ursprünglich nicht zu einem Spital bestimmt gewesen, sondern nur aus Mangel eines andern Lokals dazu eingerichtet worden. Daher entspricht auch die Lage und Bauart desselben den Anforderungen, die man heut zu Tage an ein

ordentliches Krankenhaus macht, keineswegs. Dieses Spital ist der Theil eines grossen, in der Mitte der Stadt gelegenen, von ein Paar Tausend Menschen bewohnten Gebäudes, welches auf keinem freien Platze steht, sondern von allen Seiten von grössern und kleineren Gebäuden umgeben und von den Komitatsgefängnissen nicht sehr entfernt ist. Es erfreut sich weder eines geräumigen noch schattigen Hofes oder Gartens, der bei einem so grossen Krankenhause ein wahres Bedürfniss ist. Die Rekonvalescenten bringen meist an offenen Fenstern ihre Zeit zu, was natürlich zu vielen Erkältungen und Recidiven Anlass gibt. Die Fenster des Spitals sind zwar gegen Osten gerichtet; aber die seiner Kloaken haben ebenfalls dieselbe Richtung, und füllen das daran liegende, schmale Gässchen dermaassen mit üblem Geruche an, dass die Krankensäle einer erfrischenden Luft sich keineswegs hinreichend erfreuen können. Es wäre viel passender, das Garnisonspital in das neue Artillerie-Gebäude in der Leopoldstadt, welches eine sehr vortheilhafte Lage hat, zu verlegen.

Uebrigens Einrichtung, musterhafte Reinlichkeit und Ordnung bestehen in diesem Spital, wie in allen Militair-Spitalern, nach der bestehenden Norm der österreichischen Armee. Im Durchschnitt werden hier jährlich über 4,000 Kranke behandelt. Im Jahre 1835 wurden darin 5,655 Kranke gepflegt, wovon genesen 4,180, starben 545, und als nicht vollkommen geheilt wurden superarbitrit 500.

Spital der Israëlitcn in Pesth.

Die Israëlitcn unterhalten für ihre Glaubensgenossen ein eigenes Spital, welches sich gegenwärtig in der Theresienstadt (Felbergasse), in einem Privathause zu ebener Erde, befindet. Es besteht aus sechs kleinen, aber

lichten und trockenen Zimmern, mit 30 Betten, für Kranke beiderlei Geschlechts. Ungeachtet dessen, dass man dieser Nation übertriebene Reinlichkeit und Ordnung eben nicht nachrühmen kann, so herrscht hier doch beides in hohem Grade, was dem ebenfalls sehr humanen und einsichtsvollen Direktor dieser Anstalt, Herrn Dr. Jacobovics, Ehre macht. Nur wäre zu wünschen, dass die Betten nicht so nahe aneinander stünden, was desto nachtheiliger auf die Kranken wirkt, je weniger die Lüftung geschehen, und die frische reine Luft, des stinkenden Grabens wegen, welcher vor den Fenstern des Hauses sich befindet, eindringen kann. Das Haus hat einen geräumigen Hof und Garten. Die Kosten zur Unterhaltung dieses Instituts bestreitet die Bruderschaft. Es werden hier im Durchschnitte jährlich 150 bis 200 Kranke behandelt. Im Jahre 1835 war der Krankenbestand 186, wovon genasen 148, starben 20, als unheilbar wurden entlassen 2, und in der weiteren Behandlung waren verblieben 16.

Das Spital der Barmherzigen- Brüder in Ofen.

Unter den vielen menschenfreundlichen Stiftungen, des, in Ofen's Annalen unsterblich gewordenen k. k. Geheimen-Rathes, Stephan v. Marczibány, ist die Stiftung des Spitals sammt dem Kloster der Barmherzigen-Brüder im Jahre 1815 die bedeutendste. Dieses zwei Stockwerke hohe Gebäude liegt ganz frei am Donau-Ufer in der Nähe des Kaiserbades. Es würde sonst einer gesunden Lage sich erfreuen, wenn man nur bei dem Bauplane, die Bestimmung des Gebäudes gehörig berücksichtigt hätte. Der erste Krankensaal, oder der für die Internisten ist gut gelegen, nicht so der zweite

oder der für die Externisten, der die Aussicht in den Hof hat.

Gleich beim Eingange im Erdgeschosse ist die Spital-Apothek, welche das Recht hat, zum Besten des Instituts Arzneien auch für Auswärtige zu dispensiren; sie ist übrigens denselben Gesetzen mit den übrigen Apotheken unterworfen. Noch sind im Erdgeschosse zwei Zimmer mit 10 Betten für Rekonvalescenten und 4 Kammern für Wahnsinnige. Der übrige Theil zu ebener Erde ist für die Haushaltung bestimmt. Im ersten Stockwerke sind zwei grosse Krankensäle mit 84 Betten. Diese grosse Anzahl von Kranken in einem Krankensaale, wie der für die Externisten ist, dessen Lage und Bauart eine Erneuerung der frischen und reinen Luft nicht gehörig gestattet, ist immer ein Uebelstand. Es herrscht hier zwar grosse Reinlichkeit, aber die Betten, welche mit Vorhängen versehen sind, stehen zu nahe an einander. Weder die Gattungen der Krankheiten, noch die Internisten und die Externisten sind genau von einander geschieden. Die Bettvorhänge führen viele Nachtheile mit sich, nämlich: sie schützen weder vor Luft noch Kälte, ängstigen den Kranken durch das Gefühl der Einengung, und beschränken den Luftwechsel um denselben. Sie sind ferner, Fänge für Krankheitsstoffe aller Art, und ihre Anschaffung und Unterhaltung, erfordert einen nicht geringen Kostenaufwand. Der Kranke ist dem Auge des Krankenwärters entrückt, besonders, wenn ihm ausserordentliche Zufälle, als: Krampf, Apoplexie etc. begegnen, bei welchen Bewusstlosigkeit ihn hindert, selbst Hilfe zu fordern. Liegt er nun in solchem Falle hinter den Vorhängen verborgen, so kann leicht die Zeit zur Hilfe verstreichen, ehe man seinen Unfall gewahr wird. Daher sollten die Bettvorhänge aus den Krankenzimmern entfernt, und durch bewegliche Schirme, welche zu beiden Seiten des Bettes leicht eingeschoben werden können, und welche bei Sterbenden, um sie dem

Anblick der übrigen Kranken zu entziehen, sehr nothwendig sind, ersetzt werden. — Das zweite Stockwerk dieses Gebäudes bewohnen meist die Ordensbrüder. — Dreissig Betten unterhält die Stadt, die übrigen sind Foundationen von verschiedenen Wohlthätern. Die namhafteste unter allen ist die Marczibány'sche, welche 24 Betten unterhält, die ausserdem nach dem Sinne des Stifters, nach Maassgabe der vermehrten Revcnüen stets vermehrt werden sollten. Nach den verschiedenartigen Foundationen bleibt den Stiftern das Recht, ihre Kranken hieher zu schicken.

Ausser den Ordinationen für die Internisten, welche Aerzte weltlichen Standes versehen, werden alle anderen Geschäfte, selbst die Zubereitung der Speisen und Arzneien von den Ordensbrüdern verrichtet.

Die Ordinationen bei den Internisten besorgen monatweise drei städtische Physici. Dieser beständige Wechsel der ordinirenden Aerzte ist für die Kranken nicht ohne Nachtheil. Es wäre daher zu wünschen, dass die Herren Physici, nur alle drei Monate wechseln möchten. Ausserdem besuchen sie das Spital nur einmal täglich, woraus ein zweiter Nachtheil für die Kranken erwächst, der nämlich, dass, wenn ein lebensgefährlicher Kranke, nach beendigter Ordination hineingebracht wird, selber, entweder bis zur Ordination des folgenden Tages ohne Hilfe, oder aber bloss der Hilfe des Spitalwundarzes überlassen bleibt. Die Externisten besorgt ein geprüfter Wundarzt, als Ordensbruder, der zugleich Oberkrankenwärter ist, dem zwei Unterkrankenwärter und sechs Assistenten untergeordnet sind.

Schade, dass der Orden das ihm zu Gebote stehende Terrain nicht zu einer Gartenanlage für die Rekonvalescenten verwendet. — Die eingeführte klösterliche Ordnung, das Mittagsmahl um 10 Uhr und das Nachtmahl um 5 Uhr aufzutragen, sticht allzugrell von der gewohnten weltlichen ab, und dürfte wohl, wie jede solche

plötzliche Veränderung, am wenigsten für Kranke ge-
dehlich sein.

Nach den jährlichen Ausweisen werden hier im Durch-
schnitte jährlich über 1,000 Kranke behandelt. Im Jahre
1835 war der Krankenstand 1,544; wovon genesen 1,377,
starben 167, und demnach wäre in der Anstalt für das
folgende Jahr kein Kranker geblieben!

Das Garnison - Spital in Ofen.

Am nördlichen Ende der Wasserstadt, liegt an der
Strasse, das zwei Stockwerke hohe Militair-Spital, wel-
ches aus dem ehemaligen Bürgerspital entstand, das zum
gegenwärtigen Zwecke erweitert wurde. Ueber die innere
Einrichtung dieses Spitals lässt sich nichts Besonderes sa-
gen, da die Militair-Spitäler in der österreichischen
Monarchie alle nach einer Norm eingerichtet, und folg-
lich hinlänglich bekannt sind. Das Gebäude ist lüftig ge-
nug, doch der Hof beschränkt. Die Krankensäle sind
hoch und lüftig, und haben freie Aussicht, jedoch gegen
Norden, und folglich entbehren sie die Strahlen der Mor-
gensonne. Das Haus erfreut sich eines schattigen Gartens
für die Rekonvalescenten. Reinlichkeit und Ordnung
herrscht überall. Im Durchschnitte werden hier jährlich
nahe an 3,000 Kranke behandelt. Im Jahre 1835 war
der Krankenstand 4,375, wovon genesen 3,365, als nicht
ganz genesen superarbitrirt 400, gestorben 405. Die Zahl
der Verstorbenen vermehren wesentlich die alten Invali-
den, die von Kleinzell hierher gebracht werden. Die Or-
dinationen am Krankenbette vollführt zweimal täglich ein
Regiments - Arzt, mit seinen Ober- und Unter-Aerz-
ten. Unter die Ursachen des in diesem Spital zuweilen
vorkommenden Skorbut und des Spitaltyphus ist auch
der übermässige, ja mitunter auch zweckwidrige Ge-
brauch der hiesigen auflösenden Bäder, wegen welcher

viele, mit kronischen Uebeln behaftete, Krieger aus allen Gegenden des Landes hieher gesendet werden, nicht ohne Grund zu rechnen.

Das städtisch-weibliche Krankenhaus in Ofen, auch Armenhaus genannt.

Dieses auf der Landstrasse freigelegene, ein Stockwerk hohe Haus, dessen Aeusseres einer Kirche ähnlich sieht, vereinigt in sich das städtisch-weibliche Spital, und die Versorgungsanstalt für verarmte und hilflose Bürger beiderlei Geschlechts. Ursprünglich war dieses Gebäude bloss zu einer Versorgungsanstalt bestimmt, und erst später wurde dasselbe erweitert und auch zu einem Krankenhause eingerichtet. Den menschenfreundlichen Bemühungen des ersten Stadtphysikus Dr Christen, der weder Mühe noch eigene Kosten sparte, haben wir die Existenz dieses Spitals, so, wie es jetzt da steht, grösstentheils zu verdanken. Das Haus erfreut sich keiner vortheilhaften Lage. Die Fenster, unter welchen ein offener, stinkender Graben sich befindet, sind verhältnissmässig zu hoch, und haben die Aussicht gegen Nordwest, lassen daher weder hinreichendes Licht, noch Wärme zu. Und überdiess sind die Jalousieen an den Krankenzimmern stets geschlossen. Das Spital ist im Erdgeschosse, und das Versorgungshaus im ersten Stockwerke, was eigentlich umgekehrt sein sollte. Denn die Ausdünstung aus den Krankensälen steigt in die Höhe und wird, besonders bei ruhiger Luft den oberen Einwohnern mitgetheilt. Ueberdiess ist in den höheren Räumen ein freierer Luftzug, wodurch die verderbte Luft leichter und schneller entfernt und mit einer reinern, frischem vertauscht wird, was im Erdgeschosse nicht so gut möglich ist.

Das Krankenhaus besteht aus acht Krankenzimmern mit 100 Betten, wovon zwei Zimmer für Kindbetterinnen

ingerichtet sind. Die Betten sind mit Vorhängen versehen; übrigens herrscht Reinlichkeit und Ordnung im ganzen Hause. Weder die Gattungen der Krankheiten, noch die Internisten und Externisten werden hier genau von einander getrennt; was doch berücksichtigt werden sollte. Denn die Ruhestunden, die Stunden des Schlafes für innere und äussere Kranke sind im Allgemeinen verschieden, und es kann somit eine beständige Störung dieser Ruhe von einer oder der andern Seite her eintreten. Die Aeusserlich-Kranken nämlich, schlafen gewöhnlich, wenn ihre Verletzungen nicht von Fieber begleitet sind des Nachts, wachen und unterhalten sich aber am Tage, erheben sich da auch wohl von ihren Lagerstellen und wandern im Zimmer umher. Dagegen bringen die Innerlich-Kranken, namentlich Fieberkranke, nicht selten die Nächte stöhnend, ja wohl delirirend zu, da meist gegen Abend oder zur Nachtzeit Exacerbationen der Fieber besonders eintreten, und beginnen erst gegen Morgen mit der nun erfolgenden Remission einzuschlafen.

Die Medikamente werden aus der Apotheke der Barmherzigen-Brüder geholt. Es könnte im Krankenhause selbst wenigstens eine kleine Hausapotheke vorhanden sein, aus der in dringenden Fällen, vorzüglich beruhigende und erregende Arzneien ohne Zeitverlust genommen werden könnten. Das Haus hat auch eine Kapelle, einen Traiteur, einen Hausmeister, eine Todtenkammer, acht Detentionskammern für Wansinnige und ein Sektionszimmer, in welchem auch die legalen Sektionen vorgenommen werden.

Die Ordinationen besorgen monatweise die städtischen Physici, die das Spital täglich einmal besuchen. Die Externisten versieht ein städtischer Wundarzt, der im Hause wohnt, und der zugleich auch als Verwalter des Hauses zu betrachten ist. Ihm ist ein chirurgischer Assistent beigegeben. In diesem Krankenhause wurden im Jahre 1835,

500 Kranke behandelt, von denen 300 genesen, und 60 starben. Die Uebrigen blieben in der Behandlung.

In dem Versorgungshause werden 12 verarmte und hilflose Bürger beiderlei Geschlechts versorgt. Das Recht die Pfründner aufzunehmen gebührt dem städtischen Magistrate. Die Pfründner werden hier mit Kost, Kleidern, Wäsche und anderen zum Leben nothwendigen Geräthschaften versehen.

Das Spital der Elisabethiner- Nonnen in Ofen.

Dieses Spital sammt dem Kloster der Elisabethiner-Nonnen liegt an der Donau in der Wasserstadt. Kaiser Joseph II. stiftete dieses Kloster hier für arme Kranke des weiblichen Geschlechts, und der bereits schon erwähnte, grosse Wohlthäter Stephan von Marczibányi hatte nicht nur durch bedeutende Geldsummen die Kapitalien des Klosters vermehrt, sondern auch an der Nordseite der Kirche ein zwei Stockwerke hohes Gebäude als Rekonvalescentenhaus aufführen lassen. Das Spital ist im ersten Stockwerke des Klosters, und besteht aus einem einzigen Krankensaale, in welchem sich 34 Betten befinden. Die Betten im Krankensaale sind nicht hinlänglich von einander entfernt; sie sind alle mit Vorhängen versehen, zwischen je zwei Betten steht ein Nachtstuhl (!) ein Tischchen und ein Sessel. In der Mitte des Saales befindet sich ein Altar zum täglichen Messlesen. Ein Gang durch das Khor der Kirche führt in das schon genannte Rekonvalescentenhaus, in welchem mehrere abgetheilte Zimmer sind, in die nach Umständen Rekonvalescenten, Kranke und weibliche Pfründner gelegt werden. Die Abtheilungen zu ebener Erde gehören in beiden Häusern sämmtlich der häuslichen Oeconomie und der Dienerschaft an, so wie die zweiten Stockwerke bloss den Wohnungen der Nonnen

gewidmet sind. Zur Aufnahme eines weiblichen Kranken bedarf es bloss der Erlaubniss der Oberinn. Zuweilen werden aber so viele alte Weiber, welche eigentlich in eine Versorgungsanstalt gehörten, aufgenommen, dass ihre Zahl die der Kranken übersteigt, wodurch der Hauptzweck des Instituts verfehlt wird. Das Mittagessen wird hier um 10 Uhr und das Nachtmahl um 6 Uhr gehalten, was von der weltlichen Ordnung sehr absticht. Das Kloster besoldet einen eigenen Arzt und Wundarzt, welche täglich Ordinationen halten müssen. Die Bereitung der Arzneien geschieht in der Klosterapotheke durch die Schwestern selbst nach den Gesetzen der Kunst, die sie erlernen müssen. Die Kranken werden von den emsigen und mitleidigen Nonnen, die sich durch eine vorzügliche Reinhaltung ihres Spitals auszeichnen, mit aller möglichen Sorgfalt gepflegt.

Orthopaedische Anstalt in Pesth.

Zu den Heilanstalten gehört auch die im Jahre 1836 von Herrn Dr Schöpff in's Leben gerufene orthopaedische Anstalt in Pesth, welche hier ein bereits längst gefühltes Bedürfniss war; denn die Verkrümmungen des menschlichen Körpers, besonders beim weiblichen Geschlechte, nehmen täglich mehr und mehr überhand. Und dass wohl eingerichtete Anstalten für die Heilung der Verkrümmungen mehr leisten können, als eine Behandlung des Kranken in seiner Wohnung, ist ausser allem Zweifel. Der Genuss der freien Luft und angemessener Leibesübung in Verbindung mit gebührender Ordnung im Darreichen der Nahrungsmittel, versetzt die Kinder oft allein schon in einen Blühezustand, der ihnen fremd war, so lange sie im Kreise ihrer Familien lebten. Nur müssen solche Anstalten nicht in den Händen und unter der Leitung von



Mechanikern und Bandagisten, sondern unter der Aufsicht und Leitung von erfahrenen und verständigen Aerzten sich befinden, und das orthopaedische Verfahren darf weder bloss mechanisch, noch auch rein dynamisch sein. Diese Anstalt ist noch zu neu, als dass man bereits von ihrem Erfolg etwas sagen könnte. Uebrigens gibt uns die gute Einrichtung derselben zu den schönsten Erwartungen Hoffnung. Sie befindet sich in der Tabakgasse im Somogyischen Hause rückwärts. Das Haus erfreut sich einer gesunden Lage und eines geräumigen Gartens. — Um der Anstalt mehr Zutrauen zu verschaffen und selbe gemeinnütziger zu machen, sollte der Herr Instituts-Direktor einigen Männern vom Fach Gelegenheit geben, von den Leistungen seines Instituts sich zu überzeugen, die dann seine, der Oeffentlichkeit zuübergebenden, Berichte mitunterzeichnen sollten.

II. Armenanstalten.

Die Armenanstalten sind eines der ersten Bedürfnisse für kultivirte Staaten. Mit der Entwicklung der Kultur eines Landes nimmt auch die Zahl der Armen und die Sorge für dieselben in gleichem Schritte zu; mit der steigenden Kultur lernt man aber auch, wie die Vorsorge für Dürftige beschaffen sein muss, wenn sie zweckmässig sein soll. Diess ist gewiss der wichtigste Punkt in der Unterstützung der Armen, sonst muss jede fromme Stiftung, jede Wohlthat ausarten; die Müssiggänger mehren sich, schamlose und ungestümme Bettler werden reichlich beschenkt, während der wahre Dürftige Mangel leidet. Wer erinnert sich nicht, wie vor nur ein Paar Jahren, vor Abschaffung der Haus- und Gassenbettelei, die beiden Städte mit allerlei Bettelgesinde überschwemmt waren,

In allen Häusern, an allen Strassen bei Tag und Nacht wurde man von Bettlern beunruhigt. Handwerksburschen, Studenten, in Lumpen gekleidete, sonst noch rüstige und gesunde Menschen, kleine, von ihren strafbaren Aeltern dazu abgerichtete, Kinder, und andere unrechtmässige, jedem Laster unterworfenen, Usurpatoren, trieben ungehindert das Bettlerhandwerk.

Es ist gewiss, dass die Bettelei Mutter der Sittenlosigkeit ist, sie gab in den zwei Städten zu gar zu vielem Laster und Skandal Veranlassung, als dass die Einwohner nicht daran gedacht hätten, dieselbe abzuschaffen. Durch die Mitwirkung der wohlthätigen Frauenvereine, haben endlich die städtischen Behörden im Jahre 1830 die Gassenbettelei wirklich abgeschafft. Die Einwohner beider Städte verpflichteten sich mittelst Subscription monatlich oder jährlich etwas für die Armen beizutragen, wovon ein jeder Arme entweder in seiner Wohnung, oder aber mehrere in einem eigends dazu gemietheten Hause gepflegt werden. Die wohlthätigen Beiträge, empfangen die respektiven Herren Pfarrer. Aber kaum sind ein Paar Jahre vorüber, und die Bettelei fängt leider von Neuem an sich auszubreiten.

Um wohlthätige Spenden nicht an Unwürdige zu verschwenden, muss man einen Unterschied machen zwischen einem Armen und einem Bettler. Bei einem Almosen suchenden muss man nicht allein in Anschlag bringen, dass er kein Vermögen besitzt, sondern, ob er auch physisch und moralisch durchaus ausser Stande ist, sich welches zu erwerben; denn nur diese zwei Momente, wo sie zusammentreffen charakterisiren den wahren Armen, der auf unsere Unterstützung gerechten Anspruch hat. Derjenige aber, dem auch nur irgend eine Gelegenheit zum Selbsterwerbe sich darbietet, und der sie nicht benützt, sondern Almosen fordert, der ist kein Bettler, dem die Stadt keine Verpflegung oder Unterstützung schuldig ist. Ob ein solcher Bettler früher ein wohlhabender Edelmann,

Beamte oder Offizier war, und ob derselbe durch eigene oder fremde Schuld um seinen Broterwerb kam, so verdient er, wenn er sich irgend etwas zu arbeiten schämt, oder dazu zu faul ist, doch keine Unterstützung. Nur die physische oder moralische Unvermögenheit sich selbst etwas zu erwerben, ist das sicherste Zeichen der wahren Armuth, und heischt unsere Unterstützung. Hieher gehören: alle unheilbare physische und psychische Krankheiten, angeborene Bildungsfehler, welche den zum Erwerb nöthigen Organen-Gebrauch hindern, die Schwäche des Alters, wohin sowohl die Kindheit als auch das hohe Alter gehört. Selbst Leute welche durch ihr liederliches Leben frühzeitig gebrechlich werden, dürfen von der Armenverpflegung nicht ausgeschlossen bleiben. Sobald der Mensch physisch oder moralisch, aus welcher Ursache immer es sei, unvermögend geworden ist, sich etwas zu erwerben, darf man ihn nicht verderben lassen. Sein sieches Leben ist ihm Strafe genug. Ausser diesen gibt es Arme, arbeitsame Menschen, welche so lange sie gesund sind, sich so viel erwerben, als zu ihrem Lebensunterhalt gerade nothwendig ist, aber auch nicht mehr. Werden sie nun krank, so sind sie alles Lebensunterhaltes, ja selbst der ärztlichen und arzneilichen Hilfe beraubt. Auch diesen ist die Stadt einige Unterstützung zu gewähren schuldig.

Es versteht sich von selbst, dass man diese Wohlthaten der Humanität nicht auf alle vom ganzen Lande oder auch von fremden Ländern hergelaufene Menschen ausdehnen kann. Diese könnten, wenn sie nicht schon eine Zeit lang hier gelebt haben, in ihr Geburtsort zurückgewiesen werden. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die beiden Städte endlich einmahl für den Unterhalt der Bettler und Müssiggänger irgend ein Mittel fänden, ein wohlorganisirtes Arbeitshaus zu Stande zu bringen, welches hier ein wahres Bedürfniss ist. Durch ein Arbeitshaus würde man auch den allgemeinen und gerechten Klagen über die Schlechtigkeit der Dienstboten steuern.

Es gibt Dienstleute, welche alle 14 Tage, ja sogar alle acht Tage einen andern Brotherrn haben, und sie gewöhnen sich diesen beständigen Wechsel so an, dass sie auch ohne alle Ursache den Dienst verlassen. Hätte man ein Arbeitshaus und würde ein jeder Diensthote, der drei Tage ohne Dienst wäre, in dasselbe abgeliefert, so würde dieser Unfug von selbst aufhören.

Das Hausiren der Juden gibt ebenfalls zu vielen Diebstählen, zum Müssiggange und folglich auch zu vielen und gerechten Klagen der Einwohner Anlass. Es wäre dann wünschenswerth, auch auf diese Müssiggänger ein wachsames Auge zu haben.

Ausser den Versorgungsanstalten für arme, mittellose Bürger in den städtischen Spitalern von Pesth und Ofen und dem Kloster der Elisabethiner - Nonnen in Ofen, von denen schon Erwähnung geschah, als von den respectiven Spitalern die Rede war, existiren in beiden Städten zur Unterstützung der Armen noch:

Wohlthätige Frauenvereine.

Ein unvergängliches Denkmahl in den Annalen der beiden Nachbarstädte verdienen gewiss die edlen und wohlthätigen, in dem verhängnissvollen Missjahre 1817 unter dem höchsten Schutze und der Oberleitung Ihrer kaiserl. Hoheit der Höchstseligen Erzherzoginn Hermine, zweiten Gemahlin Sr kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Joseph Palatin, gestifteten Frauenvereine, deren Zweck ist: die Armen und ihre Bedürfnisse zu erforschen, die Beiträge wohlthätiger Menschen in Empfang zu nehmen, und selbe auf das Zweckmässigste zu verwenden. Diese Wohlthätigkeitsanstalten sind einzig in ihrer Art. Ihre Wohlthaten dehnen sich auf alle Hilfsbedürftige aus ohne Unterschied des Standes, der Nation oder Religion; sie verbreiten sich auf hundertfältigen Wegen. Die Vereine unterstützen nämlich, Bedürftige in ihren Wohnungen mit

Nahrungsmitteln, Holz, Kleidern, Arzneien, ärztlicher Hilfe, so wie auch mit baarem Gelde. Sie sorgen für die Erziehung und das Fortkommen älternloser Kinder; schaffen rohe Arbeitsstoffe an und vertheilen selbe an arme Handwerker, und an andere, die Lust und Kraft zum Arbeiten haben; sie unterhalten Mädchenschulen, Kleinkinder-Bewahranstalten, eine Blinden-Anstalt für Heilung armer Starblinden und Versorgungshäuser für alte, arbeitsunfähige Menschen beiderlei Geschlechts. Mit einem Worte, kein wahrhaft Bedürftiger, sobald seine Dürftigkeit erwiesen ist, bleibt ohne Hilfe. Die hundertfältigen Fälle der Wohlthätigkeit dieser Vereine ist hier unmöglich anzuführen.

Die höchste Schutzfrau dieser edlen, wohlthätigen Frauenvereine in beiden Städten sind gegenwärtig Ihre kaiserl. Hoheit die Durchlauchtigste Frau Erzherzogin Maria Dorothea. Jeder Verein hat aber seine eigene Vorsteherin, seinen eigenen Secretär und Kassier und für jeden einzelnen Stadtbezirk seine eigenen Ausschussfrauen.

Diese edlen Frauen leisten in der That Unglaubliches; denn nicht nur dass dieselben ohne den geringsten Anspruch auf irgend eine Belohnung keine Mühe und keine Sorge scheuen, sondern es gibt ihrer Viele, die sogar einen Theil ihres eigenen Vermögens auf diese wohlthätigen Anstalten verwenden. Nie hätten diese Anstalten unter der Führung und Verwaltung von Männern auch nur solchen Bestand gewonnen, und nie so viel Gutes gestiftet! Zur Linderung der Schmerzen und des Elends ist nur das weibliche Herz geschaffen; man muss das Elend auch mitfühlen können, um es mit wahrem Eifer lindern zu helfen.

Armen-Institut in Pesth.

Dieses Institut, welches Kaiser Joseph II. stiftete, ist in drei Pfarrbezirke eingetheilt, und steht unter der Oberleitung eines Magistratsrathes, dem ein Aktuar und zwei Armenväter beigegeben sind. Aus diesem Institute erhalten nur solche Arme Spenden, welche zwar nicht ganz arbeitsunfähig sind, aber durch die Arbeit selbst das Nothwendigste sich nicht ganz erwerben können. Die ganz arbeitsunfähigen Armen, sind kein Gegenstand dieses Instituts; diese werden in dem Siechenhause des Bürgerspitals versorgt. Jeder Arme kann sich mündlich oder schriftlich an die Instituts-Kommission wenden, wo dann die Dürftigkeit eines jeden untersucht, und nach dem Befunde entschieden wird, ob und welche Unterstützung ihm zu Theil werden soll. Durch dieses Institut werden jährlich gegen 200 Hausarme theilt, und zwar zweimal in der Woche, in den Pfarrkirchen der innern Stadt, der Theresien- und Josephstadt.

Versorgungshaus der nichtunirten Griechen und Walachen in Pesth.

Diese Anstalt befindet sich in dem Schulhause an der Donau nächst der Kirche dieser Glaubensgenossen; sie verdankt ihr Entstehen und ihre Fortdauer frommen Stiftungen und Beiträgen. Es werden hier alte, arbeitsunfähige Leute ohne eigenes Vermögen, mit Kost, Quartier und im Erkrankungsfalle auch mit ärztlicher Hilfe und Arzneien unentgeltlich versorgt. Ein Zimmer mit sechs Betten ist für Männer, und eines für eben so viele Weiber eingerichtet.

III. Andere Wohlthätigkeits- und Humanitätsanstalten.

Kleinkinder-Bewahranstalten.

Die im Jahre 1830 in mehreren Bezirken der beiden Städte eingeführten Kleinkinder-Bewahranstalten hatten ursprünglich den Zweck, kleine Kinder von 3 — 6 Jahren, deren Aeltern ausser Haus in die Arbeit gehen, in Verwahrung zu nehmen, damit selbe nicht sich selbst und ihrem Schicksale überlassen bleiben; wo dann solche Kleine während dieser Zeit durch eigends dazu angestellte Lehrer und Lehrerinnen mit nützlichem, nicht anstrengendem Unterricht abwechselnd mit Spielen beschäftigt werden. Diese Anstalten haben ihre Licht-, aber auch ihre Schatten-Seiten. Es ist wahr, dass die Kinder hier besser aufbewahrt sind, als in den älterlichen Wohnungen, besonders der armen Leute. Aber gerade die Kinder aus der untersten Klasse profitiren von diesen Anstalten am wenigsten, und was man auf einer Seite gewinnt, das verliert man auf der andern. Denn das sitzende Leben passt für so kleine Kinder durchaus nicht. Im Sommer werden sie zwar auch in's Freie geführt; aber im Winter, wenn 50 und auch mehr kleine Kinder mehrere Stunden beisammen sitzen, sollen sie da die Atmosphaere um sich herum nicht verderben? Sind dann diese Anstalten nicht wahre Seminarien für Kinderkrankheiten, besonders, wenn solche epidemisch herrschen?

Blinden-Institut in Pesth.

Dieses Landes-Institut, dessen Errichtung in Pressburg 1825 bei Gelegenheit des damaligen Landtags beschlossen wurde, verdankt seine Entstehung dem hochherzigen und für Menschenwohl so sehr sich interessirenden Sinne Sr kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Joseph, Reichspalats. Die ungemein grosse Wohlthat dieses Instituts sowohl für das Land, als für die armen unglücklichen Blinden selbst, wird Jedermann einsehen, der nur irgend ein Gefühl für Menschenelend besitzt. Diese armen Unglücklichen, welche gewöhnlich zu Hause moralisch und physisch vernachlässigt, der menschlichen Gesellschaft zur Last fielen, werden hier durch den Unterricht zu nützlichen Staatsbürgern erzogen und der menschlichen Gesellschaft wieder gegeben, was natürlich nur in einem Institute möglich ist.

Dieses Institut befindet sich in der Königsgasse Nro 837, der Walero'schen Fabrik gegenüber; dasselbe steht unter dem höchsten Schutze des hochherzigen Gründers und unter der Ober-Aufsicht einer Deputation, die aus einem Praeses, welcher immer der jedesmalige erste Vice-Gespan des Pesther Komitats ist, und aus mehreren Mitgliedern besteht. Das Institut zählt gegenwärtig 20 Zöglinge (5 Mädchen und 15 Knaben), welche unter der trefflichen Leitung des einsichtsvollen und humanen Direktors der Anstalt Herrn Dolezzálek, die erfreulichsten Fortschritte machen. Sie erhalten Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der ungarischen und Deutschen Sprache, in der biblischen, vaterländischen und Weltgeschichte, in der Erdkunde, Naturlehre, Naturgeschichte, Technologie, Musik, im Gesang und in verschiedenen Handarbeiten. Es ist in der That bis zu Thränen rührend einer Prüfung der Zöglinge, welche am letzten Tage eines jeden Monats, Vormittags von 9—12

Uhr, und einer andern jährlichen, die auch öffentlich abgehalten wird, beizuwohnen. Das Erscheinen bei den Prüfungen ist Jedermann gestattet. Und wer einer solchen Prüfung noch nicht beigewohnt hat, der soll es nicht unterlassen, um auch hierin die Fortschritte der menschlichen Kultur zu bewundern. — Eine nähere Beschreibung dieses Instituts enthält das vom jetzigen Instituts-Direktor herausgegebene Werkchen: Nachricht von der Verfassung des Blinden-Instituts in Pesth etc. 1836.

Invalidenhaus zu Pesth.

Kaiser Karl VI. liess in Pesth für die alten dienstunfähigen Krieger einen Pallast bauen, der mehrere Tausend Menschen zu beherbergen im Stande ist. Seitdem machte man eine Kasserne daraus, aber auch die Invaliden, deren Zahl auf 600 sich beläuft, sind hier untergebracht, und werden militärisch, lebenslänglich versorgt. — In Ofen werden sie in Klein-Zell bei Alt-Ofen auf eben dieselbe Weise, wie in Pesth versorgt.

Landes Pensions-Institut in Ofen.

Das ungarische, im Jahre 1797 in's Leben getretene und allerhöchsten Orts bestätigte Landes Pensions-Institut war ursprünglich nur für Beamte und Honoratioren, welche das 50-te Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, und einer kräftigen Körper-Konstitution sich erfreuten, gestiftet. Bei einer Einlage von 200 fl. und einem jährlichen Beitrag von 16 fl. W. W., waren nach den un-
gemein günstigen, aber nur für die Gegenwart berechneten Statuten nicht nur die Wittwen und Waisen, sondern auch die Männer pensionsfähig. Hiezu kam das im Jahre

1811 erfolgte Finanzpatent, durch welches das Institut einen namhaften Verlust erlitt; dann die unglücklichen Cholerajahre 1831 und 1836, welche dem Institut eine Menge Pensionisten zuführten. Um also der gänzlichen Auflösung des Instituts bei Zeiten vorzubeugen, hat die löbliche Deputation, welche das Institut dirigirt, für unumgänglichnothwendig erachtet, dessen Reorganisation vorzunehmen, welche auch im Jahre 1836 vor sich ging, und bereits auch die allerhöchste Bestätigung erhielt.

Der Reorganisation gemäss bekommt das Institut eine grössere Ausdehnung und Solidität. Nach dem 1. §. der Statuten können alle in Ungarn und den dazu gehörigen Provinzen angestellte, öffentliche und privat Beamte, Edelleute, Geistliche, alle Honoratioren, Künstler, Kaufleute, und Bürger dem Institute beitreten, wenn sie das 50-te Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, und mit keiner lebensgefährlichen Krankheit, noch auch einer ausgesprochenen Disposition zu einer solchen behaftet sind. Militärpersonen bleiben von diesem Institute ausgeschlossen. Jedes Mitglied muss bei seinem Eintritt in das Institut 200 fl. W. W. erlegen, und ausserdem jährlich 24 fl. W. W. zu der Instituts-Kassa beitragen. Jedes mitglied muss, um pensionsfähig zu sein, drei Jahre inkorporirt sein. — Unbedingt pensionsfähig sind Wittwen und Waisen; Männer aber nur unter gewissen Bedingungen. Die Pensionen fallen nach den Inkorporationsjahren verschieden aus, von 100 — 350 fl. W. W.

Pensions-Institut für städtische Beamte in Pesth.

Die städtischen Beamten in Pesth bildeten, um ihr künftiges Loos, wenn sie Alters- oder Krankheits halber dienstunfähig werden, ganz besonders aber, um das Loos ihrer Wittwen und Waisen einigermaassen zu sichern, aus

den Einlagen und jährlichen Beiträgen im Jahre 1808 einen Fond, von welchem die Pensionen ihrer Wittwen und Waisen bestritten werden; diese bestehen in jährlichen 100 — 200 fl. W. W. Alle städtische Beamten sind für das Institut geeignet, selbes steht unter einem Direktor, einem Aktuar und einem Kassier.

Königliches Versatzamt in Pesth.

Als eine Wohlthätigkeits - Anstalt vorzüglicher Art ist das k. Leihhaus im kleinen Seminar - Gebäude zu betrachten, durch dasselbe hat die Regierung den geheimen, unerlaubten Umtrieben der Wucherer, Geldmäcker und Juden einen mächtigen Damm gesetzt, indem jeder Geldbedürftige irgend ein Pfand in diesem Institute einsetzen, und dafür, nach einem gewissen Maasstabe des Schätzungswerthes gegen mässige Procente, baares Geld erhalten kann, um sich oder seiner Familie die nöthigsten Bedürfnisse anzuschaffen.

Auch gibt es in Pesth einen Verein für unentgeltliche Krankenpflege, dessen Mitglieder im Erkrankungs-falle unentgeltlich gepflegt werden; und einen Leichenverein, durch welchen die Mitglieder, wenn sie sterben, unentgeltlich beerdigt werden.

NACHTRAG.

Pesth und Ofen im März 1838.

Das vorausgehende Werk hatte kaum die Presse verlassen, als über die beiden ersten Schwesterstädte Ungarns ein Ereigniss hereinbrach, zu welchem selbst die Jahrtausende alte Geschichte nur wenige Seitenstücke darzubieten vermag, und welches dem Verfasser die traurige Nothwendigkeit als eine Pflicht erscheinen liess, dem eben erst vollendeten Buche in den folgenden Blättern einen gedrängten, aber höchst wesentlichen Anhang anzufügen. Das Buch schildert nämlich die beiden Städte, das althehrwürdige Ofen, und das in jugendlich frischem Erblühen begriffene Pesth, in der schönen Periode ihres mehr und mehr sich entfaltenden Glanzes, und dürfte daher in dieser Beziehung für die Annalen dieser Städte nicht ohne Interesse sein.

Allein leider ist durch dieselbe Catastrophe, welche diesem Anhang seine Entstehung gab, der Glanz, besonders von Pesth, für die Gegenwart und die nächste Zukunft wenigstens, der Vergangenheit anheimgefallen, und es dürfte der Werth, den das vorausgehende Werk etwa behaupten mag, nur dauernder gemacht und erhöht werden, wenn wir hier sowohl das unheilbringende Ereigniss selbst, als auch die Hauptmomente, welche dasselbe herbeigeführt haben, namhaft zu machen, und etwas näher zu beleuchten streben; um so mehr, da es

gewiss ist, dass eben dies Ereigniss für beide Städte, und für alle Zukunft, den wohl bemerkten Anfangspunkt einer neuen Aera bilden werde.

Es war eben derselbe Strom, der in gewöhnlichen Zeiten den Hauptreiz und die Hauptquelle alles Wohlstandes beider Städte ausmacht, und in dessen majestätischen Wogen, ganz vorzüglich Pesth, das Hauptmittel seines weit ausgebreiteten Verkehrs und seiner in so schöner Blüthe sich entfaltenden Wohlhabenheit erkennen musste, der jüngsthin im März 1838, ein furchtbares Werkzeug gräuervoller Zerstörung ward für dieselben Städte, welche ihm, und gerade ihm zum grössten Theile, ihren Glanz und ihren Reichthum verdanken. Es wuchsen nämlich damals die Wogen der Donau zu nie erhörter, furchtbarer Höhe auf, und breiteten, indem sie ihr Bette überstiegen, und mit unwiderstehlicher Gewalt sich weithin über Pesth's ausgedehnte Ebenen ergossen, da, und in allen ihnen erreichbaren, niedriger gelegenen Theilen Ofens, zahlloses Unglück und herzerschütternden Jammer aus.

Gehen wir nun über zur Geschichte dieses ewig denkwürdigen Ereignisses.

Das Jahr 1837 war schon durch einen nassen, von häufigen Platzregen, Wolkenbrüchen und Ueberschwemmungen begleiteten Sommer in meteorologischer Hinsicht merkwürdig gewesen; diesem Sommer folgte ein Herbst der durch seine lange Dauer, und sein im Ganzen günstiges Wetter ausgezeichnet war. Noch merkwürdiger aber gestaltete sich der Winter 183 $\frac{7}{8}$, in welchem ganz eigentlich die Grundmomente des eben erlebten, folgenschweren Ereignisses zur Ausbildung kamen.

Bis zur Mitte des Decembers hatten wir uns einer sehr mässig kalten, im Ganzen nicht unfreundlichen Witterung zu erfreuen. Erst am 12. begann die Kälte, wovon den ganzen Tag Schnee fiel, ward aber am 20. wieder unterbrochen, begann dann am 22. auf's Neue und viel

intensiver, bis sie am 26. abermals, und zwar bedeutend und plötzlich unterbrochen wurde, an welchem Tage nicht nur Thauwetter, sondern auch noch ein Regen sich einstellte, der nahe an 36 Stunden fortwährte. Früher hatte es am 6., 7., 8. und 9. nacheinander, dann auch am 24. bedeutend geregnet, am 25. stark geschneit, und die Donau war durch alle diese Niederschläge sehr bedeutend angeschwollen, so dass ihr Wasserstand mit Anfang Januars 1838 die an sich enorme und im Winter gar ganz ungewöhnliche Höhe von 22 Schuhen über 0 erreicht hatte; und schon jetzt die Ufer Ofens überschreitend, die Vorstädte dieser Stadt 2—3 Schuh hoch überschwemmte. Dazu war seit 27. December eine Kälte gekommen, welche in den letzten Tagen dieses Monats zu einer bedeutenden Höhe angestiegen war, und mit gleicher Intensität in das neue Jahr 1838 überging. Am 4. und 5. Januar fiel bei bedeutender Kälte ein mehr als Schuh hoher Schnee, der die, der Kälte wegen ohnehin schon mächtigen Eismassen, welche die Wogen der Donau mit sich führten, noch mehr verband, und so Mit-Ursache eines ganz ausserordentlichen Phaenomens ward, indem, des so sehr hohen Wasserstandes ohnerachtet, sich das Donaueis dennoch am 6. fest stellte. Am 7., 8. und 9. Januar schneite es, so wie am 13. und 14., der grossen Kälte ungeachtet, sehr bedeutend (der Schnee lag 3 Fuss hoch), und die gewaltigen Schneemassen, welche ringsum die Gefilde deckten, waren auch ein mächtiges Binde- und Verstärkungsmittel für die die Donau überliegende Eisdecke. Das Wasser war inzwischen bis zum 12. Januar wieder bis auf 18 Schuhe über 0 gefallen. Am 15. d. M. wüthete ein Sturm, der wohl mit gutem Rechte ein Orkan zu nennen war, und das Gehen in den Strassen der beiden Städte in hohem Grade gefährlich machte, auch die Schneemassen an vielen Stellen, besonders im Freien, 2 und mehr Klafter hoch zusammenwehte. Am 19. brach sich die Kälte, aber nur auf 24 Stunden, wieder, und es regnete und schneite

an diesem und dem folgenden Tage abermals stark. Vom 24. Januar an, gestaltete sich das Wetter, nachdem es 4 Tage lang wieder sehr kalt gewesen war, sehr veränderlich, und behielt diesen Charakter bis zum 17. Februar bei; während in dieser Zwischenzeit es an oftmaligen, mitunter bedeutenden, Regen- und besonders Schneeniederschlägen keineswegs ermangelte. — Am 17. Februar stieg die Kälte wieder sehr empfindlich, erreichte am 21. Morgens ihr Maximum für den ganzen Winter 183 $\frac{1}{2}$, brach sich aber schon am 24. wieder.

Von diesem Tage an war anhaltendes Thauwetter eingetreten, welches die ungeheuren Eis- und Schneemassen, die ringsum überall das Land deckten, zum Schmelzen brachte, und so den Fluthen der Donau eine so mächtige Speisung zuführte, dass es diesem gewaltigen Strome in seinen Ufern allgemach wieder zu enge ward, und er schon am 6. März dieselben wieder längs Ofen hin überstieg, ohne dass die Eisdecke, welche er trug, auch nur ein Geringes sich in Bewegung gesetzt hätte.

Mit bangendem Gemüthe zitterten nun die Bewohner beider Städte, der fast unvermeidlich erscheinenden Ueberschwemmung entgegen, und trafen die ihnen zweckdienlich scheinenden Vorkehrungen. Ofens Inwohner räumten dem grossen Theile nach wenigstens, da sie die Vorstädte allgemach unter Wasser gesetzt sahen, die, dieser Calamität ausgesetzten Wohnungen, retteten somit manche bewegliche Habe und fanden Zuflucht in den höher gelegenen Theilen ihrer Stadt, wo alle Gebäude unerreikbaar für Wassergefahr sind. So kam es, dass man in Ofen, so gross auch übrigens der Schaden in allen niedergelegenen Theilen dieser Stadt ist, wenigstens kein einziges, dem Ereigniss zum Opfer gewordenes Menschenleben zu beklagen hat.

Weniger glücklich, ja unglücklich, waren die Bewohner von Pesth. Zwar waren auch hier lange vorher Sicherungsmaassregeln getroffen worden, aber sie genügten nicht

für das eingetretene furchtbare Ereigniss. — Der höchste, bis jetzt glaubwürdig verzeichnete Wasserstand der Donau zwischen unsern Städten, hatte im Jahre 1775 am 13. Februar stattgefunden, wo er 23 Fuss, 11 Zoll über 0 betrug, und ebenfalls beide Städte überschwemmt waren. Dieses bisher bekannt gewesene Maximum des Wasserstandes, hatte allen Anordnungen und Sicherungsmaassregeln der Behörden und der Bewohner von Pesth zur Grundlage gedient, und nur Wenige liessen es sich einfallen, dass ein noch höheres Anschwellen der Donaufluthen möglich sei. — Allein das Unerhörte, das nie und nimmermehr Geahnte trat, in Folge des Zusammenflusses so mancher folgenschwerer Umstände auf welche der k. Ingenieur, Herr Paul v. Vászárhelyi, zu Anfang März, in der gehaltvollen, ungarischen Zeitschrift Athenaeum, mit richtigem Blicke und sachverständiger Erwägung aufmerksam gemacht hatte, dennoch ein. Der Strom schwoll bis zur Höhe von 29 Fuss, 4 Zoll über 0 an, und unvergesslich werden die Zerstörungen bleiben, welche die reissenden Fluthen bewirkten im Schoosse von Ungarns Metropolen.

Es setzte sich nämlich am 13. März der Eisstoss bei einem Wasserstande von 24 Fuss über 0 in Bewegung, mehrere losgerissene Mühlen, Schiffe, Hausdächer, Holzwerk u. s. w. mit sich führend. Die Gewalt der mächtig andringenden Eismassen ward vielen Häusern Ofens verderblich, indem sie dieselben beschädigte, ja mitunter ganz erdrückte, die dann unter schaudererregendem Gedröhne zusammenstürzten.

Noch war aber Pesth frei von Gefahr; nur die Keller und Kanäle waren erfüllt vom Gewässer der Donau, während die Dämme noch einen Fuss hoch ausser Wasser waren. Allein auch Pesth sollte das Unglück erreichen. Der Gang der gewaltigen Eisdecke fand nämlich ein Hinderniss an der grossen Insel Csepely und dem unglaublich dicken Eise zwischen dieser Insel und den jenseitigen Ufern, und alsbald stiegen, nachdem sich das Eis bei

Csepely wieder festgesetzt hatte, die Fluthen der Donau, durch Rückstauch, mit reissender Schnelligkeit.

In der darauffolgenden Nacht ward sowohl der Waitzner-, als auch der Soroksärer-Damm überstiegen, und mit zerstörender Gewalt ergossen sich jetzt die entfesselten Wogen über die unglückliche Theresien-, Joseph- und Franz-Vorstadt. — Aber um das Unglück vollkommen zu machen, überstieg bald nach Mitternacht, der, bis zu der Höhe von 27 Fuss, 1 Zoll über 0 angeschwollene Strom, auch noch seine Ufer längs der ganzen Stadt Pesth, und so schnell und verheerend stürzten die reissenden Wogen nun in die der Donau zunächstgelegenen Gassen dieser Stadt, dass die Bewohner der Erdgeschosse in den Häusern kaum Zeit genug erübrigten, auch nur das nackte Leben zu retten; denn obwohl gewarnt, wollte doch Niemand an solch' ein Unglück glauben, ja Mancher spottete sogar über die Vorkehrungen der Behörden! Schauerlich drang der Klang der Sturmglocken, vermengt mit dem 4000stimmigen Angstruf der Bedrängten Bewohner und dem Gedröhne einstürzender Häuser durch die Stille dieser furchtbaren Nacht. Aber erst der Morgen des 14. zeigte die Schrecknisse derselben in ihrer vollen Grässlichkeit.

Eisig erstarrte das Blut in den Adern desjenigen, der von der Höhe der Sternwarte aus, und mit den optischen Hilfsmitteln derselben, herabsah auf das sonst von so geschäftigem Leben erfüllte Thal der Städte. Pesth zeigte sich als einen weiten See, über dessen Oberfläche die niedern Dächer der Vorstadthäuser, und die Trümmer menschlicher Wohnungen schauerhaft emporragten. Nirgends sah man des Vormittags einen rauchenden Schornstein im ganzen weiten Pesth, denn alle Theile desselben, nur wenige höher gelegene, als da waren: der neue Marktplatz, und der Streif von der evangelischen Kirche gegen das Servitenkloster, und von da bis zu der Universitätsbibliothek hin ausgenommen, — waren fluthenbedeckt. Und wenn das Auge thränend sich abwandte von diesem

Schauplatze gräulicher Zerstörung, so drangen durch das Ohr die erschütterndsten Töne des Jammers und das dröhnende Gekrache zusammenstürzender Gebäude in die trauererfüllte Brust des ernstesten Betrachters, während der all dies Elend bewirkende Strom, ruhig — ja kaum bemerkbar, fortwälzte seine zerstörenden Wogen.

Noch höher, und immer höher stieg der Strom im Laufe des 15. und erreichte in der darauffolgenden, an Schrecknissen noch furchtbarern Nacht, als es selbst ihre zunächst vorausgegangene Schwester gewesen, die nie erhörte Höhe von 29 Fuss, 4 Zoll über 0. Dies war aber auch die Gränze, der höchste Grad des Jammers. Denn die Fluthen hatten sich im rechten Donauarme bei Csepely einige Bahn gebrochen, und ihre Höhe fing nun allmählig an abzunehmen; diese Abnahme wurde jedoch erst am 16. des Nachmittags rasch und erlösend, als sich das Donaueis im Hauptarme bei Csepely in bleibende Bewegung gesetzt hatte. Schon am 17. Morgens erschien das Ufer von Pesth trocken, und als im Laufe dieses Tages auch im Soroksärer Arme das Eis abgegangen war, fiel das Wasser so bedeutend, dass am 19. schon auch Ofens Vorstädte wasserfrei wurden, und am 20. der Strom wieder in seine alten Ufer sich zurückgezogen hatte, seine Wasserhöhe nur 15 Schuhe mehr betrug, und, ausgenommen einen hier mehr, dort weniger breiten Wasserstreif, der halbzirkelförmig die Theresien-, Joseph- und Franz-Vorstädte auch heute noch (3. April) durchzieht, bereits alle übrige Theile der Stadt Pesth wieder trocken erscheinen.

Das Elend und die Verheerungen, die während der 5 Schreckenstage vom 13. bis zum 18. März die beiden Städte betroffen, sind unbeschreiblich, namenlos, und werden selbst in der Geschichte nur wenig Seitenstücke finden. — In mehreren Häusern beider Städte erreichten die Fluthen selbst das erste Stockwerk; und Pesth litt insbesondere noch auch darum mehr als Ofen, weil man dort eine solchartige Gefahr für unmöglich hielt, und die

Ueberschwemmung sich in der völlig ebenen Stadt mit so reissender Schnelligkeit ausbreitete, dass man sich grösstentheils bloss auf die Rettung des Lebens beschränken, und häufig alle, in den ebenerdigen Kaufläden, Wohnungen, Magazinen und sonstigen Räumen befindliche Habe und Güter der Wuth des Elementes zur Beute lassen musste. — Zudem fehlte es auch an den so nöthigen Wasserfahrzeugen (die für eine so ausgedehnte, und in ihrem ganzen Umfange vom Unglücke ereilten Stadt, wie Pesth ist und war, die Zahl mehrerer Tausende hätte betragen müssen, um in genügender Menge vorhanden zu sein), und so konnte es gar nicht anders kommen, als, dass, nachdem die, meistentheils aus Lehmziegeln und derlei unfesten Materialien erbauten Vorstadthäuser schon bei dem ersten Andrang der Fluthen oder doch bald nachher zusammenstürzten, viele ihrer Bewohner unter den Trümmern derselben einen schauerhaften Tod, und ein unerwartetes Grab fanden. —

In allen Theilen der Stadt stürzten ausserdem Kanäle und Keller ein, und das Wasser drang aus dem durchweichten, sandigen und moorigen Grunde auf die Oberfläche empor, den Boden, die Einfahrten in die Häuser, ja selbst das Strassenpflaster zerstörend, das sich an vielen Stellen tief in die Erde einsenkte. In den spätern Tagen der Catastrophe zeigten selbst grosse, solid gebaute Gebäude Spuren der Erschütterung; sie setzten sich, ihre Mauern erlitten mitunter bedeutende Risse, und man musste durch angebrachte Holzstützen ihrer weitem Zerstörung Einhalt zu thun suchen. Stets schwebte man in den Gassen in Lebensgefahr, hier von den anstürmenden Fluthen, dort von, dem Einsturze sich nähernden Häusern bedroht.

Doch war alle Aufmerksamkeit sowohl der Behörden, als auch vieler herzhafter u. hochherziger Privaten darauf gerichtet, die verzweifelnden Bewohner an sichere Orte zu retten, als welche sich die wasserfrei gelegenen Stadt-

theile Ofens, und einige Gebäude Pesth's, — als da sind: das Ludoviceum, das Invalidenpalais, das Franziskanerkloster, die daranstossende Universitätsbibliothek, das grosse Seminair, das Universitätsspitalgebäude, nicht minder das gräflich Károlyi'sche und einige andere Privathäuser darboten.

Zu dem allgemeinen, an Verzweiflung gränzenden Jammer und Schrecken gesellte sich auch noch der Mangel selbst an den nöthigsten Lebensmitteln, ja sogar an Trinkwasser; da die Bäckerläden, Fleischbänke, Gasthäuser und Brunnen der Stadt — mit seltenen Ausnahmen — unter Wasser standen.

Ja selbst der geheiligte Ruheplatz der Todten ward erschüttert von der nichts schonenden Wuth der entfesselten Fluthen. Viele schöne, Seite 108 d. B. erwähnte Grabmäher und Gruften des Friedhofes ausser der Waitznerlinie sind zerstört, und zerstreut schwammen, — ein ernstes, grauses Bild — die ihrer Wohnstätte gewaltsam entrissenen Särge auf den Fluthen herum.

Pesth, des Landes Zierde und sein Stolz, das industrielle, reiche und so herrlich erblühende Pesth, bietet jetzt ein schauerhaftes Bild des Jammers und der Zerstörung dar. Keine Feder ist im Stande diese ungeheuren Verwüstungen in ihrem wahren Lichte darzustellen. Man muss sie sehen, um sie gehörig zu würdigen. Seine Vorstädte liegen ganz in Trümmern, in seinem eigenen Schoosse sind viele Gebäude eingestürzt und können noch mehrere nur durch Stützen vor ähnlichem Schicksale bewahrt werden! — Wie sahen die früher so luxuriösen und volkreichen Gassen Pesth's nach der Uberschwemmung aus?!! Dank dem Himmel, dass wenigstens die prächtige, Pesth so besonders charakterisirende Häuserreihe längs der Donau hin, und die schöne Dorotheengasse unbeschädigt geblieben, die innere- und Leopoldstadt aber wenigstens nicht stark beschädigt wurden.

Aemtliche Berichte zeigen, dass in Pesth 2281 Häuser ganz eingestürzt sind, und 827 starke Beschädigungen erlitten. In Ofen, wo das Neustift, und der an die Stadt angebaute k. Kronmarkt Altofen am meisten gelitten haben, sind, ebenfalls nach ämtlichen Erhebungen, eingestürzt: 601, und beschädigt: 536 Häuser.

Unberechenbar ist der materielle Schaden den die Städte erlitten, und er darf füglich auf mehrere, ja viele Millionen angeschlagen werden; — wie vielen Menschenleben aber das furchtbare Ereigniss in Pesth ein Ziel gesetzt habe, ist noch genau zu ermitteln unmöglich gewesen, allein sehr gute Gründe lassen fürchten, dass die Zahl der, den Schrecknissen dieser Catastrophe, gefallenen Opfer die Zahl mehrerer Hunderte erreichen dürfte.

Tausende von Menschen sind durch dieses traurige Ereigniss obdachlos geworden, die nun von der, für diese Jahreszeit strengeren Kälte viel zu leiden haben, und Rheumatismen, Katarrhe, Diarrhöen und andere rheumatisch-katharrhalische Affektionen sind jetzt sehr häufig. Ungeachtet dessen übt die kalte Witterung auf den allgemeinen Gesundheitszustand bei weitem keinen so nachtheiligen Einfluss, als man es von höherer Wärme zu erwarten haben würde. Denn der, nach der Ueberschwemmung zurückgebliebene, stinkende Schlamm, die faulenden Waaren und Thiere verdunsten auf diese Weise nur nach und nach, ohne Nerven- und Faulfieberepidemie, wie sonst leicht der Fall hätte eintreten können, zu veranlassen.

Wenn tiefer Schmerz die Brust jeden Menschenfreundes in der Periode der hier nur flüchtig beschriebenen Schrecknisse erfüllte, so fand er Erhebung und reichen Stoff für Dank und Freude in dem edlen Wetteifer, der sich bei allen, entweder gar nicht oder weniger schwer vom Unglücke betroffenen Bewohnern der Städte kund gab, wo es der Ausübung der erhabenen Tugend der Menschenliebe galt; und es bleibt ewig erhebend, tröstend und hochrühmlich für alle Bewohner dieser Städte, dass

in ihrem Schoosse, Menschenliebe, Wohlthätigkeitssinn und wahre Tugend nicht bloss leere Worte sind.

Alles, von des Königs erhabenem Statthalter an, bis herab zu dem Geringsten der Bewohner, übte warm und innig, jeder nach Maassgabe seiner Kräfte, die heilige Pflicht der Menschenliebe aus. Stoische Verachtung der Gefahr und Preisgeben des eigenen Lebens für die Rettung des fremden bezeichnete diese Ausübung — und Unglück mindern, Thränen trocknen und die Gemüther beruhigen, war das edle Geschäft so Vieler während der Schreckens-epoche. — Den Menschenfreund lohnt hinreichend sein Selbstgefühl; und wenig mag es ihm gelten, ob der Zeitungen volltönende Allarmtrompete auch seinen Namen der Welt bekannt gibt oder nicht.

Zum Schlusse haben wir nun noch zu erörtern uns vorgenommen, welche Momente wohl noch, ausser den Fluthen der hochangeswellten Donau, zu der so ungeheuren Zerstörung, ganz vorzüglich der Pesther Stadt, beigetragen haben mögen?

Diese Frage drängt sich uns um so mehr auf, als es sich evident herausstellt, dass die stockhohen Häuser am Ofner Donauufer, obschon diese in 2 Monaten 2 Ueberschwemmungen zu überstehen hatten, und zuletzt vom 6, bis 19. März bald mehr bald weniger hoch im Wasser standen — dennoch, im Verhältniss zu den Häusern von Pesth, nur wenig gelitten haben. Der Grund hievon, und die Antwort auf unsere Frage sind beide gleich einfach. Denn:

1tens Ist Ofens Grund und Boden lehmig, mit verschiedenen Kalkformationen vermischt, und steinfest, während der Boden von Pesth aus lockerem Sand und Schlammgergel besteht.

2tens Sind Ofens Gebäude grösstentheils älter und daher zwar weniger elegant, aber dafür um so solider gebaut; während man in Pesth nur zu sehr alle übrigen

Erfordernisse eines soliden Gebäudes der einseitigen Rücksicht auf Eleganz und schnellen Zins zum Opfer brachte.

Man darf in der That nur einen mehr als flüchtigen Blick auf die Bauart sowohl der Häuser als der Kanäle von Pesth werfen, um unsere Erklärung sehr natürlich zu finden. Man verwendete in Pesth als Hauptbaumaterial häufig den weichen Thon- und Kalksandstein, der zwar leicht zu bearbeiten ist, sich aber im Wasser auflöst, zerfällt, und folglich für die unterirdischen Bauten gar nicht taugt; und dann nicht minder oft Ziegel, gebrannt in der Nähe von Pesth, wo gar kein fester Ziegelthon zu finden, sondern diese Erdart überall zu sehr mit Sand und Mergel vermenget ist, um dauerhafte Ziegel zu geben.

Ausserdem wird zum Mörtel gewöhnlich zu wenig Kalk und zuviel Sand genommen, und der letztere ist keinesweges grobkörniger Kiesel-, sondern es ist der feine Flugsand. — Auch gibt sich bei den meisten Bauten zu sehr das für die Festigkeit der Gebäude verderbliche Ringen nach möglichst schnellem und möglichst hohem Gewinne kund, und es werden aus diesem Grunde oft die Fundamente nicht tief genug gegraben, die Mauern weder hinreichend dick gemacht, noch miteinander fest genug verbunden, und die Gebäude nicht gehörig ausgetrocknet. Wie sollten dann die mit so wenig soliden Materialien auf lockerem Sandboden, zu oft nicht fleissig genug, gebauten Fundamente die Last mehrerer Stockwerke mit Sicherheit tragen? Zwischen Last und Kraft muss ein gehöriges Verhältniss stattfinden. — Man wird wahrlich nichts Unbilliges sagen, wenn man behauptet, dass die in Pesth bis jetzt üblich gewesene Bauart zwar äusserst gefällig und schön, aber dabei zu leicht, flüchtig, mitunter nachlässig gewesen sei, und dass man da sehr oft die erste Hauptregel der Baukunst vergass, welche sagt, dass ein Gebäude: *fest*, zweckmässig, bequem und schön sein müsse. In Pesth blieben aber sehr oft über dem schön die übrigen Vorschriften der Cardinalregel unbeachtet.

Was die unterirdischen Bauten und den Bau der Kanäle besonders anbetrifft, kömmt zu den über sonstige Bauwerke Gesagten, auch noch das Festhalten an dem, zwar in ökonomischer Hinsicht vortrefflichen, sonst aber sehr verderblichen Grundsätze hinzu, diese öffentlichen Bauten demjenigen zu überlassen, der sie am wohlfeilsten zu liefern verspricht!!

Allein wir glauben uns dem festen Vertrauen hingeben zu dürfen, dass die Verschönerungs-Commission — nach dieser fürchterlichen Lehre — von nun an die Lokalität einer von Wassergefahr bedrohten Stadt berücksichtigen und eben sowohl für Festigkeit und Sicherheit der Bauwerke mit gleichmässiger Schönheit derselben, fürsorgen werde, wie das bisher für Verschönerung allein geschehen war; und es sind bereits höhern Orts, wie man vernimmt, die geeignetesten Vorkehrungen im Gange, um nach einem neuen, umfassenden Plane sowohl die jetzt ruinirten Theile, als auch die neuen Bauten zu reguliren. Möge man hiebei die S. 8 dieses Buches angedeuteten Niederungen besonders berücksichtigen, und die Häuser, selbst in den Vorstädten, nur von solidem Material zu bauen erlauben; die von Lehmziegeln etwa zu erbauenden Häuser aber auf höher gelegene Orte verweisen.

Endlich wagen wir es auch noch, die beruhigende Hoffnung auszusprechen, dass Pesth in wenigen Jahren weit schöner und eleganter aus seinen Trümmern sich wieder erheben werde, als es vor der unheilbringenden Catastrophe gewesen war, und wie es ihm ohne diese Catastrophe nie gelungen wäre. Allerdings haben Viele, besonders die Hauseigenthümer schwere Verluste erlitten, doch sind selbe, Gott Lob, nicht unersetzlich. Fleiss, Beharrlichkeit, Umsicht und kluge Eintheilung werden die jetzigen Verluste in wenigen Jahren unfühlbar machen. Die beiden Städte vereinigen in sich viele Eigenschaften, die ihnen einen höhern Wohlstand stets sichern werden. Dafür bürgen uns vorzüglich die Huld unseres

allernädigsten Monarchen, die hochherzigen Gesinnungen, die reiche Erfahrung und der mächtige und wohlwollende Schutz Sr k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Joseph, Ungarns hoch- und allverehrten Palatins, der patriotische Sinn der ganzen ungarischen Nation und das rege Mitgefühl der Bewohner der gesammten österreichischen Monarchie, vorzüglich aber die edle Theilnahme der Bewohner von Wien, die sich dadurch ein unvergängliches Denkmal in den dankerfüllten Herzen der Ungarn errichtet haben.—Denn kaum hatte die erste Trauerbotschaft über dieses Unglück Ungarns Gränzen überschritten, als auch alsbald in den Gemüthern der ganzen österreichischen Monarchie eine rege und enthusiastische Theilnahme sich kund gab. — Unter solchen Verhältnissen aber, wie die oben angegebenen, ist der schöne Glaube, den wir oben ausgesprochen, gewiss kein leerer Wahn, dass nämlich die beiden Städte bald, und zwar in erneuter Kraft und mit verjüngter Schönheit wieder erblühen werden.





